MENSCHENGESTALT UND CHARAKTER

VON

EMIL PETERS

II

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/menschengestaltu02pete

Zürich, den 3. Juli 1939.

Meiner lieben Schwester

zur Erinnerung an den

Geburtstag.

Alice

Menschengestalt und Charakter

II.

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1923 by Volkskraft-Verlag, Konstanz (Baden)

Die Verwendung der Originalzeichnungen zu Lichtbildern darf nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verfassers geschehen. Die Federzeichnungen sind Originale von Herbert Holzer in Emmishofen

Den Druck besorgte die
A. Oelschläger'sche Buchdruckerei
in Calw (Württemberg)

Wahlspruch:

„Denn gleich der Flamme, die sich nachbewegt,
Wo irgend hin des Feuers Pfade wallen,
So folgt die Form, wohin der Geist sie trägt."

Dante „Göttliche Komödie".

Menschengestalt und Charakter

Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis

Von

Emil Peters

II. Teil:
Körperformen, Gliedmaßen und Formtypen

1. Auflage / Mit 197 Abbildungen

Volkskraft-Verlag / Konstanz (Baden)
1 9 2 3

Inhalt:

		Seite
Vorwort		5

I. Teil: Die Körperformen.

1. Kapitel:	Die Form und die schöpferische Idee	7
2. „	Vom Körperinstrument der Seele	13
3. „	Vom Maßverhältnis im Körperbau	16
4. „	Vorbilder klassischer Kunst	22
5. „	Vom Baumaterial des Körpers	25
6. „	Körpermasse und Körpergewicht	32
7. „	Die Formwandlungen des Körpers	39
8. „	Hals- und Nackenformen	49
9. „	Brust und Rücken	61
10. „	Bauch und Hüften	73
11. „	Haut und Körperhaar	79
12. „	Form und Bedeutung der Arme	82
13. „	Die Formen der Hand	89
14. „	Die Beine und die Füße	135
15. „	Die Schuhe und der Gang	149

II. Teil: Formtypen.

16. „	Formtypus und Formstufe	156
17. „	Die Polarität von Rumpf und Kopf	161
18. „	Der elementare Mensch	168
19. „	Der Ernährungsmensch	176
20. „	Der Ernährungs- und Gefühlsmensch	187
21. „	Der Kraftmensch	204
22. „	Der Tatmensch	210
23. „	Der reine Gefühlsmensch	222
24. „	Der Hirn- oder Geistmensch	245
25. „	Der disharmonische Mensch	287
26. „	Der Durchschnittsmensch	319
27. „	Der harmonische Mensch	328

Vorwort.

Bald schon nach dem ersten darf nun auch dieser zweite Band meines Werkes erscheinen. Strengste Abgeschlossenheit vom äußeren Leben förderte die Arbeit, der viele Jahre voller Studien und praktischer Beobachtung vorausgingen. Mehr und reichlicher als irgendwem stand mir praktische Erfahrung zur Seite, die sorgfältig auf die in ihr schlummernden Gesetzmäßigkeiten geprüft war.

Vorsichtig sind alle gar zu weitgehenden Folgerungen vermieden, alle die ebenso kühnen als leeren Behauptungen unterlassen worden, mit denen von jeher die Dilettanten, die unwissenden Phantasten auf dem Gebiet der Menschenkenntnis Eindruck zu machen suchten. Jegliche Spekulation ist in diesem Werk zurückgestellt vor der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung und der morphologischen (formsprachlichen) Erkenntnis.

Den Charlatanen war von jeher die Physiognomik ein Feld ergiebigster Ernte. Ihr Mangel an Sachkenntnis ließ sie oft die Menschenkenntnis in das mystische Gewand des Orakels hüllen.

Hier aber handelt sich's nicht um mystische Dinge, sondern um einfache naturwissenschaftliche Tatsachen. Je tiefer sie begründet sind, desto eher vermag der denkende Mensch sie nachzuprüfen. Desto gründlicher wird aber auch auf diesem Gebiete den Dilettanten das Handwerk gelegt.

Niemand sollte sich abschrecken lassen durch das überlegene Lächeln und den Spott der Ignoranten, der Nichtswisser. Nur wer die Menschenkenntnis praktisch nachprüfte und Erfahrungen sammelte, nur der vermag über sie zu urteilen.

Nachprüfen aber sollte sie jeder. Ärzte, Lehrer, Richter, Künstler sollten ihre natürlichen Verteidiger sein. Sie vermögen ihr am meisten zu dienen und ziehen selber aus ihr den allermeisten Nutzen.

Der Maler, der Bildhauer — er wird dieses Buch begreifen. Denn seine Kunst wird, sofern sie tief und heiß ihm aus der Seele quillt, ihm längst die Wahrheit dieser Dinge gezeigt haben. Ist doch alle Kunst nichts anderes als Symbolik.

Eine Wahrheit wird nie durch Spott getötet. Und im Kampf wider sie hat noch allemale die Wahrheit gesiegt. Das wird auch — deß bin ich gewiß — die Menschenkenntnis einmal von sich sagen können. Sie ist eine so tiefernste, eine für alles Menschensein so ungeheuer bedeutungsvolle Sache, daß kein Spott sie treffen kann; denn er verrät nur die Oberflächlichkeit und Armut des Denkens.

Es ist fast wie ein tiefer und brennender Schmerz, mit dem wir das Geheimnis des Menschen zu erforschen suchen, ein schmerzliches Sehnen, die Rätsel seiner Natur zu lösen. Wer dies so tausendfältig verschleierte Bild doch einmal in voller Klarheit sähe! *Was ist der Mensch?* Dies ist die ungeheure Frage, die wir uns in diesem Buche stellen.

Ich weiß, die Masse der Menschen steht dieser Frage mit der Gleichgültigkeit und inneren Trägheit gegenüber, aus der nur selten ein großes Ereignis sie heraushebt. Aber die Zahl derer ist nicht gering, die mit heiligem Eifer in ihres eigenen Wesens rätselvolle Gründe und in die komplizierte menschliche Natur eindringen möchten.

Es gibt im Weltall keine Form ohne eine schöpferische Idee.

Das ist die Wahrheit, von der dieses Werk ausgeht. Es wendet sich nicht an Menschen, denen eine formale Bildung genügt, sondern an solche, die die sittliche Idee des Menschenlebens begreifen und das Kunstwerk göttlicher Schöpfung bewundern lernen wollen.

Dieser zweite Band meines Werkes tut einen weiten Schritt aus der Bequemlichkeit heraus, mit der die sogenannnte Menschenkenntnis meist bei der Betrachtung der Schädel- und Gesichtsform verharrt. Er durchwandert ein ungleich schwierigeres Gebiet, versucht die Formgeheimnisse in *Rumpf* und *Gliedmaßen* zu entschleiern und schließlich die Menschen in ihrer körperlichen Gesamterscheinung zu gruppieren, also eine Anzahl bestimmter Formtypen zu gewinnen.

So ist nun eine Arbeit abgeschlossen, die in langen Jahren reifte. Ihrer Unzulänglichkeit und ihrer Mängel bin ich mir bewußt. Wer vermöchte hier Abschließendes, Vollkommenes zu sagen? Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern, sagt *Goethe*. Aber wenn jeder mit so viel Ehrfurcht und Liebe die Schleier zu lüften trachtet, wie dieses Buch es will, dann kommen wir dem Rätsel des Menschen näher. Das Dunkel lichtet sich. Wir lernen sehen und — begreifen. Aus Wissen keimt Verstehen. Und aus Verständnis wächst die Liebe.

Das ist der sittliche Gedanke, dem alle Menschenkenntnis dient, und dem auch dieses Werk sich beugt.

Konstanz (Baden). *Emil Peters.*

Erster Teil.

Die Körperformen.

1. Kapitel.

Die Form und die schöpferische Idee.

Wer den ersten Band dieses Werkes gelesen hat, hegt wohl keinen Zweifel mehr, daß es möglich sei, aus der äußeren menschlichen Form das innere seelische Leben mit einer Sicherheit zu erraten, die dem Laien erstaunlich bleibt und der Menge zu allen Zeiten als etwas Mystisches, abergläubisch Bewundertes erschien, dem Kenner aber selbstverständlich ist. Ist doch der Körper nur ein Abbild unserer eigentlichen Wesenheit, der Seele. Und liest der Denkende doch aus der Gliederung des Körpers die Entwicklungsgeschichte heraus, die auch wieder nur Symbolik ist. Denn alle Entwicklung, alle Gestaltung des Körpers, alle Morphologie, ist im letzten Grunde ein Ringen der Seele.

Alles Stoffliche, alles Leibliche, ist eine in die Erscheinung getretene Idee. Was die Anthropologie (Menschenkunde), die vergleichende Anatomie (Lehre vom Körperbau), die Morphologie (Formen- und Gestalten-Entwicklungslehre) uns zeigen, sind Ergebnisse, Tatsachen. Hinter dem Gewordenen, hinter den Formen, aber steht das große Drängen, die ewig unstillbare Sehnsucht der Idee nach Form, Ausdruck und Gestaltung.

Diese innige Beziehung zwischen Idee und Ausdruck, zwischen Wesen und Form, zwischen Seele und Körper ist das, was wir mit einem sehr ernst klingenden Wort Menschenkenntnis nennen. Ernst deshalb, weil sie durchaus hineingehört in die Reihe der wissenschaftlich begründeten Lehren.

Begegnen wir diesen mit Achtung, so ist doch wahrlich kein Grund, über die Menschenkenntnis zu spotten. Freilich war und ist sie allzuoft in den Händen von Dilettanten und kritiklosen Anbetern in's ganz und gar unwissenschaftliche, ja in's lächerliche verzerrt worden. Aber sowenig es die medizinische oder irgendwelche andere Forschung herabwürdigt, wenn diplomierte oder undiplomierte Pfuscher auf Irrwegen wandeln, so wenig darf der Irrtum und der Dilettantis-

mus, die sich im Gebiet der Menschenkenntnis tummelten, uns daran hindern, das Rätsel des Menschen in seiner körperlichen Erscheinung zu lösen. Wahrheit und Irrtum sind allezeit miteinander verknüpft. Und wie das Licht mit dem Schatten ringt, so erweist eine Wahrheit ihre stählerne Kraft erst im Kampf mit dem Irrtum.

Es gehört zur Menschenkenntnis — das sei hier allen denen gesagt, die da glauben, von heute auf morgen sich ihre Früchte pflücken zu können — eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende persönliche Erfahrung. Glaubt man, einen so hochkomplizierten Organismus, wie den des Menschen, mit einem einzigen noch dazu ungeübten Blick erfassen, ein in Freud und Leid, in Dur und Moll so seltsam zuckendes Ding wie die Menschenseele, ein von Widersprüchen so erfülltes Etwas wie den menschlichen Charakter mit ein paar Phrasen und Formeln deuten zu können?

Wir möchten hineinpfeffern in die heillose Wirtschaft der Traktätchenliteratur, die — unwissend und anmaßend zugleich — sterblichen Menschen die Weisheit von Göttern verspricht. Aber wir wehren uns auch gegen jene Kritiker, die alles in einen Topf werfen und — ohne alle Kenntnis der einschlägigen wertvollen Literatur, ohne alle und jede persönliche Erfahrung — die Menschenkenntnis auf die Stufe der Wahrsagerei aus dem Kaffeesatz stellen. Ihr spöttisches Lächeln würde verschwinden, wenn sie wüßten, wie ernst und tief Goethe, Alexander von Humboldt, Hufeland und viele gelehrte und künstlerisch bedeutende Menschen seit Jahrhunderten an dieser Möglichkeit teilnahmen, die Seele, den Charakter des Menschen aus seiner körperlichen Erscheinung zu enträtseln.

Was für jede Wissenschaft gilt, das dürfen auch wir beanspruchen, nämlich daß nur Kenntnis und Erfahrung das Recht zur Kritik geben. Wen nie die wunderbare Zeichensprache des Körpers fesselte, ja wem die einfachsten Begriffe der Morphologie fremd sind, darf der sich erkühnen zu urteilen?

Ja — wir drehen den Spieß um und sagen: „Arm an Geist, oberflächlich im Denken und von stumpfer Seele ist ein Mensch, dem alles nur Körper, nur stoffliches Zufallsgebilde ist, ohne einen tieferen Sinn, ohne einen gestaltenden und bildenden Gedanken." Standen da nicht die alten Völker auf einer weit höheren Stufe der Kultur, weil sich in ihrer Dichtkunst, ihrem Mythos (Sagenwelt) immerfort zeigt, wie sie in die Idee der Schöpfung eindrangen? Stand nicht die religiöse Kultur des Mittelalters, ja steht nicht alle religiöse Kultur himmelhoch über jenen Modernen, die jedes Symbol verspotten, nur weil ihr verdorrtes Herz den Pulsschlag des Ewigen nicht mehr verspürt?

Wer nur die Form sieht, nicht aber die schöpferische Idee, aus der sie wurde, der hat für sich die Tore zugeschlagen, die aus dem Diesseits in's Jenseits

führen, aus der kummervollen Enge von Raum und Zeit in das Gewoge der Ewigkeit. Er ahnt nicht das schöpferische Walten Gottes. Das geistige, schöpferische Gesetz der Natur ist ihm fremd. Darum ist er selber unschöpferisch, ungenial, ja im eigentlichen Sinne „armselig". Denn uns Menschen alle erfüllt doch ein einziges großes Suchen, das Suchen nach Gott. Erkennen wir aber, daß die göttliche Idee nirgendwo stärker und vollkommener ausgesprochen ist, als im Menschen, so begreifen wir auch, daß die Deutung der lebendigen Symbole, das Suchen nach der Idee, die Enträtselung des Seelischen, nirgendwo interessanter und erfolgreicher sein kann als beim Menschen.

Im Menschen und seiner wunderbaren Organisation, in der Schönheit seines Körpers, der Erhabenheit und Kraft seines Geistes, in der Tiefe und Weite und der künstlerischen Bildkraft seiner Seele fließt immer wieder der gesamte Kosmos wie in einem einzigen kleinen Wunderwerk zusammen. Der Mikrokosmos (die kleine Welt) Mensch ist ein Symbol (Sinnbild) des Makrokosmos.

*

Wer des Lebens Eigengesetzlichkeit erkannte, wer dem „Geist" (Gott) plastische, schöpferische Kraft zuerkennt, eine Kraft, die beständig und ewig bildend, formend, gestaltend an der Materie tätig ist, der muß auch den umgekehrten logischen Satz zulassen, daß von der Form der Materie, von ihrer jeweiligen Physiognomie, ihrer Gestalt, Schlüsse gezogen werden können auf dies geistige Wirken, auf das, was wir Seele, Charakter, Persönlichkeit nennen.

Gestalt, Aussehen, Typus, Maßverhältnis, Farbe, Gewebsbau, Geste, Bewegung — dies alles ist also nicht bloß materiell. Es ist Manifestation des Geistigen. Es ist nicht Zufall, sondern Gesetz, nämlich Gesetz der geistigen Auswirkung.

Alles Körperliche entspricht irgendwelchen geistigen Energien, geistigen Vorgängen. Und alles Geistige, alles Innere, muß deshalb am Körperlichen, am Äußeren, abgelesen werden können.

Man darf es ruhig aussprechen, daß der materialistische Mensch gänzlich unfähig ist zur Beurteilung eines Charakters aus der körperlichen Form. Die feinen und feinsten Ausstrahlungen des Körpers vermag er nicht zu sehen. Damit bleibt er ein Stümper in einer Sache, die einen Menschen von empfindlicherer, geistigerer Organisation verlangt. Aller Materialismus vermag nicht die medialen Kräfte, die im Menschen schlummernde Sehergabe, die Feinfühligkeit unserer seelischen Organe zu entwickeln. Nur durch diese grundsätzliche Stellungnahme zum Weltproblem, die hinter dem Geschöpf ehrfürchtig den Schöpfer sieht, lernen wir des lebendigen Körpers Zeichensprache verstehen. Denn diese plastische,

schöpferische Idee wirkt sich je nach der Kraft, der Größe und der Reinheit, die ihr innewohnen, im Körper bald so, bald anders aus.

*

Nie hat sich das Volk die Gewißheit nehmen lassen, daß eines Menschen Wesen, sein Charakter, aus seiner Form spricht. Die Werke der Dichter, der Schriftsteller, wimmeln von solcher menschenkundlichen Erkenntnis. Ja, die Sprache selber ist voll von Ausdrücken dieser Übereinstimmung von Form und Wesen. Aus einem hervorragenden Roman greife ich willkürlich zwei Stellen heraus:

„Der schmallippige Mund war — — — herrisch, fast grausam." „Benedikt wunderte sich über die wilde, lechzende Roheit ihrer Stimme, darin auch nicht ein Fünkchen jenes Goldgrundes fraulicher Milde, innerer Güte schimmerte."

Auf solche Kunst der genialen Einfühlung, des Erratens einer unsichtbaren Innenwelt, kann sich die Wissenschaft, kann sich auch die Allgemeinheit nicht verlassen. Die letztere muß von der ersteren die physiognomischen Gesetze empfangen, ohne die alle vermeintliche Menschenkenntnis ein Wirrwarr haltloser persönlicher Meinung bliebe. Die seelische Feinfühligkeit, sozusagen die charakterkundliche Feinhörigkeit, mag dabei stets verhindern, daß der Urteilende zum Richtenden wird. Sie mag der Wissenschaft der Menschenkenntnis in der Praxis die künstlerische Prägung, die menschlich voll- und warmklingende Note, den eigentlichen Seelenton geben — die Grundlage allen Urteils aber ruht auf dem vom Verstand erkannten Gesetz.

Nicht so, daß Menschenkenntnis reine Mathematik wäre. Mathematisches ist sicher in den Grundformen gegeben. Aber der lebendige Mensch ist so wenig wie das Straßburger Münster aus seiner Länge und Breite zu begreifen. Wie hier des Meisters Genius in schöpferischem Spiel die mathematische Grundform belebte, so liegt in des Menschen Blick, in der Grazie eines Mundes, im Teint, in der Schönheit glanzvollen Haares, im wiegenden oder federnden Gang so vieles aus der unmeßbaren, unwägbaren Rätselwelt seiner Seele, daß Verstand und Gefühl, Wissenschaft und künstlerischer Blick sich stets vereinen müssen, damit die Menschenkenntnis nicht Stümperei werde.

Ja gibt es denn überhaupt ein Gebiet, auf dem das wissenschaftliche und das künstlerische Element auseinandergerissen werden dürften? Sehen wir nicht Kurpfuscher, die aller medizinischen Forschung spotten, weil ihnen der elementarste Respekt vor wissenschaftlicher Arbeit fehlt? Sie bauen auf irgendeine höchstpersönliche Anschauung, aus der sie eine Genialität konstruieren. Und gibt es nicht Ärzte, die die sichtlichen Lücken bloßer Wissenschaft nicht mit jener per-

sönlichen Einfühlungskraft, jener „inneren Stimme", auszufüllen vermögen, die allein alles Wissen zur lebendigen Kunst des Augenblicks werden läßt?

Solche beständige Verschmelzung von Wissen und Gefühl kann der wahre Menschenkenner am wenigsten entbehren, will er nicht ein Lehrling bleiben in einer Kunst, die einen Meister verlangt. Der echte Wissenschaftler, der echte Künstler, der Dichter, Schriftsteller, Lehrer, sie alle spüren in allem dem Geheimnis des Seelischen nach. Denn am Ende ist dies die große Aufgabe aller Menschen. Wo dies Seelische, das Unerkannte, nicht gefühlt wird, da herrscht — auch in der Wissenschaft — armselige Unwissenheit, nüchtern-sezierende Handwerksarbeit, die die glühende Seele des Künstlers vermissen läßt. Denn was wir wissen, ist nur ein Atom, verglichen mit dem, was wir nicht wissen.

Wo aber bloßes Gefühl oder idealer Drang alles Wissen, alles reale Forschen, alles gewissenhafte Wahrheitsuchen zur Seite drängen, da entsteht Schwärmerei, Weltfremdheit, Irrtum. Wir sollen in der Wissenschaft die Wirklichkeit erkennen, aber auch ernst und schön und mit tiefster Liebe dem Geheimnis der Seele nachstreben, sonst verlieren wir uns in Schematismus, in die Starrheit der Theorie.

Denn da liegt vor uns das große Kennzeichen alles Lebenden und also auch des Menschen: *sein Leben ist ein Werden*. Ein Werdender war er gestern, ein Werdender ist er heute. Ein Werdender bis zur Stunde, da der letzte Hauch seinem Munde entflieht.

Wer ihn beurteilen will, hat nicht eine starre, meßbare Form vor sich. Er sieht in dem Heute das zusammengefaßte Bild des Vergangenen. Ja er muß im Gesicht dies Vergangene lesen lernen. Je mehr es die Seele bewegte, desto charaktervoller hat es die äußere Erscheinung herausgearbeitet. Je eindrucksvoller und lebendiger aber diese, desto günstiger urteilen wir über die geistigen Energien, mit denen ein Mensch sich seiner Zukunft gegenüberstellt.

Vergangenes kann auch seelische Kräfte abgestumpft, ja getötet haben. Dann wird diese Stumpfheit sich ebenso im Gesicht äußern. Und wir haben keine günstige Voraussage für das, was einem Menschen noch bevorsteht, was er etwa unternehmen und durchführen will.

So steht jeder Mensch zwischen Vergangenheit und Zukunft. Das Heute seines Lebens ist die Frucht des Gestern, und in ihr schlummert der Samen für das Morgen. Er ist ein Wanderer. Der Menschenkenner muß, wenn der Andere vor ihm steht, an seinem Äußeren die Freuden und Leiden, den Erfolg und die Mühen, die hinter ihm liegen, erkennen. Denn nur so kann er wissen, was an Kräften und Fähigkeiten in ihm lag, und was davon das Leben entfaltete oder zerstörte.

*

Riesengroß, gigantisch sind die Ausblicke, die die Menschenkenntnis dem Denkenden eröffnet. Vieles von dem, was Wunder schien, wird durch sie erklärt. Der Psychologie gibt sie ihre eigentlichen Grundlagen, der Pädagogik ein überaus wertvolles Mittel der Unterscheidung, dem Arzt — namentlich dem Psychotherapeuten (Seelenarzt) ein wertvolles und gar nicht zu entbehrendes Hilfsmittel bei der Diagnose. Dem Geistlichen ist sie ein Führer durch das Labyrinth menschlicher Seelennöte, allen Menschen aber ein Weg sittlicher Erkenntnis, eine Grundlage für Lebensführung und Charakterbildung, ja ein Führer in die Schönheit einer Weltanschauung, die im Seelischen wurzelt.

Denn der Mensch ist seinem wahren Wesen nach Seele. Die Seele ist es, die den Körper baut. Und was wir Leben nennen, ist das ewige Walten der Seele.

Welch ein Wahn, nur im Hirnleben die Seele zu suchen! Diese Stückweisheit verdanken wir ja jener materialistischen Wissenschaft, die die Seele mit dem Seziermesser bloßlegen wollte. Um wievieles weiter schaute da doch Thomas von Aquino, der nicht nur der Seele die Fähigkeit der Erkenntnis zuerkannte, sondern auch der Ernährung, der Stoff- und Formbildung. Er unterschied in der Seele eine potentia vegetativa, sensitiva, intellectiva, appetitiva und motiva. Folgerichtig stellte er also die Seele nicht an das Ende, sondern an den Anfang des Lebens. Ihm ist nicht die Seele Substrat des Lebens, sondern schlechthin das Leben selber. Das Leben, der Mensch, ist Seele.

Seele also ist in der Ernährung ebenso, wie in der Nächstenliebe, in der Gewebsbildung ebenso wie in der Furcht oder im Mitleid.

Welch ein naiver Irrtum, im organischen Leben zwei wesentlich verschiedene Kräfte nebeneinander zu stellen, von denen die eine — die sogenannte Lebenskraft — alle vegetativen Vorgänge leiten, die andere aber — die Seele — das höhere Leben bilden soll. Gott bließ dem Lehmkloß lebendigen Odem ein. Das heißt: er gab der Materie das Gefühl, die Seele. Er gab ihr nicht zwei lebendige Kräfte, sondern eine einzige: den lebendigen Odem, die formbildende, schöpferische Seele. Der Hauch des Göttlichen hat den Leib geschaffen, und selbst auf den niedersten Stufen ist die Seele das bildende, formende, in ewiger Schöpferkraft wirkende Prinzip.

Die Seele ist ewig, weil sie göttlich ist. Sie ist unsterblich. Die Form aber, der Leib, ist — wie schon Aristoteles erkannte — die an Raum und Zeit gebundene Verwirklichung der Seele. Der Körper stirbt beständig. Immerfort entweicht, entflieht er. Beständig ist nur die schöpferische Idee.

Der große Fehler war, daß man Seele mit Bewußtsein verwechselte. Der Schlüssel zum Seelischen liegt im Unbewußten. Hier ist die Stelle, wo dem

Stoff der lebendige Odem eingeblasen wurde. Und vom Schlummernd-Unbewußten über dämmerndes Gefühl verfolgen wir in uns das Göttliche — die Seele — bis zur strahlenden Helle des Bewußten, der Vernunft.

Auf diesem Wege aber begleiten wir die Seele im Wandel der Formen, die sie selber dem Stoffe gibt. Denn die Form ist ihre Geste, mit der sie sich verständlich macht. Sie ist ihre Sprache, ist das Instrument, aus dem das Lied der Schöpfung tönt.

---

2. Kapitel.

Vom Körperinstrument der Seele.

Zu allen Zeiten haben die Menschenkenner fast ausschließlich den Kopf betrachtet. D'Arpentigny behandelte in interessanter und intelligenter Weise das nächst dem Kopfe „geistvollste" Gebilde des Körpers — die Hand.

Della Porta und Dr. Carl Gustav Carus waren die ersten, die sich mit dem gesamten Körper beschäftigten. Namentlich Carus ersteigt in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" einen Standpunkt, von dem aus wir einen weiten und klaren Blick über den Werdegang der Formen, die Morphologie, gewinnen.

Ohne solche klare morphologische (formsprachliche) Betrachtung ist alle sogenannte Menschenkenntnis, ja alle Psychologie — und in der Medizin die Psychoanalyse — ein Unding.

Es gilt, die Gesamterscheinung zu erfassen und nicht nur einen Teil. Bis zu Carus und meist auch noch nach ihm ist dies der Fehler fast aller Physiognomiker gewesen, daß sie zwar Schädel und Gesicht in irgendein physiognomisches System brachten, das schwierige Gebiet des übrigen Körpers aber fast völlig umgingen.

Wenn deshalb auch der erste Teil dieses Werkes vornehmlich das geistig ausdrucksvollste und bedeutendste Gebiet des Körpers — den Kopf — behandelte, so weiß der Menschenkenner doch auch die Form- und Maßverhältnisse des übrigen Körpers, der Gliedmaßen, Gang, Haltung, Stimme in sein Charakterbild einzufügen. Denn es kann durchaus nicht gleichgültig sein, wie sich die Gliedmaßen und die einzelnen Gebiete des Rumpfes, die Regionen der Brust und des Bauches, zueinander und zum Kopf verhalten. Jede Verschiebung der Maß-, Stoff- und Gewichtsverhältnisse am ganzen Körper hat einen Einfluß auf den Charakter. Ist auch der Kopf und namentlich das Antlitz die krönende Zusammenfassung der innersten Idee eines Menschen, so lassen die Körperverhältnisse doch erkennen, ob diese Idee harmonisch oder disharmonisch sich durchrang,

ob sie positiv oder negativ war und ob sie in geistige Welten vordrang oder im stofflichen Behagen stecken blieb.

Von solchen Einflüssen auf den Charakter, auf geistiges Leben überhaupt, weiß die Physiognomik im allgemeinen gar nichts. Ihr ist der Kopf, ihr sind die Hände — diese sichtbaren Teile des verhüllten Ganzen — alles.

Solche Physiognomik muß irren. Es ist nicht wahr, daß das Gehirn allein die Geburtsstätte seelischen Lebens sei, und daß darum Schädel- und Gesichtsform den Charakter allein zum Ausdruck bringen. Diese Voraussetzung muß umgestoßen werden, will man zu einer den ganzen Organismus umfassenden Menschenkenntnis kommen.

Ehe denn das Gehirn war, war die Seele. Denn die Seele ist das Leben. Sie ist nicht eine Funktion (Tätigkeit), nicht ein Substrat des Lebens. Nein, sie ist das Leben selber. Leben aber — und damit Seele — besteht in soundsovielen Lebewesen auch ohne Gehirn, ja ohne nervöse Zentralorgane, und ohne alle nervösen Apparate überhaupt. Haben die Quallen, die Mollusken, ein Gehirn? Nein! Und doch leben sie, leben aus formender Seelenkraft heraus. Denn Seele ist das große E i n e, das schon vor Anfang aller Dinge den ewigen Raum erfüllte. Die Wissenschaft spricht vom Weltäther, die Christen sagen G o t t. Es ist das ewige und unendliche Lebensmeer, in dem G e i s t (= Empfinden, Denken), S t o f f (= Materie) und L e b e n (= Kraft, Bewegung) in Einem ist. Dies war in Ewigkeit und wird in Ewigkeit sein.

In allem Erschaffenen sind diese drei enthalten. In allem Erschaffenen ist Gott lebendig. Alles Lebendige ist zugleich Materie, Kraft und Geist. Niemals nimmt die Schöpfung, nimmt das unendliche Lebensmeer an Menge zu, niemals nimmt es an Menge ab. Es ist das Ewige, das große E i n e.

Wie der schäumende Ozean mannigfaltige Gebilde formt, so differenzieren sich aus dem Weltäther, aus dem geistigen Lebensmeer, lebendige Gebilde, Organismen. Sie sind zeitliche Loslösungen aus der Unendlichkeit, begrenzte, zeitliche Gebilde der Ewigkeit.

Jedes dieser Gebilde ist zugleich Stoff, Kraft und Geist. Bald mehr das eine, bald mehr das andere. Dies ist Sache der Entwicklung und bildet die Stufenleiter organischen Werdens. Tiefstehende Lebewesen sind scheinbar ganz Stoffwesen. Die Materie überwiegt. Plump, stumpf und schier unbeweglich liegen sie da.

Und doch ist Kraft in ihnen; denn sie haben Bewegung. Es ist seelisches Leben in ihnen, und sie reagieren auf Reize. Also haben sie auch Empfindung!

Der tiefe Sinn des Hindu hat recht, wenn er kein Leben tötet, auch kein tierisches. Denn das große Unbewußte formt alles Leben. Das Tier hat eine Seele gleich dem Menschen. Und auch die Pflanze ist beseelt, hat individuelles

Leben. Dies ist nicht pantheïstisches Denken, das das Geschöpf für den Schöpfer hält. Nein — wir sehen das Göttliche überall im Erschaffenen. Wir lieben Gott, den Schöpfer, im Geschöpf.

*

Seelisches Leben, Geist, beginnt nicht beim Schulunterricht, beim Studium von Naturwissenschaften oder Philosophie. Nein — seelisches Leben beginnt bei der einfachsten gefühlsmäßigen Reaktion. Je vielseitiger die Einflüsse, desto mannigfaltiger die Reaktion, desto komplizierter wird also das organische Leben. Und wenn die Stufe des rein chemischen Daseins überschritten ist, beginnt der Organismus, für sein intensiveres Empfindungsleben, seine lebendigere und mannigfaltigere Reaktion, besondere Organe zu bauen. Wir nennen sie N e r v e n. Es sind Leitungsbahnen, feinstorganisierte Schienenwege für lebendige Vorgänge. Die Nerven differenzieren sich. Die eine Bahn leitet dieses, die andere jenes, je nach den Einflüssen (Reizen), die von außen kommen, und je nach dem Leben, das in den einzelnen Organen selber herrscht.

Höheres Leben aber braucht eine Leitung, eine Führung, braucht Organisation und Bewußtsein. Denn alle Kultur beruht auf den Grundpfeilern: Organisation und Bewußtsein. Sie stürzt ein, wenn Anarchie und Triebe in wildem Reigen sich umschlingen.

Dieses Bewußtsein, diese Führung, diese Organisation, thront im Gehirn.

Ist hier der Geist geboren? Nein — seine stille, schweigende Geburt geschieht in jeder einzelnen von den winzig-kleinen Wunderwelten, die wir Zellen nennen. Hier wird — rätselvoll für alle menschliche Forschung — die Materie sozusagen vom Geist entbunden. Im Stoffwechsel löst sich der Geist aus den Ketten der sterbend sich wandelnden, zu neuem Leben sich fügenden Materie.

Alles organische Leben ist nichts anderes als dieser den Zellen im Stoffwechsel sich entwindende Geist.

Aber dieser Geist ist vorerst unbewußtes, triebhaft-elementares Leben. Zum G e d a n k e n wird er erst, wenn er — millionenfach aus seinen kleinwinzigen Wiegen, den Zellen, zusammenströmend — im Gehirn sich sammelt. Hier — im Gehirn — ist das großartige Instrument, auf dem die Melodie des Lebens, des individuellen Lebens, ertönt. Hier werden die unbewußten stammelnden Urlaute, die den Zellen entstiegen, zu Gedanken geformt. Hier entsteht Bewußtsein und schließlich die geistige Persönlichkeit.

Das Gehirn ist also nicht Brutstätte des Geistes, sondern die Klaviatur, auf der er tönt. Die große Komposition des Lebens entsteht im Körper, in all seinen Organen, seinen Formen, seinen Schönheiten und seinen Kräften, seinen Mängeln und seiner Schwäche. Das Instrument aber, auf dem diese Komposition gespielt wird, ist das Gehirn. Es ist das formale Prinzip des Seelenlebens.

Größe, Entwicklungsgrad, innere und äußere Plastik, harmonische oder disharmonische Entfaltung des Gehirns entscheiden über die Kraft und Schönheit, mit der eine Lebensmelodie gespielt wird, uns also eine geistige Persönlichkeit entgegentritt. Wie eine Beethoven-Sonate auf einem Konzertflügel anders erklingt, als auf einem alten Spinett oder einem verstimmten Piano, so wird die Lebensmelodie dem einen Gehirn in vollen, starken Tönen entströmen, dem andern schwächlich oder verstimmt.

Aber die Fülle, der Rhythmus, die Dynamik der Lebensmelodie entsteigen dem Körper. Er spricht mit bei dem Charakterbild, das im Gehirn sich formt. Denn er liefert das gesamte geistige Material.

Er kann dies geistige Material überreichlich und in unbeherrschter Verschwendung liefern. Dann zehrt er sich selber auf, wirft sozusagen sich selber in den Hochofenbetrieb eines großen Schädels, eines großen, ruhelos arbeitenden Hirns. Oder er gedeiht in üppiger Fülle, weil sein Stoffwechsel langsam ist, und weil ein kleiner Schädel, ein träge arbeitendes Gehirn nicht viel Material aus dem Körper braucht. So sind Rumpf und Kopf zwei Pole. Der eine der stoffliche, der andere der geistige. Sie sind Gegensätze, Feinde, und sind doch zu gemeinsamem Leben verbunden.

---

3. Kapitel.

Vom Maßverhältnis im Körperbau.

Jede Menschenkenntnis, die diese Polarität von Kopf und Rumpf übersieht, das Maßverhältnis zwischen beiden nicht achtet, geht in die Irre. Wie schon im Tierreich die Tiere mit den auffällig großen Köpfen — die Ameisen, Bienen, Pferde, Elefanten — weitaus intelligenter sind als die mehr rumpfbetonten Tiere, die Enten, Gänse, Schweine und weiter abwärts die kopflosen Quallen, so ist auch beim Menschen hervorragendes Geistesleben, das wir in höheren Graden Talent und in höchsten Graden Genie nennen, an einen bedeutenden Kopf gebunden. Der Idiot ist ein kleinhirniger Mensch (Mikrokephale) das Genie allemal ein Mensch mit breit und wuchtig gebautem Stirn- und Schläfenhirn.

Daß mit der Kultur auch Hirnmasse und Schädelgröße zunehmen, hat Paul Broca*) nachgewiesen. Er maß Schädel von Parisern aus dem 12. und solche aus dem 19. Jahrhundert. Erstere hatten im Durchschnitt 1426, letztere 1461,50 Kubikzentimeter. Ja, er stellte fest, daß auch im 12. Jahrhundert die Schädel der Vornehmen größer waren, als die des unteren Volkes.

*) Paul Broca: „Mémoires d'Anthropologie", Paris 1871.

Bei den genialen Menschen, namentlich bei den Denkern und den gefühlsreichen Naturen, wird man einer ungewöhnlich großen und schönen, hochgewölbten Schädelwölbung begegnen, deren stärkste Betonung immer auf dem Vorderhaupt liegt. Den Menschen kennzeichnet eben — vor allen Lebewesen — die bedeutende Hirnmasse. Welches Lebewesen hätte im embryonalen Zustand einen Kopf, dessen Masse fast den ganzen Körper aufwiegt? Hier liegt die geistige Rangordnung des Menschen in der organischen Natur. Das Einheitsmaß der Schädelhöhe — vom unteren Rande des Oberkiefers an bis auf die Scheitelhöhe (Fig. 3) gemessen — ergibt zugleich die Schädellänge und ist dreimal (!) im Schädelumfang enthalten. Dieses Einheitsmaß ist — nach Carus — ein Drittel der freien Wirbelsäule. Eine Kopfgröße, die ganz wesentlich hinter diesem Maß zurückbleibt, verrät den geistesschwachen Menschen, im übertriebenen Fall den Idioten.

Fig. 1. Wasserkopf. Krankhaft aufgetriebener Kopf, dessen maßlose Größe keine planvolle Denkarbeit ermöglicht. Das Gehirn darin ist verwässert und ohne die anatomisch normale Beschaffenheit.

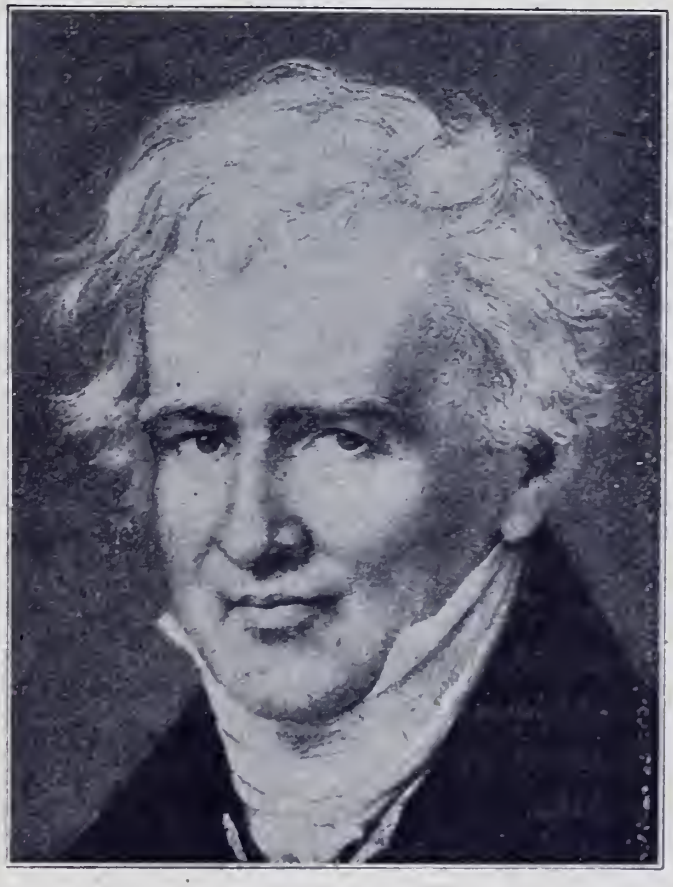


Fig. 2. Alexander von Humboldt. Ungewöhnliche Größe des hochgewölbten Oberschädels mit plastischen, fein durchgearbeiteten Gesichtszügen. Ein ausdrucksvoller, sprechender Kopf, in dem sich große Denkkraft mit Reichtum des Empfindens vereinigt.

Der Idiot kann aber auch bei maßlos vergrößertem Kopf sich zeigen (Wasserkopf = Fig. 1). Ein Riesenkopf auf einem kümmerlichen Körper ist doch wieder auf das kindhafte, sozusagen das embryonale Maßverhältnis zurückgesunken. Wie könnte da reifes Geistesleben entstehen! Im Zirkus Barnum und Bailay, im Zirkus Busch sah man zwerghafte Clowns mit lächerlichen Riesenschädeln. Sie waren geistig Kinder.

Im schweizerischen Kanton Appenzell begegnet man solchen Mißgeburten, die einen Mordsschädel auf kümmerlichem Körper tragen. Es sind die degenera-

tiven Produkte aus Alkoholismus und Inzucht; oder der kretinistische Habitus ist die Folge krankhafter Vorgänge im Drüsensystem, namentlich der Schilddrüse.

*

Menschen mit kleinem Kopf beherrschen das Kleine, nicht aber das Große. Es fehlt ihnen der Überblick, die zusammenfassende, weitschauende Klarheit, die kühne Kombination und die Organisation. Alexander von Humboldt's (Fig. 2) umfangreicher Schädel z. B. vereinigt Masse mit bedeutender Plastik. Nur ein solcher Schädel denkt über den Alltag hinaus.

Beim geistig tätigen Manne, ja beim Manne im allgemeinen, ist der Schädel im Verhältnis zum Körper von größerem Umfang als bei der Frau. Es überwiegt also das Gehirn und damit das bewußte Leben, das denkende Prinzip.

Bei der Frau ist der Kopf verhältnismäßig kleiner. Das Körperliche wirkt stärker und damit das Unbewußte, der Instinkt, das empfindende Prinzip. Wo aber eine Frau mit großem und kräftig modelliertem Kopf gefunden wird, da darf man ganz sicher Klugheit und einen männlichen Charakter in ihr vermuten.

*

Des großen Kopfes geistige Bedeutung wächst mit seiner Modellierung. Denn nie entscheidet die Masse, sondern immer nur die edle Form, Ja, wo ein großer Kopf ohne edleren Ausdruck, also ohne die sichtlichen Spuren geistiger Innenarbeit gefunden wird, da versteht das Volk unter einem solchen „Dickschädel" ganz richtig einen plumpen, ungeformten Menschen. Es ist das geistige Rohmaterial, dem in Generationen vielleicht einmal ein bedeutender Mensch entsteigt.

Wo aber beträchtliche Größe und edle Form am Kopfe sich vereinen, solchergestalt Masse und Geist verbindend, da steht der geniale Mensch vor uns, der seiner Zeit vorauseilt. Es ist der Jahrhundert-, ja der Jahrtausendmensch, wie es Plato, Aristoteles, Paracelsus, Luther, Shakespeare, Goethe, Beethoven, Helmholtz, Bismarck, Edison waren.

*

Seit Lionardo da Vinci und Albrecht Dürer kennen die Künstler das Gesetz der Maßverhältnisse, das dem menschlichen Körper zu Grunde liegt. Wird auch solche Vollkommenheit im Aufbau in der Wirklichkeit nur sehr selten erreicht, so bleibt es doch Aufgabe der Kunst, ja auch der Wissenschaft, uns solche ideale Norm beständig vor Augen zu halten.

Dr. Carl Gustav Carus veröffentlichte in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" (Leipzig 1858) ein Urmaß, das er zur Beurteilung

Fig. 3.

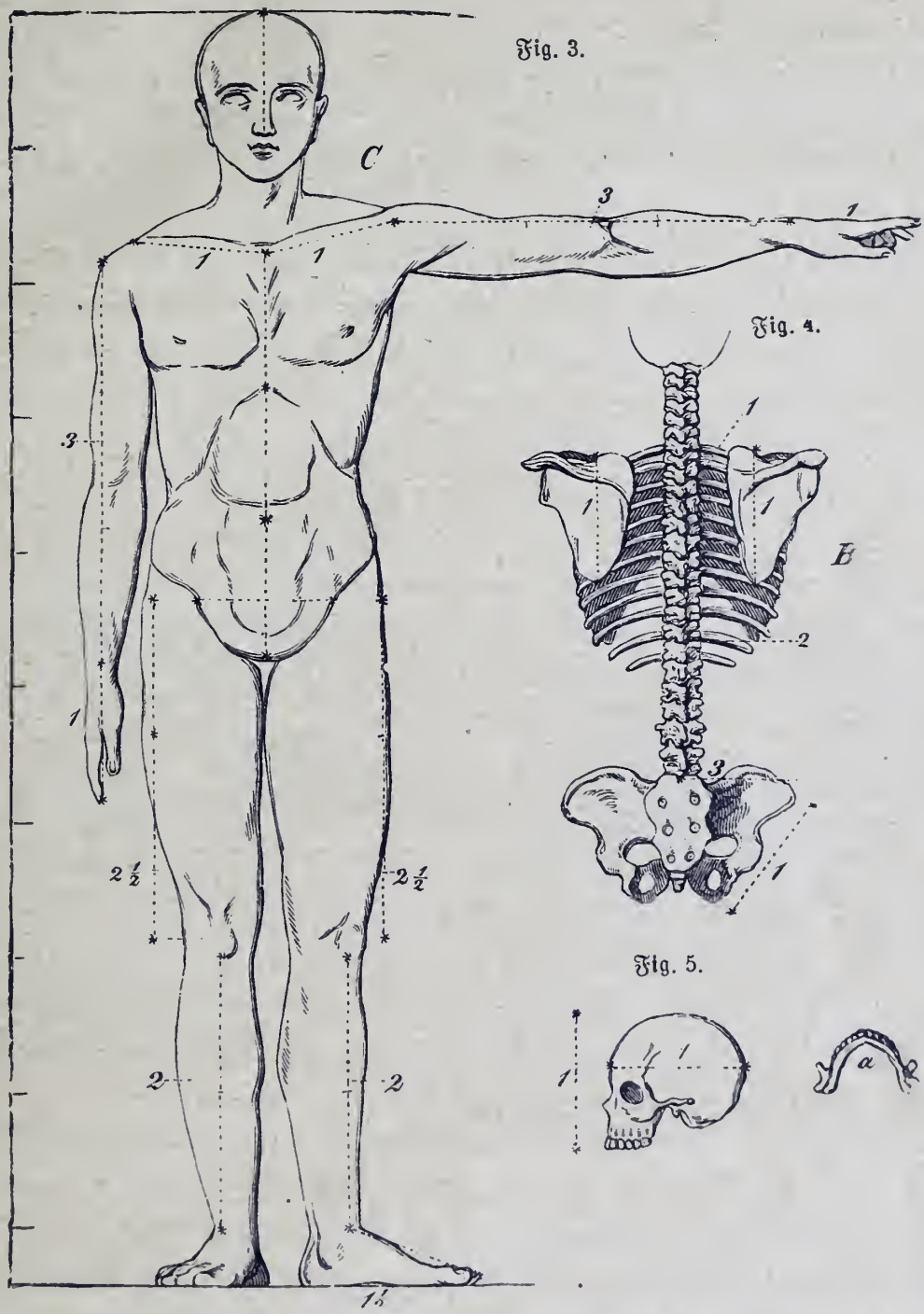


Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 3—5 Maßverhältnisse des Körpers (nach Carus „Symbolik") 1 Einheit = $^1/_3$ des freien Rückgrats.

Kopf (Fig. 5.)

1. Längendurchmesser	=	1	Einheiten
2. Höhe (ohne Unterkiefer)	=	1	„
3. Größter Umfang	=	3	„
4. Bogen der Unterkieferäste (Fig. 5 a)			

Rumpf und Gliedmaßen (Fig. 3 und 4)

1. Freies Rückgrat	=	3	„
2. Jede halbe Schulterbreite längs des Schlüsselbeins	=	1	„
3. Länge des Brustbeins	=	1	„
4. Vom Brustbeinende bis zum Nabel	=	1	„
5. Vom Nabel bis unter den Schambogen	=	1	„
6. Schulterblattlänge	=	1	„
7. Beckenhöhe vom Sitzknorren bis zur Crista des Darmbeins	=	1	„
8. Länge jedes Seitenwandbeines von der Schamfuge bis zur Crista des Darmbeins	=	1	„
9. Beckenbreite von einem vorderen unteren Darmbeinstachel zum andern	=	1	„

des Menschenkörpers fand, eine organische Maßeinheit. Sie beträgt $^1/_3$ der geraden Länge des Rückgrats, also der aus 24 Wirbeln gebildeten Wirbelsäule. Dies organische Urmaß entspricht der Schädellänge von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf gemessen. Es entspricht der Schädelhöhe, vom Scheitelpunkt bis unter den Oberkiefer, also ohne den Unterkiefer. (Fig. 3–5.)

Demnach liegt z. B. in jeder der beiden Schulterbreiten eine solche Einheit, im Brustbein gleichfalls eine, eine weitere vom Brustbeinende bis zum Nabel, ferner eine vom Nabel bis zum Schambogen. Die Schulterblätter haben je eine Einheit, der Arm drei, die Hand eine (die Handlänge entspricht also dem Längsdurchmesser des Schädels), der frei vorstehende Fußrücken eine, die ganze Gestalt neunundeinhalb. Die Gesamthöhe eines in seinen Verhältnissen normalen Körpers würde also $9^1/_2$ Handlängen betragen.

Von dieser idealen Grundform weichen nun die Körper mannigfach ab. Sie sind bald überschlank, bald kurz und dick. Immer ist durch solches Abweichen von der idealen Grundproportion die Harmonie der Form gestört und damit irgendwie auch diejenige des Wesens.

Dreimal ist die Maßeinheit in der freien Wirbelsäule enthalten. Diese Zahl 3 birgt ein Formgeheimnis. „Alles ist Zahl," sagt Pythagoras. Wir kennen — entsprechend den drei Schädelwirbeln — drei Hirnmassen: Vorder-, Mittel- und Hinterhirn. Ihnen entsprechen die drei Hauptgebiete alles Seelenlebens: Erkennen, Fühlen und Wollen, oder Verstand, Gemüt und Tat.

Die Kopfwirbelsäule hat außer den drei großen Schädelwirbeln noch 3 kleine Antlitzwirbel. Und in den 24 Wirbeln des Rückgrats findet sich eine organische Dreiteilung in Hals-, Brust- und Bauchregion.

Ist es nicht ein tiefsinniger Gedanke, daß das edelste Gebilde des Lebens, der Kopf, in seiner Wirbellänge (Längendurchmesser) dreimal in der freien Wirbelsäule wiederkehrt, solchergestalt ein oberstes geistiges Maß bildend?

Und ist es nicht wertvoll zu wissen, daß in der Übereinstimmung zwischen Längen- und Höhendurchmesser (letzterer ohne den Unterkiefer gemessen) des Schädels sich die symbolische Darstellung aller Harmonie wieder zeigt? Begreift man, warum die kuppelartige Wölbung des Oberschädels den harmonischen, in sich ruhenden, den genialen Menschen (Plato, Jakob Böhme, Paracelsus, Raffael (Fig. 6), Goethe, Rabindranath Tagore)

---

10. Länge des Arms	=	3 Einheiten
(des Oberarms = $1^2/_3$, des Unterarms = $1^1/_3$ Einheiten.)		
11. Länge der Hand	=	1 „
12. Länge des Oberschenkelbeins	=	$2^1/_2$ „
13. Länge der Tibia	=	2 „
14. Länge des freien vorstehenden Fußrückens	=	1 „
15. Länge des Plattfußes	=	$1^1/_2$ „
16. Länge der ganzen Gestalt	=	$9^1/_2$ „

zeigt? Warum andererseits der irgendwo und irgendwie eingedrückte Oberschädel den Menschen aus den göttlichen Höhen herunter reißt, das Mißverhältnis zwischen Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt ihn disharmonisch, hartherzig, egoistisch, ja ein häßlich, schroff und unharmonisch vorspringender Hinterschädel ihn böse und verbrecherisch machen kann? (Fig. 7.)

Man vergleiche den schöngewölbten Schädel Raffaels in Fig. 6 mit den eckigen, unschönen, unausgeglichenen Schädeln in Fig. 78, 85 und 86 im I. Band dieses Werkes, und man begreift das Walten einer Urharmonie, die aus den Maßverhältnissen spricht.

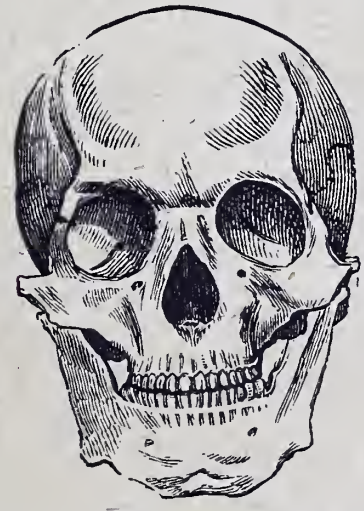


Fig. 6. Der Schädel Raffaels. Wundervoll harmonische obere Schädelwölbung. Schön entwickeltes Vorder- und Mittelhaupt, daher harmonische Denk- und Gefühlskräfte.

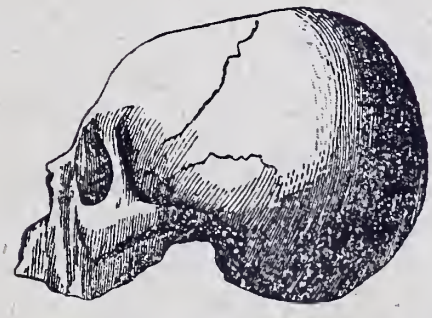


Fig. 7. Vorder- und Mittelhaupt eingedrückt, Hinterhaupt steil ansteigend und bedeutend stärker als das gesamte Vorderhaupt. Ein triebhafter Mensch, bei dem die niederen, animalischen Kräfte weit stärker sind als die geistigen und sittlichen.

Ist es nicht tiefsinnige Weisheit der Schöpfung, die bestimmte, daß die Länge der Hand, des ausdrucksreichsten und am meisten durchgeistigten Organs, genau dem Längsdurchmesser des Schädels entsprechen soll? Wird doch damit die wohltuende Übereinstimmung zwischen Gedanke und Ausführung symbolisch angedeutet.

Alle Wirklichkeit bewegt sich um dieses ideale Formgesetz herum, erreicht es aber niemals ganz. In solchen Abweichungen liegt eben unsere ewige Sehnsucht nach dem Harmonischen begründet. Völlige und restlose Harmonie ist so ganz und gar himmlischer und göttlicher Natur, daß sie auf Erden des Lebenszweckes ermangelt.

Je mehr ein Mensch dieser Harmonie der Maße näher rückt, desto edler, überraschender wirkt seine Erscheinung auf Andere. Desto „maßvoller", abgeklärter, vollendeter ist auch sein Wesen. Er beglückt die Andern, wie Goethe es — nach des jungen Voß' Mitteilung — in Weimar „durch seine bloße Gegenwart" tat. Denn wir alle streben nach Vollendung.

Je mehr aber ein Mensch sich von solcher Harmonie der Gestalt entfernt, desto häßlicher wirkt er auf Andere. Desto mehr aber auch ist er in sich selber unruhig, friedlos, gejagt. Er wird ein Sucher, ein Grübler oder auch ein Böse-wicht, ein Verbrecher. Er leidet unter dem bewußten oder unbewußten Druck seiner Mißform. Und aus diesem Leid kann Großes und Gutes entstehen, wie bei Schiller, Michelangelo, Strindberg, oder auch Böses und Tückisches, wie bei Richard III., Franz Moor und anderen Ge-stalten tiefster dichterischer Seelenkunde. Diese tausendfältigen, bald größeren, bald geringeren Abweichungen vom Ideal, der Norm prägen ja der Menschheit den Stempel bunter Vielgestaltigkeit auf. Nur in der Polarität der Kräfte liegt das Leben. Eine Wirklichkeit gewordene Norm wäre eine das Ganze durch-ziehende Gleichheit, wäre Ruhe, Tod und ewiger Schlaf der Welt.

---

4. Kapitel.

Vorbilder klassischer Kunst.

So wundervoll auch schon die Formen des Lebens bei den niederen Tieren und wachsend und sich steigernd in den höheren Tierklassen sind, so kommt doch nichts der vollendeten Körperbildung des Menschen gleich. In ihm wiederholt sich und vereinigt sich noch einmal das gesamte Tierreich, in seiner Entwicklung und in seinen geistigen Kräften. Der Mensch allein bietet das vollkommenste Bild edelster Symmetrie, bedeutungsvoller Teilung seines Baues und feinster Beschaffenheit seiner Gewebe.

Wie unter den Pflanzen sich die edelsten aufrichten und ihre Blüten der Sonne zuwenden, so wandelt der Mensch erhobenen Ganges und mit einem dem Lichte zugewandten Antlitz über die Erde. In der Freiheit der Bewegung liegt zugleich auch geistige Freiheit. Er ist in Wahrheit der vollkommenste Träger der schöpferischen Gottesidee, die in ihm ihren schönsten, sprechendsten und überzeugendsten Ausdruck fand.

Wer über des Menschen Form urteilen will, muß einen Maßstab haben. Er muß von einer Norm ausgehen. Für den Menschen ist uns diese Norm ge-geben in der unerreichten Schönheit der Gestalten griechischer Kunst, besonders seit — nach Myron und Polyklet — Phidias in seinen Schöpfungen die schönste Körperform, die bis dahin gesehen wurde, mit seiner großen Seele durchströmte und damit seinem Zeitalter — dem perikleïschen — den in der Pla-stik höchsten Ausdruck gab.

Hier — in der Gliederpracht Apollons, in der holdseligen Anmut der

Venus von Milo — tritt uns der Mensch als eine zu vollendet schöner Form erblühte göttliche Idee entgegen.

Mit der reinen und erhabenen Schönheit dieser Meisterwerke im Herzen schreiten wir durch den Alltag. Wir sehen links und rechts und überall die tausende verkümmerter, verkrüppelter, unproportionierter Leiber, die dürren oder formlos dicken Gliedmaßen. Und wir haben mit solchem Maßstab ein Auge für das, was schön, was häßlich ist.

Natürliches Schamgefühl und Prüderie im Bunde erschweren die Kenntnis des menschlichen Körpers. Wobei die Frage noch offen ist, was denn eigentlich natürliches Schamgefühl sei. Und die andere Frage, wieweit dieses Schamgefühl mit der Häßlichkeit, den Mängeln des eigenen Körpers zusammenhängt.

Den nackten Körper zu betrachten, gilt uns als Sünde. Nicht immer mit Recht, denn es kommt wohl sehr darauf an, w i e das geschieht.

Die griechischen Künstler stellten die Nacktheit in höchster Vollendung dar. Die Griechen lebten unter einem heiteren Himmel. Sie genossen eine strahlende Sonne. Wie ihre Räume zum Teil kein Dach hatten, so verlangte ihr Körper und ihr heiteres, glückliches Temperament nicht nach verhüllender Kleidung. Ja, der große L y k u r g in Sparta erließ Kleidergesetze, nach denen die einfachen Gewänder in keiner Weise die Bewegung hemmen durften. Der Körper galt mehr als das Kleid, im Gegensatz zu späteren Zeiten, in denen das Kleid, die Mode, über den Körper triumphierte. Bei den gymnastischen Spielen trugen Jünglinge und Jungfrauen eine kurze, lose Tunika, die Arme und Beine sehen ließ. Von solcher Freude an edler Nacktheit nährte sich die griechische Kunst. Wie hätte sie ohne die Fülle lebendiger Vorbilder schaffen können! Ein Praxiteles, Phidias, Midas, Skopas sind im späteren Byzanz, das sich bis über den Hals verhüllte, undenkbar.

Der große Quell, aus dem seitdem alle Künstler trinken, heißt Griechenland. Ihr unerschöpfliches Füllhorn heißt Italien. Seit jenen gewaltigen Zeiten aber sind solche Höhen nicht mehr erstiegen, ist solche hoheitsvolle Offenbarung nicht mehr erreicht worden. Vielleicht wurden wir seelisch ärmer, als jene es waren. Sicher aber schwächer. Äußerlich und innerlich. Sie schufen aus jauchzender Kraft. Vielleicht auch, ja sicher, waren sie größere Seelenkenner. Wie sehr ist doch das Gefühl für die Schönheit der Linie, für die Grazie der Bewegung zurückgetreten! Hat es die Masse je besessen? Sicherlich nicht. Ja manchmal mangelt es doch sogar dem Künstler. Wir brauchen dieses Gefühl in der Menschenkenntnis. Brauchen es dringend. Denn wer es nicht hat, kann der wohl ein Antlitz, ein Profil, eine Haltung, eine Linie in der Ruhe oder in der Bewegung richtig sehen? Es genügt nicht, daß der Menschenkenner in Linien,

in Längen und Breiten sieht. Es gilt, auch in der dritten Dimension, in der Tiefe zu sehen, die plastischen Werte am Kopf, am Antlitz, an der Gestalt zu erkennen. Unsere Museen mit ihrer Fülle von Abdrücken griechischer Plastiken sind Fundgruben für den Menschenkenner. Hier wird an edler Nacktheit das Auge geschult, das bei den bekleideten Gestalten des Alltags zu nichts als Irrtümmern kommt.

Die Renaissance jauchzte noch einmal auf in Freude über den aus der Kleidung erlösten Körper. Selbst die Kirche stimmte ein in den Jubelruf. In Italien schmückte sie ihre berühmtesten Schöpfungen mit blühender Nacktheit. Julius II. war der Auftraggeber von Raffael und Michelangelo.

Immerhin — völlige Nacktheit ist auch im Griechentum nie gewesen. Irgendwelche Gewandung ist, wenn auch nur angedeutet, selbst bei der prangenden Schönheit der Venusgestalten der Ausdruck holder Scham. Es liegt in ihrer Bewegung, in der Hand, die das verhüllende Gewand faßt, ein wundervolles Gemisch von naiver, unbewußter Kindlichkeit und einer echt weiblichen Scheu vor dem Beobachtetwerden.

Erst wenn die stolze Höhe des Denkens verlassen ist, kommt — wie in Byzanz — die Prüderie, die ein Gemisch von Lüge und erstarrtem Gefühl ist. Oder es kommt — wie im Rokoko — der erotische Leichtsinn.

Die Gegenwart steht unter dem Zeichen des Sports und der Hygiene. Das sind die großen Wellen Rousseau'scher Naturphilosophie, die zum Teil in ganz unklarer Naturschwärmerei branden. Die verloren gegangene Gesundheit wird in der Natur gesucht, und der Ehrgeiz und die innere Friedlosigkeit der Zeit toben sich aus in sportlichen Rekordleistungen. Beides drängt die Kleidung zurück. Sportzeitungen und illustrierte Blätter zeigen uns die Champions und gewöhnen uns an den Anblick mehr oder weniger nackter Körper.

Diese naturhafte Freiheit, verbunden mit einem seit Nietzsche eifrig geschürten Individualismus, hat auch auf die weibliche Kleidung abgefärbt. Man kann nicht klagen, daß die Frauen mit ihren Reizen geizen. Sie sind recht freigebig geworden. In den Freibädern des Meeres und der Seen, in den Luft- und Sonnenbädern brauchen wir nicht mehr, wie Diogenes in Athen, die Menschen mit der Laterne zu suchen. Sie tummeln sich in mehr oder weniger adamitischem Kostüm und in mehr oder weniger anziehenden Gestalten. Der Großstädter, allen voran der Berliner, erlebt seine Renaissance in dem freundlichen Sonntags-Nachmittags-Idyll der Laubenkolonieen.

Vor dem großen Atem der Natur flieht die Erotik. Die Wirklichkeit setzt das Barometer der Phantasie herab. Das Verhüllte weckt glühende Bilder in den Hirnen. Aber das Enthüllte ist meist ernüchternd. Denn nur selten ist es schön. Die Kleidung fördert die Verwahrlosung des Körpers. Und wenn

manche „Schöne" einmal alle Reize, die sie von der Schneiderin bezog, abwerfen und hüllenlos uns gegenüber treten wollte, wer weiß, ob nicht Schillers Wort im anderen Sinne Geltung erhielte: „Da wendet sich der Gast mit Grausen!" —

---

5. Kapitel.

Vom Baumaterial des Körpers.

Alle Menschenkenntnis irrt, die den Menschen in bloßen Zahlen fassen will. Denn in der Form schlummert noch ein tieferes Geheimnis, das ist das des Stoffes. Wer will Stoff und Kraft auseinanderhalten? Sind sie nicht zwei Richtungen der gleichen Urenergie? Jede Kraft ist auch zugleich Stoff, freilich so unendlich und grenzenlos feiner Art, daß wir sie nur in ihren Wirkungen erkennen. Selbst die Elektrizität, die wir als die bewegende Macht der Körperwelten erkennen, hat — wie die Wissenschaft uns lehrt — einen stofflichen Träger: das Elektron. Die organisch-chemische Aufwärtsentwicklung des Stoffes muß gleichbedeutend sein mit höherer Energie, mit geistig-individueller Entwicklung. In diesem Sinne können wir bei Menschen auch von einer chemischen Individualität sprechen.

Warum folgt der Blick der Menschen so wenig dem Stoffzustand der Körper, der schwammig-weichen oder elastisch-festen Struktur der Gewebe? Dies alles ist nicht gleichgültig. Denn überall ist geistiges Leben an den Stoff gebunden. Er ist nichts anderes, als die stoffliche Darstellungsform des Lebens.

Das lebengebärende Urelement, der wogende, wallende, brausende, schäumende Schoß alles Lebens ist das Wasser. Alles Leben begann auf unserem Planeten mit einer Wasser- und Sumpfvegetation. Wasser, Sumpf und Schleim bilden die ersten Lebensformen.

Die niedersten Lebewesen sind darum auch Wasser- und Schleimgebilde. Es sind die wasserreichen, niederen Organismen der Monaden, Quallen und Mollusken. Eine Qualle besteht fast nur aus flüssigem Zellgebilde. In der Sonne trocknet sie zu einem Gallerthäutchen zusammen. In diesen Gebilden ist, wie im zerfließenden Wasser selber, dem sie entstiegen, nur ein völlig unbewußtes, dämmerndes Leben, kaum mehr als eine chemische Reaktion.

In höheren Lebensformen bildet sich mit dem Auftreten von phosphorsaurem Kalk allmählich das festere Prinzip der Wirbel, des Knochenbaues, des Skeletts heraus. Dies ist nicht etwa eine rein mechanische Stütze. Nein — es ist die stoffliche Darstellung höheren und bewußteren Seelenlebens. Denn Stoff und Geist sind im organischen Leben nicht zu trennen.

Das Wasser ist das Urelement alles Erschaffenen. Im Wasser beginnt das Leben. Wasser ist deshalb das Elementare, das Ursprüngliche, sozusagen das Embryonale der Schöpfung. Je jünger ein Organismus ist, desto sichtlicher herrscht in ihm das Wasser. Höhere Reife zeigt sich stets durch festeren Bau. Die Knochen und alle festeren Gebilde drängen das Wasser zurück.

Beim Menschen herrscht in der ersten Kindheit der Wasserreichtum weicher Gewebe vor. Die Kindesseele ist deshalb in unbewußtem Dämmern befangen. Mit der Festigung der Gewebe und des Knochenbaues wird der aufrechte Gang gewonnen. Es strafft sich die Haltung, und das bewußte Denken nimmt seinen Lauf. Im Alter schrumpft und verhärtet das Gewebe. Die Knochen verlieren die Elastizität und werden brüchig. Überall im Körper schwindet das Wasser, das Urelement bildenden, formenden Lebens, das Element des Jungen und Kindhaften.

Mit diesem Verhärtungsprozeß aber geht auch dem Seelenleben das Kindhafte, Weiche, das Naive und Ursprüngliche verloren. Denn auch in der Natur sehen wir, daß da, wo das feste Prinzip — die Horn- und Knochenmasse — die Oberhand gewinnt und eine große Körpermasse darstellt (wie etwa beim Krokodil und bei der Schildkröte) ein seelenlos starres Leben sich zeigt, das etwas Greisenhaftes an sich hat. In der Tat erreichen ja auch alle Tiere mit starken Horngebilden — Schildkröten, Papageien, Elefanten, Alligatoren (Fig. 8), Geier, Adler — das höchste Lebensalter, weshalb das Volk ihnen gern im Märchen die Weisheit der Erfahrung zuspricht.

Der Menschenkörper ist nicht bloß stofflicher, sondern zum großen Teil atmosphärischer, gasförmiger Natur. Er gehört also nicht rein der Erde selber an, sondern ihrer Oberfläche, dem Reiche der Luft.

Es bedeutet deshalb ein vermindertes Leben (Krankheit), wenn gewisse Stoffe der Erde (Kalk, Kieselerde usw.) in allzugroßer Menge im Menschenkörper gefunden werden. Jedenfalls schwindet dabei höheres Geistesleben. In der Muschel z. B., die im Innern ein schleimiges Gebilde, im Äußeren angehäufter Kalk ist, kann sich kein höheres Leben entfalten. Ebensowenig aber bei den großen Hornmassen, bei Schildkröten oder Alligatoren.

Fig. 8. Alligator, schuppengepanzertes Tier mit einem Uebermaß von Hornbildung. Infolgedessen träge und stumpfsinnig, weil das allzuharte Körpermaterial keine innere Lebendigkeit aufkommen läßt.

Auch beim Menschen geht mit jedem Verhärtungsprozeß, bei allzu schweren Knochen, bei Gewebsverhärtung, Gicht, kalkigen Ablagerungen usw. das Geistesleben zurück. Denn damit naht sich wieder das Erdhafte, die tiefere Entwicklungsstufe. Der atmosphärischen Natur des Menschen entspricht ein Organismus von

erhöhter Feinheit und Leichtigkeit, von weicher, elastischer Haut. Beides wird gewährleistet durch eine sorgfältig ausgewählte Nahrung, die in der Hauptsache dem Reiche der Luft und der Sonne entstammt.

Verhärtungen des Stoffes nehmen auch der Körperform das Runde, Weiche, Kindliche, das durch größeren Wasser- und Fettreichtum sich ergibt. In solchen gerundeten Linien liegt stets Gefühl. Gerade Linien und Winkelformen aber sind gefühllos. Sie sind die Merkmale der Steine, der Kryställe und nicht des warmpulsenden Lebens.

*

Die gleichbleibende Festigkeit des Körperbaues verleiht auch gleichbleibende Gesundheit. Denn das Feste widersteht eher den äußeren Gefahren. Das Flüssige in uns aber — als das Schwankende und Unbeständige — ist es, in dem die meisten unserer Krankheiten entstehen. Es unterliegt eher dem Wechsel seiner Menge oder dem Schwund, als die festeren Gebilde. Und man begreift, daß das Kindesalter häufiger erkrankt als das reifere Alter.

Es schied sich Wasser und Land! so steht in der Schöpfungsgeschichte. Flüssiges und Festes sonderten sich. Ist dies nicht die Entwicklungsgeschichte alles organischen Lebens? Überall ist Wasser das Formlose, Unzuverlässige, Tiefstehende. Wo im Skelettbau der Körper sich das Prinzip des Festen herausbildet, da entsteht geistiges Leben. Knochen, Gelenke und Knorpelbildung haben deshalb entwicklungsgeschichtlich — und also auch psychologisch — etwas mit dem Charakter, mit dem Willen zu tun.

Wo Wasser und Fett im Körper vorherrschen, da herrscht im Temperament das Phlegma, die Gleichgültigkeit, die Apathie und Schwerfälligkeit des Denkens. Wo aber reichliche Kalkerde starke Knochen bildete, da entsteht grobe Kraft, rücksichtsloser Wille, brutale Draufgängerei. Ein Mensch, dessen ungeschlachte Gestalt wie die eines Büffels, eines Stieres ist, hat anderen Charakter, als einer, der graziösere Form und trockenere Gewebe hat.

Es gibt fein oder grob organisierte Menschen. In schwerem Knochenbau, dicken Gelenken, großen Händen und Füßen verrät sich ein Reichtum an Kalkerde, die sicherlich dem Leben und dem Charakter Festigkeit gibt, aber auch unverkennbar jenen — eben im Erdigen liegenden — materiellen Zug, der diese grobknochigen Menschen kennzeichnet. In allem Materiellen steckt aber auch irgendwie Egoismus.

Immerhin liegt in solcher Starkknochigkeit mehr das Prinzip der groben Kraft. Hingegen in schwammiger Körperfülle, von einem Reichtum an Wasser und Fett gebildet, mehr die Trägheit, die körperliche und geistige Schwerfälligkeit. Weichheit, Schwäche, Verformung und Verkrüppelung in den Kno-

chen machen den Charakter haltlos, den Willen schwach, die ganze Denkweise unter Umständen schwächlich, unintelligent, ja heimtückisch und schlecht. Das Böse ist Krankheit. In vollkommener Form wohnt nichts Böses.

Alle stärkere Knochenbildung kommt dem Willen, der Tatkraft, der Männlichkeit des Charakters zu Gute. Auch Frauen mit schwerem Knochengerüst, das sie mehr als den Mann grob und plump erscheinen läßt, haben resolutes, männisches Wesen. Sie sind mehr verstandes- als gefühlsmäßig.

Alle Weichheit, Zartheit der Knochen aber macht weiblich, auch den Mann. Denn die Anatomie lehrt uns, daß die Kalksubstanz des weiblichen Knochenbaues um etwa ¼ geringer sei als die des männlichen. Bei zartem Knochenbau, schwachen Gelenken und entsprechend geringerem spezifischen Gewicht tritt also das Prinzip des Festen wieder zurück hinter dem Prinzip des Weichen. Der Charakter wird deshalb — auch beim Manne — mehr gefühlsmäßig, gemütsweich.

Aber da solcher Einschlag des anderen Geschlechtes nur bis zu einer gewissen Grenze günstig wirkt, so begreift man, daß allzu starkknochige Frauen — mit breiten Gelenken, großen Händen und Füßen, eckigen Kinnladen und vorgeschobenem Kinn — auch gefühllos und roh sein können. Ja, wir finden diesen Typus in seiner verrohtesten Form bei den Verbrecherinnen.

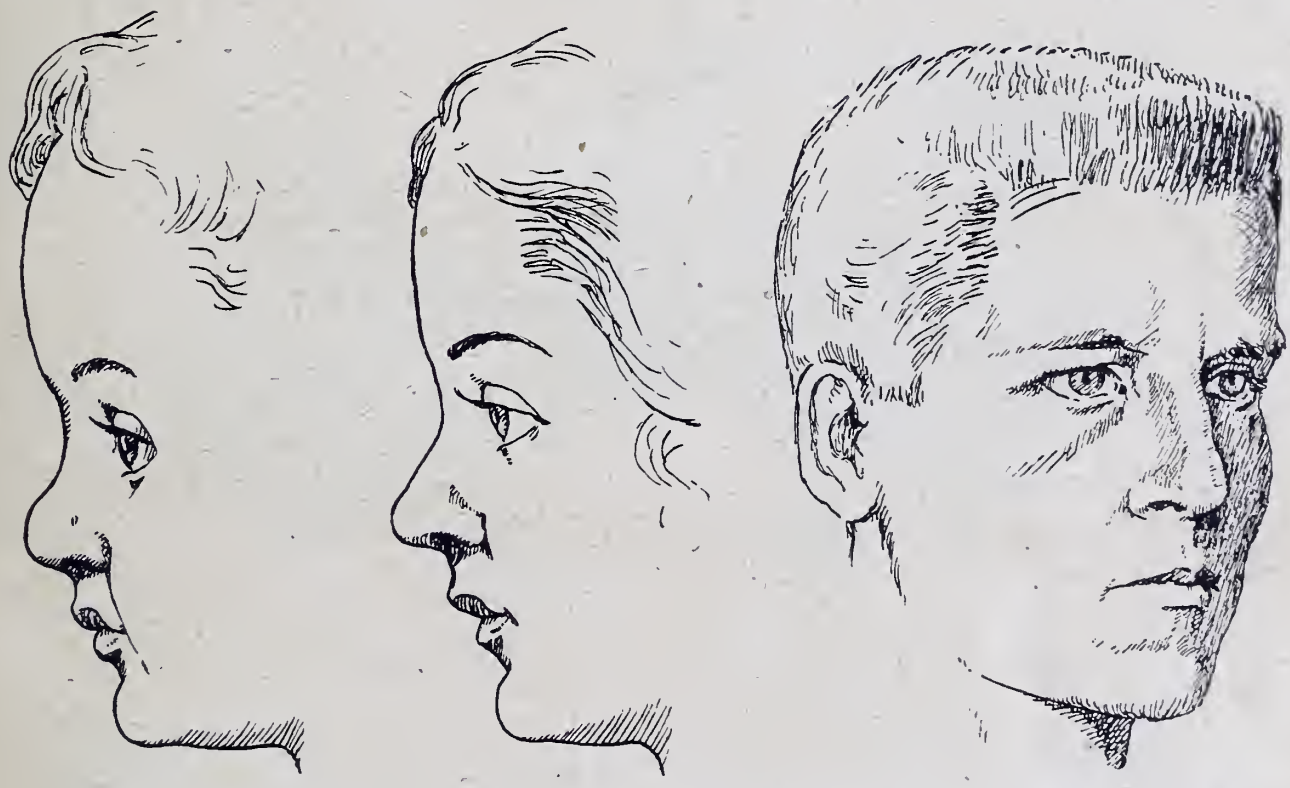
Männer aber mit kleinen Händen und Füßen, mit zurückweichendem Kinn und fehlenden Kinnladen, also mit allzu geringer Knochenmasse, ermangeln oft in kläglicher Weise der männlichen Festigkeit des Charakters. Sie sind ohne Willen, ohne Halt und ohne jenen ruhig-festen Wirklichkeitssinn, der eben den echten Mann auszeichnet. Sie können gefühlsreich, sentimental werden. Ja, sie sind nicht selten willenlose Weiberknechte. Denn alle Schwäche im Knochenbau vermag uns in die Knechtschaft sinnlicher Triebe zu stürzen.

Dieser weibische Mann ist auch in psychischer Hinsicht „knochenlos". Er ist unpersönlich und kann aus Gründen seiner Unmännlichkeit unwahrhaftig, ja lügnerisch und verschlagen werden.

Wo aber die Natur sich in ihr Gegenteil verkehrt, sei es bei Mann oder Frau, da kann nur Negatives, Übles aus solchem Widersinn erwachsen. In Fig. 9—11 ist der Übergang von der typisch kindlichen, überall gerundeten Form über die typisch weibliche zur mehr geradlinigen typisch männlichen Form dargestellt. In den gerundeten Formen liegt das Gefühl, in den mehr geradlinigen der Verstand. Das Weibliche nähert sich also dem Kindlichen. Es ist Empfindung. Das Männliche steht dem Kindlichen ferner. Es ist mehr abstrakter Gedanke.

*

Wo das Seelenleben die höheren Schwingungen erreicht, wie bei den Wirbeltieren und beim Menschen, sind nervöse Zentralorgane — Gehirn und Rückenmark — nötig. Diese aber sind undenkbar ohne gewisse höchstorganisierte Eiweißformen in den Nervengebilden selber und ohne das lebendige Element des Phosphors und der Phosphorsäure, die sich in den Nervenzentren, vor allem im Gehirn, und als phosphorsaurer Kalk im gesamten Knochensystem finden.



Übergang von der kindlichen über die weibliche zur männlichen Form.

Fig. 9. Kindliche Form = überall gerundet, der Kreislinie sich nähernd. Der Kreis ist das in sich Ruhende, das Indifferente, das Embryonale.

Fig. 10. Weibliche Form. Die Rundungen sind gestreckter, also differenzierter, ausgereifter, ebenso auch das Innenleben, das aber doch durchaus vom Gefühl beherrscht wird.

Fig. 11. Männliche Form. Geradlinige Stirn. Das Gedankenleben herrscht über das Gefühlsleben, das Bewußtsein über die Instinkte.

Schließlich treten in allen höheren Lebensformen gewisse ätherische Öle auf, die als Duftstoffe wirken. Diese sind die stofflichen Träger aller Empfindungswelten. Sie sind sicherlich feinstorganisierte, höchstschwingende, ätherisierte Materie.

In den Pflanzen sind ja auch die edelsten diejenigen mit der reichsten, duftigsten Blüte. Es sind sozusagen die seelenvollsten. Sie haben die höchste Schwingung und darum die höchste Strahlkraft und Leuchtkraft. Auch unter den Menschen sind diejenigen die edelsten, deren Organismus reich an feurigem Phosphor, an ätherischen, duftenden Substanzen ist. Es sind die Männer mit dem kraftvollen Gehirn und der geistigen Hochspannung eines bedeutenden Lebens. Es sind die Frauen mit den leuchtenden Augen, dem glanzvollen Haar, der liebereichen Seele und dem köstlichen Geschenk eines blühenden schönen Körpers.

Je mehr also — wie in den Pflanzen und in den Tierklassen — das Wasser und die wasserhaltigen und fettreichen Formen beim Menschen zurücktreten und den höher organisierten Stoffen, den duftreichen Substanzen, weichen, desto mehr verfeinert und veredelt sich der Geist.

Von den Pflanzen können die wasserreichen, wie die tieforganisierten, in träger Schwingung am Boden lebenden Kohlarten (Fig. 12) ja auch nur wieder

Fig. 12. Kohlkopf. Wasserreiches, bauchiges Bodengewächs von träger Lebensschwingung. Geringer Sonnentrieb. Braucht wasserreichen, fetten Boden, der dem in die Masse strebenden Stofftrieb Nahrung gibt. Geringes „seelisches" Leben, daher wenig Duftstoffe. Mehr Nützlichkeit als Schönheit. Von Dichtern nie besungen.

Fig. 13. Rose. Farbensprühendes Lichtgewächs von höchster Lebensschwingung und ausgesprochener Sonnenliebe. Höchstgesteigertes „seelisches" Leben, daher berauschende Duftwirkung. Theodor Storm nennt den Duft der Rose „ihrer Sehnsucht ausgehauchte Klage". Ein Formtrieb, der die höchsten Formenwunder der Schönheit entwickelt.

unser Gewebe nähren. Einen weitaus höheren Energiewert aber hat z. B. die Rose (Fig. 13), einen Wert für Nerven und Gehirn hat das an der Sonne reifende Obst. Es ist mit Sonnenenergie, also mit positiver Lebenskraft, geladen und hat in den Duftstoffen eine ungleich schnellere Schwingung.

Alles Leben auf der Erde entsteht durch die Strahlen der Sonne. Zwar wird das Leben als solches nicht von der Sonne erzeugt. Es ist vielmehr latent oder gebunden in jedem, selbst dem stofflichsten Dinge, enthalten, weil das eine Leben allem zu Grunde liegt. Das Leben wird auf der Erde aber durch die Strahlen der Sonne erweckt, und in diesem Sinne ist die Sonne auf der Erde der Quell alles Lebens. Vom Sonnenschein hängt das Leben der Pflanzen, der Tiere und Menschen, hängt das Leben auf der Erde überhaupt ab.

Je näher das Leben der Erde oder dem Wasser ist, desto tiefer sind seine Schwingungen. (Fig. 12 und 14.) Desto mehr ist es kalt und — wie die Fische,

Amphibien, Würmer — durch Schleim und Schleimbildung gekennzeichnet. Auch beim Menschen liegt in den Schleimhäuten das chemisch und organisch tieferstehende Leben, das die geringere Schwingung hat, in den serösen Häuten aber das höherschwingende Leben. Bei den Menschen mit tief eingestelltem Stoffwechsel, den beleibten und phlegmatischen Naturen, findet leicht eine Verschleimung, eine überreichliche Schleimabsonderung statt. Schleim ist eine stoff-

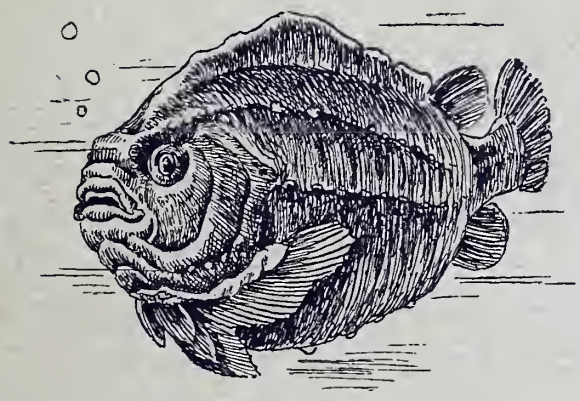


Fig. 14. Meerfisch („Seehase"). Gliederarmes Rumpfgebilde. Wasser- und fettreicher Organismus von geringer Geistigkeit. Tiefe Formstufe.

Fig. 15. Gazelle („Springbock"). Gliederschlankes und deshalb lebhaftes Gebilde. Trockener, muskelstraffer, sehniger Organismus. Blitzschnelle Reaktion. Höhere Formstufe.

liche Primitivform, die darauf wartet, in eine höhere Formstufe übergeführt zu werden. Wo aber reges, tätiges Leben fehlt, da fehlt auch die rasche höhere Formbildung. Es ergibt sich Ansammlung von Schleim.

Bei feuchtem, nassem, kaltem Wetter sehen wir die meisten fröstelnden, verschnupften und hustenden Menschen. Es fehlt der positive, warme Sonnenstrahl, der alle höheren Lebensschwingungen bewirkt und die Schleimmassen im Inneren des Körpers in lebendigem Stoffwechsel auf die höhere Formstufe hebt.

Mit den höher organisierten Stoffen tritt überall auch die edlere Form auf. (Fig. 15.) Man begreift deshalb, daß unter den Menschen die wasserreichen, aufgeschwemmten, gedunsenen Gestalten eben wegen ihres Reichtums an einem Körpermaterial, das noch eine ganze Stufenleiter organischer Höherbildung zu durchlaufen hat — niemals über die geistige Lebendigkeit und Gestaltungskraft verfügen, wie der wasser- und fettärmere Körper. Dieser hat geringere Fülle, aber dafür die lebensvollere Form. In jenem steckt mehr Masse und elementares, stoffliches Prinzip, in diesem mehr Persönlichkeit und geistiges Prinzip.

Dem trockeneren, an Wasser und Fett ärmeren Körper darf man immer die größere körperliche Lebendigkeit und den regsameren Geist, den stärkeren Wil-

len, zusprechen, aber doch nur, wenn die Gewebe nicht allzu trocken sind. Denn dann verdorrt das Gefühlsleben im saftarmen Boden, und die Schärfe des Denkens ist ohne jene saftvolle, natürliche Unmittelbarkeit, die uns an den beleibteren Menschen erfreut.

Wo mit der Fülle des Körpers das Gewebe fett- und wasserreich ist, da dürfen wir zwar eine geringere Schärfe des Denkens voraussetzen und ebenso keine sonderliche Neigung zu anstrengender Geistesarbeit, zu mühevollen Denkprozessen. Aber wir wissen auch, daß diese beleibten Menschen, deren weiches, oft schwammiges Gewebe viel Wasser birgt, dem Leben selber näher stehen, als seinen philosophischen Abstraktionen. Es sind die naiven, kindlichen, genußfrohen Menschen mit der wohltuenden Wirklichkeitsader.

Die hageren Typen mit den wasserarmen, trockenen Geweben aber zeigen zwar die höhere Geistigkeit, das regere Denken und die temperamentvollere Energie, aber sie sind auch weniger naturhaft, weniger von unmittelbarem Leben und desto mehr von Ideen und unruhigem Wollen ausgefüllt. Und wenn ihr Gewebe hart wird, wenn ihre Formen, alle weichen Übergänge verlierend, schroff und kalt werden, wie starre Felswände, dann sind solche Menschen oft kaltherzigstarre Prinzipienreiter, weil alle saftvolle Ursprünglichkeit des Lebens in ein hartes Wollen zusammenschrumpfte. Es wird kalt und ungemütlich in ihrer Nähe. Und Cäsar hatte recht, wenn er sagt:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Der denkt zu viel; die Leute sind gefährlich."

---

6. Kapitel.

Körpermasse und Körpergewicht.

Daß vom befruchteten Ei angefangen bis zur Höhe des Mannesalters das Körpergewicht zunimmt, ist eben nicht als etwas blos körperliches anzusehen. Es ist zugleich etwas Geistiges. Denn mit der Masse und Festigkeit der Gewebe wächst der geistige Gehalt.

Das geringere Gewicht ist also der kindliche Zustand. Es ist im großen und ganzen auch bezeichnend für die Frau gegenüber dem Manne. Wundert es uns nun, zu finden, daß Menschen, die körperlich grazil und von geringem Gewicht sind, ein mehr kindliches oder weibliches Wesen haben? Sie sind

scheuer, unsicherer im Auftreten, gefühlsreicher, feinfühliger und weit weniger selbstbewußt als die Menschen mit den kraftvollen und schweren Körpern. Spricht nicht der Volksmund von der „gewichtigen Persönlichkeit"?

Das schwerere Körpergewicht rückt allemale mehr in die Wirklichkeit hinein. Denn alle Fülle der Erscheinung ist Deutlichkeit, greifbare Tatsächlichkeit.

Immer wird durch wachsendes Körpergewicht, durch Zunahme der Materie, das Männliche, das Positive, Reale und Tatkräftige gefördert. Bis zu einer gewissen Grenze wächst damit die geistige und körperliche Energie, vor allem das Selbstvertrauen und die innere Zuversicht.

Geringes oder zurückgehendes Körpergewicht aber läßt das Weibliche, das Gefühlsmäßige, Negative, Sensible hervortreten. Wie in dem gewebsarmen Körper die Materie zurücktritt, so auch die Persönlichkeit der Wirklichkeit gegenüber. Kleine, magere, körperlich unzulängliche Menschen sind unsicher, ruhen nicht in sich. Ihr Wesen, ihr ganzes Auftreten ist unruhig, nicht von jener selbstsicheren Gelassenheit der beleibteren Menschen, von deren Gang der Volksmund bezeichnend sagt, daß er „gravitätisch", d. i. gewichtig sei.

Im allgemeinen wird von zwei Menschen, die gleiche Geistesanlagen haben, der körperlich stärkere leichter vorwärts kommen. Er tritt bestimmter auf, hat die größere Lebenssicherheit. In dem geistig indifferenten unteren Volke fällt uns auch die große Zahl kümmerlicher Gestalten auf, in den höheren Klassen aber die stattlicheren, größeren, gepflegteren Menschen mit dem höheren Körpergewicht.

In allzuschwerem Körper erstickt das geistige Leben ebenso, wie es in allzu kleinem, dürrem verkümmert. Beide stellen deshalb eine tiefe Lebensstufe dar. Sie erinnern an die Ungeistigkeit ungeschlachter Tierkörper, die das Seelische zu erdrücken scheinen, oder an die Stoffarmut dürrer Tiergebilde. Höheres Geistesleben entfaltet sich meist in jenen mittleren Körpergebilden, die ebensoweit von ungefüger, ungeschlachter Fülle wie von Dürre und Kleinheit entfernt sind.

*

Man erlebt wohl auch oft, daß ein allzuzartgebauter, graziler, körperlich leichter Mann — eben seines allzu weiblichen Eindruckes willen — nicht ganz die Rolle des Mannes spielt. Eine Frau aber mit zartem Kinderkörper, mit feinen Gliedern und geringem Gewicht zeigt ganz sicher meist ein kindliches Wesen. Dies kann in „der ersten Liebe gold'ner Zeit" das helle Entzücken des Mannes sein. Aber man muß sich nicht wundern, wenn diese Frauen mit dem Kinderkörper oft mehr das erotische oder luxuriöse Spielzeug des Mannes werden, als die kraftvolle, energische und entschlossene Lebensgefährtin. Würde ist stets nur mit einer gewissen körperlichen Erscheinung verbunden. Das Volk

spricht von „leichten" Frauen. Verknüpft es damit nicht in seiner innersten Vorstellung Festigkeit, Würde und Körpergestalt?

„Gewichtige" Frauen aber werden leicht männlich. An ihnen ist nichts von jener zarten, innigen Hingabe, der Kindlichkeit der kleinen, graziösen Körper. Aber sie sind in allen Lebenslagen praktischer, zuverlässiger, nüchterner. In ihrer Masse ruht die Wirklichkeit.

Allzustattliche Frauen aber verlieren das Weibliche. Und das Volk lächelt, wenn es ein Ehepaar erblickt, bei dem der kleine Mann von der Fülle der Gattin beschattet wird. Man bangt sozusagen für seine Existenz. Denn dies ist eine Umkehrung des Naturwillens. Es ist so widersinnig, als habe man einen Esel und eine Kuh vor einen Wagen gespannt.

*

Die Zunahme an Gewicht und Körpergröße fördert aber nur bis zu einer gewissen Grenze das Anwachsen der Energie, der bewußten Persönlichkeit und des tätigen geistigen und körperlichen Lebens. Übergroße und maßlos schwere Menschen sind weder tätig noch intelligent. Geist und Wille werden von der Masse erdrückt. Denn die Masse ist ein elementares Prinzip. Riesen und Fettwänste sind zu nichts zu gebrauchen. Ihr Geist ermangelt jeglicher Schwungkraft. Das Gesetz der Trägheit wohnt in ihnen. Falstaffs Körperfülle ist allem ernsten Denken, aller geregelten Arbeit abhold. Und jener Mathias Gallas, der als Feldhauptmann im Dreißigjährigen Krieg seinen ungeheuren Bauch beständig auf einem vorgeschnallten Wagen vor sich herfuhr, wird seinem Generalissimus Wallenstein keine großen Siege errungen haben.

Die meisten riesenhaft gewachsenen Menschen sind faul, unentschlossen, und keiner von ihnen lebt lange. Keiner erreicht irgendwelche Bedeutung. Denn sie haben keinerlei geistige Richtung. Die Natur hat ihnen den Stempel des Abnormen aufgedrückt.

Vor Jahren sah ich einen jungen Russen von 2,40 Meter Höhe. Er hatte ein träges Gehirn. Und etwa um die gleiche Zeit war Mr. Morlan, ein junger Amerikaner, zu sehen, der trotz seiner 25 Jahre bereits 725 Pfund wog, es also noch weit bringen konnte. Er war ein träger, mürrischer Mensch, dessen Beruf darin bestand, sich gegen Eintrittsgeld den Bauch anstarren zu lassen. Er war gerade in den Flitterwochen. Und dieser Siebeneinviertelzentner-Romeo saß, als ich ihn im Hotel besuchte, mit seiner 20jährigen Gattin, einer Julia von 525 Pfund, schäkernd auf eisenbeschlagenen Kisten, weil Stühle dies Glück nicht zu tragen vermochten. Es war eine Ehe von 12½ Zentnern, und „sie" hatte in das Geschäft hineingeheiratet.

*

In revolutionären Zeiten wird das Volk die beleibten Menschen wohl immer mit scheelem Blick ansehen. Glaubt man doch, dies sei der Bourgeois in Reinkultur, der seinen Bauch reichlich unverdient erwarb. Dahinter steckt die nicht immer ganz richtige Auffassung von wenig Arbeit, üppigen Mahlzeiten und beschaulichem Leben.

Wie gesagt, nicht richtig. Obwohl Ruhe und gutes Essen sicherlich des Körpers Fülle mehren, ist doch diese Beleibtheit bei vielen einfach Typus. Sie ist die Folge eines behaglicheren inneren Gleichgewichts, eines phlegmatischeren Temperaments, einer tieferen Schwingung ihrer Moleküle. Gewisse Drüsen, die ausgezeichnet arbeiten, erleichtern ihnen die Assimilation (innere Ausnutzung) der Nahrung. Ihre Menüs sind darum durchaus nicht so umfangreich, wie man glaubt. Jedenfalls gibt es beleibte Menschen, die im Essen bescheiden sind, und es gibt dürre Fresser.

Der Körper nimmt auch wohl im beginnenden Alter an Fülle zu, weil da die innere Energie, die geistige Spannkraft und Regsamkeit, nachläßt. Die Beweglichkeit macht größerer Bequemlichkeit Platz. Das ist bei Frauen häufiger als bei Männern. Denn ohnehin hat der weibliche Körper die reicheren Gewebe. Er hat meist die geringere geistige Energie, dafür aber mehr von jener ruhigen Gefühlsfülle, die mehr im Leben als in Ideen wurzelt und sozusagen überall das Wachstum des Gewebes befruchtet.

Aus dieser gesicherten Fülle quillt dann auch bei solchen Menschen der freundliche und gesunde Humor, den im Leben oft die behäbigen Hausfrauen und auf der Bühne die „Bonvivants" entwickeln. Sie ergreifen stets des Augenblickes freundliches Geschenk und sind eingedenk des Dichterwortes:

„Genieße froh, was dir beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Das ganze Leben wird bei diesen beleibten Leuten sozusagen von innen her vor allzugroßer Raschheit bewahrt. Besteht doch solche Üppigkeit und Fülle nicht einfach darin, daß die Muskeln, die Sehnen, die Knochen, die Blutgefäße zunehmen und sich in's Ungemessene verstärken. Das wäre ja eine Verdoppelung und Verdreifachung alles körperlichen Lebens. Nein, hier bildet sich Fett, das sich überall zwischen die lebendigen Organe schiebt. Fett steht — chemisch betrachtet — auf niederer Lebensstufe. Es hat langsame und träge Schwingungen. Es ist eine negative Substanz, im Gegensatz z. B. zu den positiven und feurigen Muskeln und Nerven. Darum gibt zwar eine gewisse Fettmenge, die sich auspolsternd zwischen die Muskeln legt, dem Körper die wohltuenden Run-

dungen und damit dem Gemütsleben die ruhige Ausgeglichenheit; aber im Übermaß muß Fett jederzeit das Leben verlangsamen. Es ist ein Reserve-Nährstoff; aber selber kein lebenswichtiges Gewebe. Ja, im Übermaß stellt es Krankheit dar und wirkt lähmend auf das feurigste und lebenswichtigste aller Organe, auf das Herz. Fett ist kein Elektrizitätsleiter.

*

Fett und große Fülle sind also zügelnd und hemmend für geistiges Leben, wie für alle Bewegung. Die inneren Widerstände sind zu groß. Und bei körperlicher Arbeit bildet sich ein Übermaß sogenannter Ermüdungsstoffe. Die Arbeit wird also rasch zur Überanstrengung. Hemmungs- und zügelloser dagegen wirkt sich das Leben in mageren Körpern aus. Es ist rascher und doch beherrschter; denn es ist durchglüht vom Willen. Läßt nicht der sehnige Arm bei Michel Angelos „David" ohne weiteres glauben, daß seine Schleuder Goliaths Stirn treffen wird? Haben wir nicht im muskelstraffen, sehnigen Arm, in der geballten Faust des borghesischen Fechters das Gefühl, daß sein Faustschlag wie ein Eisenhammer trifft? Steht nicht das schmalfesselige Rennpferd in der geradezu anatomischen Plastik seines muskelgestrafften glänzenden Körpers bebend am Start, um auf ein Zeichen davonzufliegen, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil?

Wo aber das auskleidende und ausgleichende Fett, das hemmende Prinzip ruhiger Lebensfülle, allzusehr schwindet, da wird unruhiges, nervöses, gespanntes Leben in den hageren Formen sitzen. Es mag sein, daß angestrengtes Denken und eine übergroße Geistigkeit den Körper gänzlich vergaß. Dann wurde er schlecht genährt, und der geistige Hochbetrieb zehrte die letzten Depots von Fett auf. Immerhin — das Antlitz, ja der ganze Körper, der gesamte Zellenbau erhalten dann jene feingeistige Strahlung, die von einer bedeutenden Innenwelt zeugt.

Hier tritt uns dann — wie etwa in Theodor Mommsen, dem Philosophen Wundt — jene abstrakte Geistigkeit entgegen, die dem Leben selber immer ferner rückte. Sie verlor bis zum letzten Atom jene Vollsaftigkeit des Lebens, die den mehr als 80jährigen Goethe noch in Liebe zu Marianne Willemer entbrennen ließ. Aber an dem toten Olympier bewunderte auch Eckermann die herrliche Fülle der Glieder.

Der Genius schöpft immer aus der Fülle des Lebens. Man kann sich weder Plato noch Aristoteles, weder Lionardo noch Rubens, weder Goethe noch Bismarck als aufgeschwemmte oder zusammengeschrumpfte Menschen denken.

Tausendfältig aber sind die begabten, talentvollen Menschen, die auf einem Sondergebiet glänzten und einen durchgeistigten, in seiner Hagerkeit un-

gemein sprechenden Körper hatten, der von der Kraft und Fülle ihres Innenlebens, von der Elastizität ihres Willens geradezu durchglüht war. Bei solchen Menschen finden wir die ungemeine Plastik eines lebendigen Kopfes. Das Auge darin spricht von einer großen Seele. Und die Gewebe am ganzen Körper sind in besonderer Weise durchstrahlt.

Diese Feinheit des beseelten und durchglühten Körpers wird sich auch in einer empfindungsreichen Geisteswelt äußern, die sich mit schwindendem Körper immer mehr von der Wirklichkeit entfernt. Ja — Fasten und Enthaltsamkeit und jegliche Entsagung rücken uns von der Wirklichkeit weg und wecken in uns die sogenannten medialen Kräfte. In einem kräftigen Körper hingegen lebt die stärkere Wirklichkeit. Schauen wir Swedenborg, die Seherin von Prevorst, Dr. Karl Du Prel, Hardenberg-Novalis, Schiller an und auf der anderen Seite Karl den Großen, Rubens, Wieland, Goethe, Bismarck, Liliencron, so wird uns das klar.

Wo aber die Hagerkeit aus Krankheit, aus materieller Unrast oder aus der Häßlichkeit einer engen Seele stammt, da kann leicht ein so geschwächtes und bedrohtes Leben sich gierig auf Materie und Besitz stürzen. Da entsteht der Geiz.

Beleibte Menschen sind in der Fülle gesicherten Lebens sorglos und gutmütig. Sie gönnen auch Andern etwas. Die Geizhälse und die geizigen Hexen hat sich das Volk allezeit mit einem hageren, gefühlsdürren Körper und einem Raubvogelgesicht vorgestellt. Und keinem Schauspieler wird es einfallen, Molières „Harpagon" etwa mit der weinglühenden, behaglich-blinzelnden, schmatzenden, gutmütigen Schlemmermaske des Sir John Falstaff zu spielen.

Wo die Leibesfülle Typus ist, wo sie sozusagen das leibliche Abbild der gesamten gleichmütigen, behaglichen Seelenverfassung ist, wie etwa bei den Chinesen oder den Türken, oder bei Menschen unserer Umgebung, da würde rasche Abmagerung im Alter wahrscheinlich Krankheit und frühen Tod bringen. Denn kein Lebewesen darf allzuplötzlich ein anderes Gesicht aufstecken.

Umgekehrt ist es zwar in dem Gegensatz von Jugend und Alter begründet, wenn schlanke und hagere, bewegliche und feurige Menschen in späteren Jahren ruhiger und bedachtsamer und damit körperlich ein wenig runder und voller werden. Dies besonders dann, wenn die Wohlhabenheit und ein gesichertes Einkommen ihnen die geistigen Schwingen mehr oder weniger stutzt und der Ehrgeiz sich in geistige Bequemlichkeit und Trägheit wandelt. Kommt diese Altersfülle des Körpers aber zu stark, so verwischt sie wieder den Typus. Dann ist dieser Mensch nicht mehr derselbe, der er ein Leben lang war. Und ganz sicher büßt er damit die geistige Lebensenergie ein.

Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Geschäftsmänner, die bis in's hohe

Alter ihre geistige Beweglichkeit wahrten, haben wohl niemals in solcher Üppigkeit oder Trägheit gelebt, daß die geistvolle Plastik an Kopf und Antlitz sich in der trägen Masse des Fettes verlor. Man mag hier an Dante, an Voltaire und Molière, an Friedrich den Großen und Moltke, ja selbst an Goethe denken, dessen Antlitz um Kinn und Wangen selbst im hohen Alter noch eine edle Schönheit zeigte. (Fig. 16.)

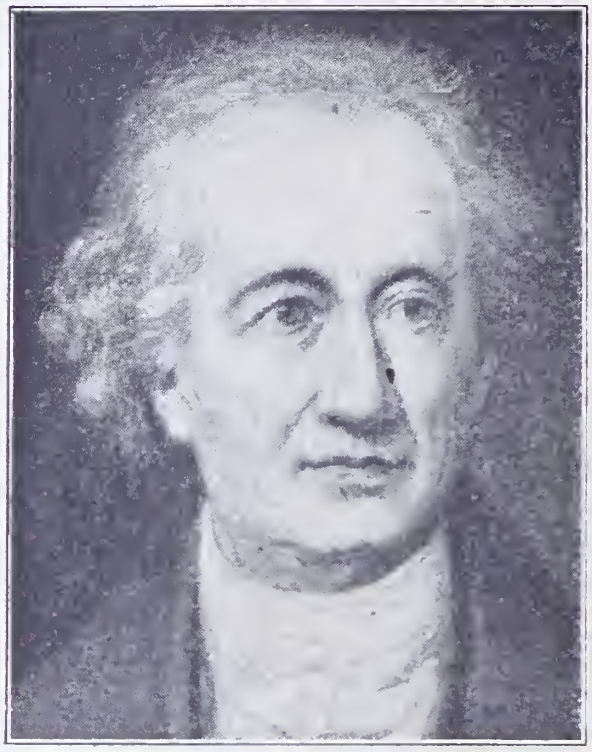


Fig. 16. Goethe im 78. Lebensjahr. Trotz vollem Körper haben die Wangengebilde die durchgeistigte Form bewahrt. Im ganzen Antlitz herrscht das Geistige sieghaft leuchtend über das Stoffliche

Fig. 17. Primitiver Negerkopf. Rohe, grobe Formen, die von einem tiefstehenden und ungeordneten Geistesleben sprechen. Im Gegensatz zu Fig. 16 herrscht hier das Materielle (starke Kieferpartie) durchaus über das Geistige (= eingedrückter Oberschädel.)

Sobald die Klarheit der Linie, die Reinheit der Kontur an unserem Gesicht, die bewegte Plastik unserer Gestalt sich verlieren, ist dies ein Zeichen für den Rückgang unserer inneren geistigen Energie.

Dies Plastische ist ja eben der Ausdruck der durchgeistigten Form. An ihr erkennen wir den geistig beweglichen, geistig lebendigen Menschen. Stumpfe, ausdruckslose, verschwommene Formen zeigen mehr materielles, animalisches, triebhaft-unbewußtes Leben. Bei allen Primitivvölkern zeigt sich dies grobe der Form, das unorganisiertes, tiefstehendes Geistesleben verrät. (Fig. 17.)

Bei allen Kulturvölkern aber fallen sofort die schärfer geschnittenen, sprechenden Köpfe auf. Man betrachte doch die Köpfe von Dante, Albrecht Dürer, Goethe, Schiller, Beethoven, Richard Wagner (Fig. 18), von Friedrich dem Großen, Napoléon, George Washington, Edison, Christian Rauch und Alexander

von Humboldt. Gerade in diesen charakteristischen, lebendig geformten Gestalten und Gesichtern, am lebendigen Auge, an der herausspringenden Nase, dem energischen Kinn, dem gefühlsreichen Munde erkennt man ja die geistvollen, die begabten Köpfe, die Talente auf allen Gebieten, die Genies, die Führer und Helden.

Fig. 18. Richard Wagner. Ungewöhnliche Plastik der Gesichtsformen. Lebendiges, zu höchstem Willen gesteigertes Innenleben. Ausgesprochener Gestaltungs-(Form-) Trieb. Hochentwickelte geistige Persönlichkeit.

---

7. Kapitel.

Die Formwandlungen des Körpers.

Es ist einleuchtend, daß mit der Feinheit, der Differenziertheit und Vielgestaltigkeit der Organisation auch ihr geistiger Gehalt wächst. „In den Formen liegt der Geist", sagt Goethe. Denn der Geist war es ja, der in der verfeinerten Form nach immer stärkerem, immer höherem Ausdruck rang.

Alles höhere Leben hat reiche Gliederung. Liegt der innere Reichtum nicht schon in der Doppelseitigkeit aller Organe, in der zwiefachen Anordnung aller

Teile des Gehirns? Zwei gleiche — und doch niemals völlig gleiche — Hälften sind wie ein Sinnbild des großen Dualismus, der das Weltall durchzieht.

Nur primitives Leben, das bald wieder erlischt, ist ohne diese bedeutsame Zweiheit. Die doppelte Anlage dieser Organe steigert das innere Leben, wie sie nach außen hin den Wert des Lebens im Kampf um's Dasein erhöht.

Im Körper also liegen die schlummernden, beständig zu weckenden geistigen Urenergien. Kraft, Fülle und Rhythmus des geistigen Lebens werden zum großen Teil vom Körper aus erklärt.

In drei Gestaltungsgebieten tritt uns das Leben im Körper entgegen. Das eine — das Gebiet des Geistes — ist der Kopf. Das andere — das Reich des unbewußten, vegetativen Lebens, sozusagen die Materie — ist der Rumpf. Das dritte endlich —, die Organe der Bewegung, das Gebiet der Kraft — sind die Gliedmaßen.

Man kann demnach Kopf-, Rumpf- und Gliedermenschen unterscheiden. Denn in diesen drei Gebieten liegt das ewige Wechselspiel von Geist, Stoff und Kraft. Sie entstammen dem großen Einen, dem Ewigen, das alles zugleich ist, und das die Lebewesen — und also auch den Menschen — bald mehr mit Geist, bald mehr mit Stoff, bald mehr mit Kraft ausstattet. Alles geht mit dem leiblichen Tode wieder zurück in das große Eine, in das Ewige. Und wenn die sichtbar-unsichtbare Schöpferhand es von neuem auf die Lebensbahn stellt, hat es vielleicht seine physiognomische Erscheinung völlig geändert.

*

Der Rumpfmensch stellt den Stoff dar, der Gliedermensch die schaffende und gestaltende Kraft (die Arbeit) und der Kopf- oder Hirnmensch die Idee.

Bei massigem Rumpf und kurzen Gliedern, kleinem Kopf wird niemand grüblerisches Gedankenleben annehmen. Hier ist weder bohrende Hirnarbeit, noch eilig-flinke Bewegung. Nein, hier ist Ruhe, Selbsterhaltung. Liegt nicht im Rumpf das nährende Wurzelwerk des Lebens? Liegen hier nicht die Werkzeuge der Verdauung, der Absonderung und Nahrungsaufsaugung, der Fortpflanzung und der Geburt, der Atmung und der Blutbewegung?

Im Rumpf liegt das unbewußte, vegetative, das pflanzenhafte Leben des Menschen. Hier ist seine Erdgeborenheit, seine Naturhaftigkeit. Hier wurzelt er im Stofflichen. Hier ist Wirklichkeit, Gegenwart, Trieb und Instinkt. Der Rumpf ist die Natur im Menschen.

In allem Lebendigen steht das höhere, bewußte Geistesleben um so tiefer, je massiger und plumper die Körperfülle in die Erscheinung tritt. Im Ichthyosaurus, im Walfisch und in andern Fischen, in den Riesenschildkröten und

Rieseneidechsen, im Schwein, in der Kuh usw. hat die Natur eine ungeheure Stoffmasse angehäuft, die aber gerade wegen ihres Übermaßes und ihrer unförmlichen Plumpheit keine geistigen Wirkungen entfaltet.

Beim Menschen wird ein Mangel an Körperfülle sicherlich dem Leben die Reservekräfte entziehen. Aber noch sicherer erstickt in einem allzu massigen Körper ein gut Teil tätigen und bewußten Geisteslebens. Denn jede Überfülle verwischt wieder die in geistiger Entwicklung geschaffene Gliederung. Sie zerstört die Plastik, die lebensvolle Architektur eines in bewegten Linien gezeichneten Körpers.

Die Griechen haben ihre plastischen Bildwerke gern in der Bewegung dargestellt. Dieser Fluß der Linien, der bewegten Gewänder, wie etwa in den wundervollen Frauen des Parthenon, macht eben alle ihre Gestalten lebendig, macht sie schön.

Jede Körperfülle, die die graziöse, bewegte Linie verwischt, zerstört die lebensvolle Wirkung. Der Geist, der sich dem Stoff entwand, wird wieder zu Stoff. Denn Geist ist immer ein Losringen vom Stoff. Wo aber alles nur wuchernde Fülle, nur üppiges Wachsen ist, da sind des Geistes Schwingen gefesselt. Das unbewußte, triebhafte Leben zieht die bewußte Geistigkeit herab.

*

Aber der Rumpf hat zwei Organ-, zwei Lebensgebiete, ein unteres und ein oberes. Das Zwerchfell trennt sie in Bauch- und Brusthöhle. Unten — in den Geschlechtsorganen, in Magen, Darm, Leber, Galle usw. — liegt das zeugende und sich erhaltende Leben. Hier sind die wasser- und fettreichen, die weicheren Gebilde und damit das elementare, tierhafte Leben. Oben in der Brusthöhle — in Lungen, Herz, Luftröhre, Kehlkopf — nähert sich alles mehr dem höheren, dem tätigen Leben. Ja, hier sind die härteren, die knorpeligen und knochigen Gebilde. Und damit wird das Leben in diesem Bereich geistiger, bewußter.

Von zwei Menschen, die die gleiche Rumpfgröße haben, hat ganz sicher der fettreichere Bauchmensch — als ein mehr vegetativer Typus — geringeres Geistesleben, dagegen mehr Ruhe, Behaglichkeit, ja Trägheit als der bauchärmere Brustmensch. Denn dieser ist härter und darum tätiger, lebendiger, entschlossener.

Das Pneumatische des in der Atmung gespannten Brustkorbes ist nichts anderes als explosive Energie, die mit jedem Atemzug von den Lungen, mit jedem Pulsschlag vom Herzen erzeugt wird.

Begreift man, warum der Mann die breiteren Schultern, die Frau hingegen die breiteren Hüften hat? Im Männlichen liegt das tätige, das positive und aktive Leben, im Weiblichen das ruhende, das negative und passive.

Ja, man begreift, daß den Mann auf breiten Schultern ein kraftvoller Hals ziert. Denn der Hals ist der Träger des Kopfes, also des bewußten Geisteslebens. Daß aber hinwiederum die Schönheit bei der Frau gebildet wird durch die Breite des Beckens und die gespannte Fülle der Hüften; denn hier ist der ewige Schoß alles Lebenden und darum das Ziel aller Liebessehnsucht des Mannes.

Die naturhafte Symbolik des Männlichen liegt also mehr in der Brusthöhle und nimmt den Weg nach oben. Die Symbolik des Weiblichen aber liegt mehr in der Bauchhöhle und nimmt den Weg nach unten, in Hüften und Becken.

Ja, selbst im oberen, im Brustteil des Rumpfes, hat die Natur die zeugende und nährende Rolle des Weibes in den Brüsten dargestellt. Sie sind Zierde und Schönheitsmerkmal des reifen Weibes. Das Kind, das im Schoß geboren wurde, liegt nun, da es zu Leben und geistigem Wachsen erwachte, an der Brust, also in einer Region höheren, tätigeren Lebens.

Sind nicht der Körper von Mann und Frau in allen Teilen gebildet von dieser Zeichensprache der Natur, dieser sprechenden Symbolik der Liebe? Sagen nicht die Dichter, daß Mut und Stolz in breiter Mannesbrust sitzen? Ist es ihnen doch bekannt, daß breite Nacken sich nur unwillig beugen. Preisen nicht die Dichter den schamvoll verhüllten Busen, die „tragende" Kraft der Hüften. Wollte nicht Heines Haupt „ruhen" im Schoß der Geliebten? Das weichere, hingebende, schutzbedürftige, ruhend-schenkende, lebengebende und lebenempfangende Wesen des Weibes liegt in der symbolischen Betonung und dem mehr elementaren Charakter der unteren Rumpfpartie und der ruhenden Hüften. Immer muß — der Stellung des Weiblichen in der Natur entsprechend — im Frauenkörper das vegetative Leben ein wenig vorwalten.

Das härtere, selbstbewußt-erobernde, kraftvoll-tätige Wesen des Mannes liegt in der symbolischen Betonung und dem mehr motorischen Charakter der oberen Rumpfpartie und des beweglichen Halses.

Im Organismus der Frau herrscht also mehr das vegetative Leben, im Manne mehr das animalische. Die Frau ist die Natur, das empfangende, plastische, bildende Prinzip, der Mann das aktive, die Bewegung, die Kraft.

Die Frau hat die gebärenden Organe, die das Leben schützen. Der Mann die kämpfenden, die es verteidigen. Er hat den festeren Knochenbau, den größeren Schädel, die kräftigeren und strafferen Muskeln. Der männliche Form-Charakter liegt in der Breite von Brust und Schultern und der Schmalheit der Hüften. Der weibliche Typus ist gegeben in dem schmaleren, runderen und weicheren Brust- und Schulterbau und in den breiteren Hüften. Die Frau hat den längeren Rumpf und die zarteren, kürzeren Gliedmaßen. Ihre Rumpfform wird nach unten — in der Region des vegetativen Lebens — breiter,

diejenige des Mannes verbreitert sich nach oben hin, in der Region der motorischen Kraft. In Fig. 19 und 20 hat griechische Kunst diese Form- und Charakterunterschiede meisterhaft dargestellt.

Fig. 19. Knidische Aphrodite des Praxiteles. (4. Jahrh. v. Chr.) Vollendet schöner weiblicher Bau, schmalschultrig, breithüftig, sanftgerundete Flächen und Linien. Gefühlsreicher Körper.

Von diesem Äußeren hängt nicht etwa das Wesen von Mann und Weib ab, sondern umgekehrt hat die in der Keimzelle schlummernde Idee sich hier ihre Form geschaffen. Das Leben geht in seinen Polen Mann und Weib welten-

weit auseinander, und nur der Liebe gelingt es, diese zwei Teile wieder zu einem Leben zu verschmelzen.

Ja, in diesem Formcharakter liegt auch das Maß der sexuellen Empfin-

Fig. 20. Diskuswerfer. Marmorkopie nach der Broncestatue des Myron (Mitte des 5. Jahrh. vor Chr.) Schöne, typisch männliche Gestalt: breitschultrig, schmalhüftig. Ausgesprochen motorischer Typus.

dung. Zweifellos ist die mann-weibliche Polarität — und damit die geschlechtliche Anziehung von Mann und Frau — da am stärksten, wo ein rechter Mann und ein echtes Weib sich gegenübertreten.

Das grandiose Phänomen der Liebe, das leuchtende und zuckende Blitzen sinnlicher Erregung — wo wird das stärker sein, als da, wo der breitschulterige Mann dem breithüftigen Weibe gegenübertritt? Ja, was nicht blitzartige Liebe weckt, trägt auch nur geringere Erregbarkeit in sich selber. Und wir verstehen durchaus, daß das stärkste Maß des Sinnlichen gefunden wird bei den vollhüftigen Frauen und den schmalhüftigen Männern. Wo dies Verhältnis sich umkehrt und die Frau die schmalen, muskelfesten Hüften des Mannes, der Mann aber die gewebsreich-breiten Frauenhüften hat, da wird der Mann-Typus die Frau ebenso verstandeskühl machen, wie der Weib-Typus den Mann gefühlsreich. Beide aber sind in solcher Form in ihrem sinnlichen Gefühl, ihrer geschlechtlichen Energie herabgesetzt. Ja, es kann der Typus des Eunuchen hervortreten. Von den männlichen Kastraten ist uns bekannt, daß der Verlust der Keimdrüsen ihnen den männlichen Typus nimmt und namentlich die Hüften- und Bauchregion leicht zu schwammiger Fülle bringt, die bald auch weibische Eigenschaften: Schwatzhaftigkeit, Neugier, Verschlagenheit gebiert. In solchen Formen aber erlischt der Funke der Liebe ebenso wie in einem Frauenkörper mit schmalem Becken und dürren Hüften.

Solche unweibliche Form wird keines Mannes Wünsche wecken. Denn wenn sein Auge beglückt des Frauenkörpers Brust- und Hüftenlinien umschmeichelt, so spricht aus seinen Wünschen die Stimme der Natur, die in der Schönheit reicher Frauenhüften nichts anderes sucht als mütterliche Kraft.

In den schmalhüftigen Frauen wird das Leben gar zu gern aus den Hüften in das Gehirn, aus der Wirklichkeit in die Theorie verlegt.

Wenn Frauen ein kräftiges, breites Becken haben, brauchen sie keine Philosophen zu werden. Denn dann haben sie gesunde Sinnlichkeit und Lebensfreudigkeit. Sie brauchen nicht über das Leben zu philosophieren. Sie leben es mit der Kraft ihrer Hüften, in der innig sich selbst gebenden Schönheit ihrer Liebe.

*

Der Gliedermensch ist der Typus mit der geringeren Fülle und der schlankeren Form des Rumpfes. Er hat meist einen beweglicheren schmalen Kopf, der im Hinterhirn und demgemäß auch in der Kinnpartie eine kräftige Entwicklung zeigt. Vor allem aber sind die Organe der Bewegung — Beine, Arme, Hals — bei ihm besonders entwickelt. Der Rumpf ist schmaler; denn er ist es ja, der die Gliedmaßen herausstreckt. Er muß dabei von seinem eigenen Material hergeben, seiner Stammessubstanz.

Im Pflanzenreich wie im Tierreich haben alle Rumpforganismen — Kohlarten (Fig. 12), Sumpfpflanzen, Kürbis, Melonen, Mollusken, Gänse, Schweine — geringe Festigkeit und kurze, schwache Gliedmaßen. Sobald mit

den längeren und kräftigeren Gliedmaßen — wie bei den Vögeln (Flügel), den Hunden und Pferden, dem Wild (Fig. 15) — die Beweglichkeit sich mehrt, geht der Rumpf zurück. Das stoffliche Prinzip weicht dem motorischen, dem Prinzip der Kraft.

Wie in der Bauchregion des Rumpfes das vegetative, unbewußte, ruhend-aufnehmende Leben wohnt, im oberen Rumpfteil aber, in der Brust, das tätige, das nun durch den Hals seinen Übergang zum geistigen Leben findet, so sind alle Gliedmaßen, ist jede Gliederung überhaupt entwicklungsgeschichtlich als etwas Geistiges aufzufassen. Die Bewegung ist eine Art Brücke vom stofflichen zum geistigen Leben. Und mit jeder Gliederung, mit jeder lebendigeren, mannigfaltigeren Form gelangt das Leben auf eine höhere Entwicklungsstufe.

Die tiefsten Lebewesen sind plumpe Rumpfgebilde. Sie sind ungegliedert, gliederlos und darum ungeistig. In der Gliederung (vergl. Fig. 14 und 15) gelangt der Geist zu höherem Ausdruck. Aber die Materie — der Rumpf — muß dabei weichen. Rumpf und Gliedmaßen waren ursprünglich — auf tiefer Lebensstufe — eins. Nun sind die letzteren aus dem ersteren geboren, herausgestreckt.

Das Prinzip des Lebens hat sich geändert. Die Ruhe, die Beharrung, wich der Unruhe, der Bewegung, der Tat. Dies umso mehr, je schmaler der Rumpf zusammenrückt. Denn damit verengt sich der Raum, den die lebenswichtigen Organe der Atmung und Verdauung einnehmen. Aus dem schwächeren Rückenmark, dem schwächeren Rückgrat, erhalten sie nicht mehr die vollsaftige zentrale Lebenskraft. Der Stoffpol des Lebens ist zurückgedrängt. Damit verliert sich das Gefühl innerer Behaglichkeit und Zufriedenheit, das stets nur aus einem starken Rückgrat geboren wird. Denn das Rückgrat ist die Natur im Menschen. Es ist der Wurzelboden für alles Geistesleben.

*

Je plumper die Gliedmaßen, desto unlebendiger, schwerfälliger, plumper ist das Geistesleben. Massige, muskelschwere Arme kennzeichnen den rohen Kraftmenschen. Kurze, dicke, plumpe Beine mit groben Formen zeigen den elementaren Typus. Aber die Oberschenkel dürfen auch nicht von allzuschlanker Form sein. Sie verlieren damit — namentlich am Frauenkörper — ihre Bedeutung als die kräftigen Säulen tragenden Lebens. Und der Schönheitsbegriff verlangt, daß ihre Gewebsfülle ausreiche, sich auf den Innenflächen in gerader Linie zu schließen.

Sperrig magere, dürftige Oberschenkel sind — namentlich wieder bei der Frau — ebenso häßlich wie kurze, plumpe Unterschenkel. Denn geht in den ersteren die Vollsaftigkeit natürlichen und lebendigen Gefühls verloren, so zeigen die letzteren eine ungeistige, tierhaft-plumpe Form.

Gerade die Gelenke sind doch die intelligenteste Mechanik der Bewegung und damit — in ihrer straffen Architektur — ihr höchster symbolischer Ausdruck. Sie sind keineswegs nur etwas Körperliches, sondern ganz sicher auch etwas Geistiges. Sie sind der Ausdruck körperlicher und geistiger Beweglichkeit zugleich. In ihnen hat die bildende Natur die Idee der Regsamkeit in die wundervollste Form gebracht.

Grobe Hand- oder Fußgelenke — bei plumpen Unterarmen oder Unterschenkeln — zeigen ein Geistesleben, das im Niederen, im Materiellen, Erdhaften, Sinnlichen steckt. Ja — in solchen Formen verrät sich ein unvornehmer Charakter. Denn es liegt darin ein Mangel an Feingefühl, eine eingeborene Taktlosigkeit, eine niedere Formstufe des Lebens, ein Mangel an jenem savoir vivre, das den feingliedrigen und darum auch feinsinnigeren Menschen auszeichnet.

Es liegt in den feinen, sehnigen Gelenken jenes hochgezüchtete Leben, das wir Rasse nennen. Wie sich das windesschnelle Rassepferd mit seinen feinen Fesseln von dem grobknochigen Lastgaul unterscheidet, so im Leben der feingelenkige, feinempfindende, geistig lebendige Mensch von dem andern, der die dicken, plumpen Unterschenkel hat mit den Gelenken, deren Beweglichkeit in der Trägheit des umgebenden Fettgewebes erstickt.

Mag auch die Gattin des Schiebers ihren schwammig-kurzen Molluskenleib mit protzenden Pelzen behängen — die plebejische Fülle der Unterschenkel verrät den angeborenen geistigen Tiefstand.

Gerade beim Frauenkörper ist die Zartheit der Knöchel, ist die sehnige Feinheit des Fußgelenks, die in graziöser Schweifung aufsteigende Linie des Unterschenkels ein Sinnbild gefühlsreicher Lebendigkeit. Plumpe, kurze Formen sind in ihrer Schwerfälligkeit genau so abschreckend, wie die unlebendige, geradlinige Starrheit eines knochig-mageren Beines.

In schlankgeformten Knöcheln, da, wo sie an fast überfein geformten Unterschenkeln sitzen, scheint aber auch oft die nüchterne Wirklichkeit einem raschen und plötzlichen sinnlichen Impuls zu erliegen. Denn in der Tat sind unter den Männern und Frauen, die diese feinen und allzu „leichten" Gelenke aufweisen, nicht selten auch die sinnlich erregbaren, ja leichtsinnigen Naturen, die sanguinischen, leichtblütigen Temperamente, zu finden.

*

Solange die Gliedmaßen eine gewisse Kraft haben, besteht ein ruhig-tätiges Leben. Wenn auch der Gliedermensch nicht mehr die üppige Fülle des Rumpfmenschen besitzt, so hält sein sehniger Körper doch allen Anforderungen Stand. Ja unter den Gliedermenschen ist die athletische Konstitution häufig zu finden.

In den Familien geht aber — mit dem Rückgang der körperlichen Berufe — nicht nur die Rumpfkraft verloren, sondern allmählich jede Muskelkraft und Muskelfülle überhaupt. Damit werden Arme, Beine und Hals überlang und schwächlich. Damit aber geht der Antrieb zur Bewegung, zur körperlichen Arbeit, verloren. Mit der Rumpfmasse schwand die Fülle der Materie und damit die naturhafte Selbstsicherung des Lebens. Mit der Kraft des Rückenmarks und der Gliedmaßen tritt die körperliche Energie zurück, und das Hirnleben tritt vor. An die Stelle des Lebens tritt die Idee, das Problem.

Fig. 21. Generalfeldmarschall von Hindenburg. Breite Kinnpartie, kraftvolles Untergesicht, das von starkem Rückgrat und großer Rumpfkraft spricht. Der ganze Charakter wurzelt durchaus in der Wirklichkeit. Ein kraftvoller Realist.

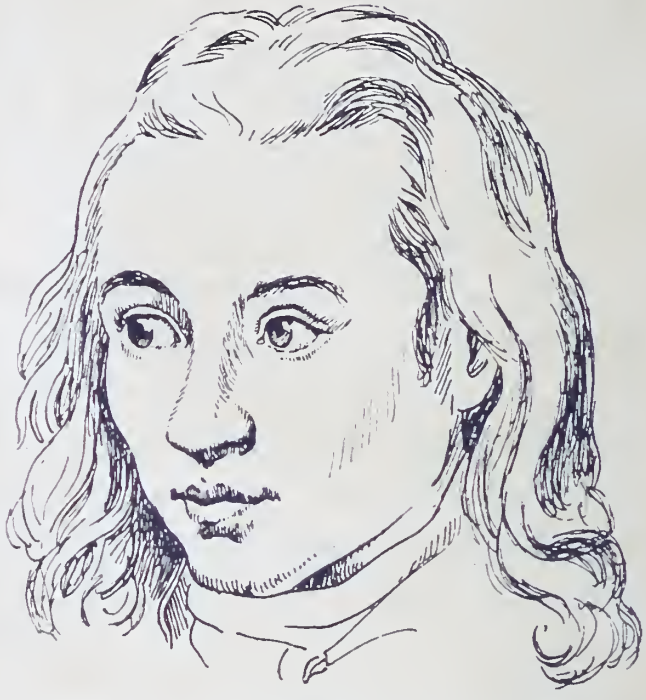


Fig. 22. Der Romantiker Hardenberg-Novalis. Mädchenhaft zarte Züge. Das schwächlich zurücktretende Kinn spricht von geschwächtem Rückgrat, von geringer Rumpfkraft. Er war ohnmächtig der Wirklichkeit gegenüber, und sein Sinn drängte in die Sehnsuchtswelt der Romantik.

Denn mit der wachsenden Schwäche treten die unteren Gesichtsteile zurück. Es tritt das Kinn zurück, das entwicklungsgeschichtlich auch nichts anderes ist als eine aus zwei Nahrungsgreifern, zwei Fängen — den Kinnladen — zusammengefügte Gliedmaße. Das Kinn ist also ein Organ der Kraft, der Energie, des Kampfes um's Dasein.

Wie mit der Entwickelung der übrigen Gliedmaßen die Wirbelsäule geschwächt wird, so muß hier umgekehrt mit dem Wachsen der großen Schädelwirbel die Gliedmaße — das Kinn — schwächer werden und zurückweichen. Die Kieferform, die noch beim Urmenschen brutal und heftig vorsprang, ist beim Kulturmenschen zurückgetreten.

Solange die Kinnform und der gesamte Unterbau des Gesichtes noch ihre Plastik bewahren, so lange ist noch körperliche Daseinsenergie vorhanden. Wo

sie zurücktritt hinter einer krankhaft vorbuchtenden Stirn, da wird die Wirklichkeit des Lebens verdrängt von unwirklichen, grüblerischen Ideen. Die Anschauung weicht der Abstraktion. (Fig. 21 und 22.)

Wo das Hirnleben stärker wird, als das vegetative, naturhafte Rückenmarksleben, da ist der Organismus in seiner Kraft und in seiner Dauer erschüttert. Denn das Hirn erzeugt keine Kraft, sondern es verbraucht nur die Kraft, die das Rückenmark — als die Haupt- und Stammwurzel alles Lebens — aus dem ganzen Körper sammelt. Großer Rumpf bedeutet ein Überwiegen des stoffbildenden Lebens. Ein großer Kopf dagegen ein Überwiegen des stoffverbrauchenden Lebens.

Wo also der Gliedermensch allgemach in den Hirn- (Kopf-)Menschen überging, da sind die Fundamente erschüttert, ist das Leben in seinen zeugenden Tiefen, in seinen biologischen Reserven angegriffen. Der Rumpf ist der Stamm, die Gliedmaßen die Äste und Zweige, der Kopf aber mit dem Geistesleben die Blütenkrone des Lebensbaumes. Und jeder Gärtner weiß, daß er im Treibhaus zwar den Reichtum und die leuchtende Schönheit einer Pflanze auf Kosten der Wurzelkraft hervorlocken kann, daß aber jedes Leben sterben muß, das sich in allzu üppiger Blüte, in allzureicher Frucht erschöpfte.

Das Hirn ist die Blüte am Nervenstamm. Aber alle Frucht erschöpft den Mutterboden. Hochgesteigertes Geistesleben ist am Ende — Schwäche. Es ist die Blüte, die ihrer Wurzel vergaß. Es ist die Erlösung aus der Materie.

---

8. Kapitel.

Hals- und Nackenformen.

Der Rumpf mit dem Rückenmark umfaßt das unbewußte Leben, das Hirn das bewußte. Hirn und Rückenmark sind die beiden Pole des Lebens, die polaren — entgegengesetzten — Richtungen jeder Individualität.

Ursprünglich — nämlich im befruchteten Ei — eins, streben sie in der Entfaltung auseinander. Im Ei schlummert der fir und fertige Lebensgrundriß. In ihm liegt die Summe aller individuellen Kräfte und Anlagen, über die das dem Ei entwachsende Leben niemals hinauskann. Das Ei ist sozusagen die Lebensidee.

Diese Idee sendet nun für das Leben zwei gänzlich verschiedene — polare — Nervenstränge aus: Rückenmark und Hirn. Denn alles Leben beruht auf Gegensätzlichkeit, auf Ungleichheit, auf der Spannung zwischen zwei Polen.

Rückenmark und Hirn sind solch ein fundamentaler Gegensatz. Eins läßt das andere nicht zur Ruhe kommen. Im Rückenmark steckt das elementare,

vegetative, stoffbildende Prinzip, das Prinzip der Natur. Im Hirn aber das bewußte, das stoff-formende, das geistige Prinzip. Ein Ringen ist nun zwischen beiden, ein Ringen zwischen Natur und Geist. Die Spannung, die wechselnde Kraft zwischen den Polen ist das, was wir Leben nennen.

Zwischen den beiden Polen Rückenmark und Hirn ist eine Verbindung, eine Brücke: das verlängerte Mark (medulla oblongata).

Hier schlummern noch Geheimnisse für die wissenschaftliche Forschung. Hier liegt sozusagen das Leben selber, die ursprüngliche Lebensidee, die Einheit, die sich in Hirn und Rückenmark polarisierte. Stellt das Leben in Hirn und Rückenmark seinen Betrieb ein, so zieht es sich im Tode in das verlängerte Mark zurück. Hier — in Atmung und Herzschlag — erlischt es zuletzt.

Das Volk ahnt instinktiv die überragende Bedeutung dieser Halswirbelgegend. Es weiß, daß hier der „Lebensknoten" sitzt. Es sagt: „es geht ihm an den Kragen", es wird ihm „der Hals zugezogen". Arme und Beine können wir brechen, können mitleiderregend verwundet oder chirurgisch verstümmelt werden, ohne das Leben einbüßen zu müssen. Ja, mancher übersteht den schwersten Schädelbruch. Aber wer „das Genick bricht", ist tot.

Welche Fülle von Leben steckt aber auch in der Halspartie! Wieviel lebenswichtige Organe treffen hier zusammen! Hier kreuzt sich die Gesamtheit der Nervenfasern des Rückenmarks, um in die entgegengesetzte Hirnhälfte zu gelangen. Hier ist die Luftröhre, das hochgeistige Gebilde des Kehlkopfes, die Speiseröhre, hier liegt der nervus vagus und endlich die großen Halsarterien.

Die geistige und ästhetische Bedeutung des Halses ist daran zu erkennen, daß er den niederen Tierformen völlig fehlt. Plump und ohne Übergang sitzen Rumpf und Kopf zusammen. Erst in den höheren Tierformen tritt die Halsbildung auf. Hier aber in solcher Mannigfaltigkeit, ja oft — wie beim Reiher, beim Flamingo, beim Geier, bei der Giraffe — in solch unproportionierter Länge, daß das Gesamtbild unschön, ja grotesk wirken kann. Nirgendwo im Tierreich begegnen wir der schön geschwungenen Halslinie des Menschen.

In jeder Trennung der Teile, jeder Gliederung, liegt eine höhere Entwicklungsstufe. Dies mehrt sowohl die körperliche als auch die geistige Beweglichkeit. Jegliche Gliederung ist eine Zunahme an ästhetischen Werten. Das Kind hat den kurzen, runden Hals. Er wird schlanker, je mehr Rückenmark und Gehirn sich entwickeln, also beide aus dem verlängerten Mark herausgestreckt werden. Alles vollkommen Runde ist sozusagen die embryonale, kindhafte Urform. Kreis und Kegel sind unorientierte Formen. Sie sind ohne bestimmte Richtung. Kreisrunde Gesichter sind z. B. von weit geringerer Geistigkeit, als länglich geschnittene. In den letzteren ist die ausgesprochenere Meinung. Der Kinderhals, das

Kindergesicht, der Kinderschädel zeigen die Kreisform, die von der wachsenden Intelligenz gestreckt wird.

Ist deshalb der Durchmesser von vorn nach hinten ein weniges größer als der von links nach rechts gehende, so spricht daraus am Hals die harmonische Anlage. Je gleichmäßiger die Rundung eines Halses, desto schöner, edler ist seine Form. Ja, der Umfang sollte oben und unten nicht sonderlich verschieden sein. Dies stellt sicherlich die edlere Bildung dar, zum Unterschied von jener anderen, bei der der Hals unten, an der Schulterlinie, mit großem Umfang ansetzt, um nach oben hin sichtlich dünner zu werden.

Fig. 23. Frauenhals. Schlank, zartgerundet, empfindungsreich, feinfühlig, taktvoll.

Fig. 24. Männerhals. Kraftvoll, etwas kürzer; mehr Tat als Gefühl. Straffer Wille.

Der Frauenhals (Fig. 23) ist schlanker und zarter, der Männerhals (Fig. 24) stärker und fester. Ein zarter, feiner Hals auf den Schultern eines Mannes zeigt geringere Lebenskraft an, aber auch verminderte Männlichkeit im Wesen. Männer mit zartem Hals sind scheuer und empfindsamer als solche mit kräftigem Hals. Ihre ganze Art ist verfeinerter, sozusagen weiblicher.

Frauen mit kurzem, derbem, muskulösem Hals aber, dem jede edlere und schlankere Form fehlt, sind energisch, derb in ihrem Wesen. Sie haben eine männische Formlosigkeit. Sie können grob und ohne alles Feingefühl sein.

Immer wird der schlankere Hals der schönere, ästhetischere, der mehr empfindungsvolle sein, der stärkere, dickere, muskelkräftigere mehr der motorische, tatvolle. Ein dicker Hals am Frauenkörper läßt also feineres Gefühl vermissen. Er unterdrückt das Gefühl zu Gunsten der Tat, das Ideale zu Gunsten der materiellen Wirklichkeit. Die Griechen haben in dem sehr verschiedenen Halsumfang ihrer männlichen und weiblichen Gestalten das Maß der Feinfühligkeit, ja die Gegensätze des Sinnlichen und Geistigen sehr fein abgestuft. Der Hals des borghesischen Fechters ist dicker als der Hals des Musengottes Apoll.

Unter den neueren Bildhauern hat keiner die Schönheiten des menschlichen

Körpers so gekannt wie Canova. Vor allem hat keiner so wie er weibliche Schönheit im Marmor gepriesen. In „Amor und Psyche" sind trotz der Zartheit der beiden Gestalten die Unterschiede von Mann und Weib fein hervorgehoben.

Schöne Halsformen begegnen uns in Italien, besonders in der Umgebung von Rom. Dort sieht man sowohl die edle Nackenlinie, als auch den wundervollen Ansatz des Halses an der Schulterlinie. Diese Schönheit ist bedingt durch eine gute Form des Kapuzenmuskels, der sich durch das balanzierende Tragen von Gefäßen auf dem Kopf gut entwickelt. Da dies z. B. bei den Mädchen auf Capri üblich ist, so findet man dort prachtvolle Halsformen.

In normaler Form entspricht der Halsumfang etwa dem Umfang der Wade. Seine Rundung soll gleichmäßig sein, nicht plötzlich irgendwo aus der ruhig geschweiften Linie herausspringen. Darnach mag man beurteilen, was stark, was schwach ist.

Die Gestalt des borghesischen Fechters oder des Herkules von Farnese zeigen den männlich starken, muskelgespannten Hals. Den Statuen der Gladiatoren gaben die antiken Bildhauer einen kurzen Hals, der durchgeistigten Erscheinung des Demosthenes aber einen längeren. Der schön angesetzte, wundervoll gewölbte Hals der Venus von Milo spricht von der zarten Gefühlswelt des Weibes. Der Hals des Apoll verrät in seiner Mischung von Kraft und Grazie den Schutzgott der Musen.

Athleten zeigen den breiten Stiernacken (Fig. 25). Er verrät die Derbheit des Angriffs, die robuste Widerstandskraft, die große Körperkraft, den Mut, das unbedenkliche Drauflosgehen in allen Lebenslagen. Solch kurzer, stumpfer Hals ist stets eine Art Hemmung der Geistigkeit, eine Form geistiger Primitivität. Verbindet er sich mit intelligentem Kopf, so finden sich Tatkraft, Mut und Wirklichkeitssinn vereint. Dies ergibt den Typus des Helden, wie er uns in Julius Cäsar (Nationalmuseum zu Neapel, Fig. 26), Napoléon I. entgegentritt.

Allzukurzer Hals, der sozusagen ohne alle Architektur ist und Rumpf und Kopf kaum voneinander trennt, ist immer ein Zeichen niederer Organisation. Er erinnert wieder an die untersten Tierstufen und findet sich, mit unreiner, dunkler Färbung und schlechter Strahlung verbunden, bei Schlemmern, bei sehr gemein denkenden, geistig stumpfen Menschen oder auch bei Blödsinnigen. Er ist das Kennzeichen geringer geistiger Entwicklung, einer tiefen Formstufe, ist ein Gemisch von Sinnlichkeit und Brutalität.

Eine solche Halsform wird bei Frauen stets schlimmere Bedeutung haben als bei Männern. Denn sie ist von der weiblichen Norm unendlich viel weiter entfernt als von der männlichen. Die weibliche Schönheit wird durch einen plumpen Hals gestört und durch eine grobe, stumpfe Halsform in's Häßliche ver-

kehrt. Man versteht, warum diese grobe und plumpe körperliche Organisation abstoßend wirkt. Birgt sich doch in ihr — da alles Körperliche zugleich auch ein Geistiges ist — elementare, oft schmutzige Sinnlichkeit, materielles Denken, formlos-grobes oder gemeines Wesen (Fig. 27).

Namentlich der Halsansatz an den Schultern und der Brust ist nicht nur bedeutungsvoll für weibliche Schönheit, sondern spricht auch, wenn die Flächen und Linien sich hier gefällig absetzen, von innerer Anmut, von einem gefühlsreichen und doch beherrschten Wesen, von Takt und Vornehmheit. Denn alles

Fig. 25. Hals eines Athleten: kurz, dick, von harten Muskeln und mit Stiernacken. Verrät Körperkräfte, Mut, Geistesgegenwart, oft auch Roheit, Mangel an Feingefühl.

Fig. 26. Julius Cäsar. (Nationalmuseum in Neapel.) Kurzer, starker Hals = Tatkraft, Wirklichkeitssinn. Tatnatur, kein Schwärmer. Oft rücksichtslos und unbedenklich in den Mitteln.

körperlich Formlose, Verschwommene, Ineinanderfließende weist auch im Charakter auf etwas Unbeherrschtes, Unvornehmes, Plebejisches hin. Höhere, vornehmere, edlere Geistigkeit wird stets auch eine edler und lebendiger gegliederte Form hervorrufen.

*

Der Gegensatz des Sinnlichen und Geistigen ist nicht nur in Rumpf und Kopf, sondern noch einmal in höchst bedeutungsvoller Form im Rumpf gegeben. Hier wiederholt er sich, wie denn jedes einzelne Organ in sich selber polarisiert ist. Wie der Kopf, so hat jedes andere Organ — und also auch der Rumpf — seine geistige und seine sinnliche Sphäre.

Die Rückenpartie mit der unmittelbar unter ihr liegenden Wirbelsäule ist das mehr geistige Gebiet. Ihre lebendige, muskelkräftige Modellierung kennzeichnet den Mann, während die Symbolik des weiblichen Körpers mehr in der

sinnlichen Region von Brust und Bauch liegt. Im einzelnen können diese Unterschiede vielfach verwischt werden. Für die allgemeine Symbolik des Männlichen und des Weiblichen müssen wir sie festhalten.

Man begreift dann, warum ein kraftvoll und breit modellierter Rücken mit breiten Schultern einer Frau männliche Charakterzüge, männliche Energie und Tatkraft und jenen entschlossenen Wirklichkeitssinn gibt, der den Mann

Fig. 27. Gemeiner Frauentypus. Aufgestülpte, gemeine Nase. Verschlagene Augen. Der kurze, dicke, schwammig verquollene, unedle Hals zeigt niedriges, materielles Denken, sinnliche Lebensauffassung, grobes Empfinden. Das Ganze ist eine niedere Formstufe.

Fig. 28. Dürrer, welker Hals. Die eingesunkenen Gewebe zeigen körperliche Schwäche, Gefühlsarmut, Mangel an Lebensfreude. Es ist ein saftarmer, in den natürlichen Wurzeln des Lebens — den sinnlichen Kräften — erloschener Mensch. Die Spannkraft der Nerven ist stark vermindert. Die innere Ruhe und Freudigkeit ging verloren.

kennzeichnet, Eigenschaften, die das schmalrückige Weib mit den zartgebauten Schultern nicht besitzt. Warum umgekehrt der schmalschulterige Mann mit den weichen Rückengeweben weiblicher wird, und warum eine Zunahme des Bauchgewebes in seinen Charakter leicht einen Zug von Ruhe und Beschaulichkeit hineinträgt. Denn die Bauch- und Beckenpartie des Rumpfes korrespondiert mit dem Hinterhaupt, bezw. dem Hinterhirn, also der Trieb- und Tatsphäre. Je energischer diese Trieb- und Tatsphäre funktioniert, desto straffer und also fettärmer sind die Bauchgewebe, desto schmaler die Leib- und Beckengegend. Je stärker der positive Pol oben — im Hirn — desto schwächer der negative Pol unten.

Der Brustkorb hat eine polare Beziehung zum Mittelhaupt, zur Gefühlsregion. Je mehr dieses Gefühlsreich zur Wölbung ansteigt, desto mehr rücken Schultern und Brustkorb zusammen. Die Schultern werden schmaler, der Brustkorb wird enger. Das Gefühl (im Mittelhaupt) hat die Tat (in der Schulterpartie) verdrängt. Das Hinterhirn tritt zurück, und damit ist der

schmalschultrige, hüften- und beckenbreite, mittelhauptshohe weibliche Typus gegeben. (Fig. 19.)

Der männliche Typus hat im allgemeinen das flachere Mittelhaupt und damit die breiteren Schultern. Das Hinterhaupt ist stärker, und die Hüften sind schmaler, die Bauchgewebe geringer. Die Tat, die Bewegung, die Energie überwiegt das Gefühl. (Fig. 20.)

Der Hals endlich ist das dem Vorderhirn, also der Intelligenz, entsprechende — polare — Gebiet. Aber er ist zugleich auch — wie das Rückenmark und die Rumpfsphäre — das Wurzelband des Geistigen.

Kraftvoller Hals gibt der geistigen Persönlichkeit Halt, Kraft, Nachdruck, Mut, Selbstbewußtsein. Schwächlicher Hals tut das Gegenteil. In plumpem Hals verrät sich niederes Geistesleben, in allzuschlankem Hals milderes, furchtsames, schwächliches Wesen und eine verfeinerte, in's Empfindsame gerichtete Übergeistigkeit.

Die übergroße Sensibilität, das ästhetische Wesen, ist z. B. in Botticelli's „Geburt der Venus" und bei den Präraffaeliten zum Ausdruck gebracht.

Allzugroße Hirnarbeit oder Ausschweifungen im Liebesleben erschüttern die Lebensfundamente in Hals und Nacken. Die Gewebe lockern sich, werden weich und welk und schwinden. Damit hat der Hals oft allzu früh seine Altersform erreicht. Und mit der gesunden Straffheit seines Gewebes schwinden Gefühlskräfte. Denn alle Organe tragen, solange sie Kraft haben, auch Gefühl.

Solche Halsformen finden wir viel bei den blut- und saftlosen Theoretikern des Lebens, den Menschen ohne Schwung, den trockenen, seelisch lahmen Naturen, den ausgedörrten Lüstlingen, den nervösen Hypochondern, den Geizhälsen und allen Menschen mit schwächlicher Konstitution und Mangel an seelischer und sinnlicher Lebensfülle. (Fig. 28.)

Geistiges und Sinnliches vereint und durch die ästhetische Form verbunden findet sich nur in einem Hals, der im gesamten Bau zwischen Länge und Kürze, Fülle und Hagerkeit die edle Mitte hält.

*

Der Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen ist am Halse durch den Nacken und die Vorderseite gegeben. Nicht sehr tief unter den Nackenmuskeln sitzen doch eben die Halswirbel, die das kostbare und hochgeistige „verlängerte Mark" bergen. Eine plumpe, grobe Form des Nackens, von harten Muskeln oder trägem Fett verunstaltet, muß also eine träge Schwingung, eine tiefstehende Geistigkeit in diesem bedeutungsvollen nervösen Organ anzeigen.

Umgekehrt wird eine edel geschweifte Nackenlinie, wie wir sie in einzigartiger Schönheit bei den Plastiken der Griechen und bei den Gestalten der Renaissance (Gioconda, Fornarina, Raffaels Selbstbildnis, Fig. 29) antreffen,

immer auch den edelgesinnten, aristokratischen Menschen verraten. Denn das Aristokratische, das Hochgezüchtete, Rassige, wird sich vom Plebejischen gerade durch solch feingeschwungene Linien am Körper unterscheiden.

Diese leichte Beugung des Kopfes, bei der eine schöne Wölbung über dem obersten Rückenwirbel sichtbar wird, erhöht stets den Gefühlsgehalt dieser Partie. Solche Form empfinden wir unbewußt als schön. Es ist eine leichte Anhäufung von fettreichem Bindegewebe. Und wenn es nicht allzustark sich wölbt, erhöht die Wölbung über diesem sogenannten „hervorragenden Wirbel", dem 7. Halswirbel, den anziehenden Reiz des Frauennackens.

Fig. 29. Raffael Sanzios Selbstbildnis. Edle Halsform = vornehme Denkweise, künstlerischer Formensinn. Hohe Formstufe, die aristokratisches Benehmen verrät. Dieser Hals mit den weichgerundeten Linien zeigt die weibliche, gefühlsmäßige Form.

Fig. 30. Männlicher Hals mit vortretendem sogen. „Adamsapfel". Dies zeigt die kühlere, verstandesmäßigere männliche Form an. Wo dieser Hals am Frauenkörper gefunden wird, da herrscht der Verstand über das Gefühl. Die Ideen können sich steigern bis zur Ideologie.

In solch edelgeschwungener Hals- und Nackenlinie liegt ein natürlicher Formensinn. Künstlerische Anlagen werden durch plumpen Hals vergröbert, durch feinen, schlanken Hals aber verfeinert, wie wir es bei Mozart, Raffael Sanzio (Fig. 29) oder sehr deutlich bei modernen Tänzerinnen sehen.

*

Der Vorderhals birgt Organe des vegetativen Lebens, die Luftröhre und die Speiseröhre, dazu noch die Schilddrüse.

Dies alles stellt sozusagen die sinnliche, die stoffliche Region des Halses — im Gegensatz zur geistigen — dar. Sie unterliegt deshalb auch weit rascher irgendwelchen Formwandlungen, als der mehr geistige und darum formbeständigere Nacken.

Der Vorderhals kann im Alter und bei üppigem Leben von den Wangen an fettig entarten, also formlos werden. Solch ein Fetthals in Verbindung mit Hängebacken wird ebenso sicher auf träges Geistesleben und materielle Denkrichtung hinweisen, wie ein vorn eingefallener, welker, dürftiger Hals (Fig. 28)

ein saftloses Denken und Empfinden verrät, eine Ärmlichkeit des Geistes oder auch ein engherziges, geiziges Wesen.

Solche Halsform ist bei vielen eine Erscheinung des Alters. Mit der gesunden Fülle der Gewebe schwand die Fülle sinnlich-frohen Lebensgefühls. Wo aber das Alter diese volle Form an Hals und Wangen nicht zerstörte, da wird uns auch — wie bei Goethe (Fig. 16) — selbst in hohen Jahren ein wundervoller Reichtum des Gefühls entgegentreten.

Fig. 31. Kropfhals. Die Wucherung der Schilddrüse beeinflußt nachteilig die Gehirntätigkeit. Der Gesichtsausdruck verliert allmählich die geistige Spannung, wird schläfrig. Der Kopf kann verblöden.

Fig. 32. Welker Hals, der eingeschrumpft ist, weil sein Gegenpol — das Vorderhirn — übermäßig entwickelt wurde. Unsinnlich-trockener, pedantischer Kopf, der nicht in der Wirklichkeit, sondern in abstrakten Begriffen lebt.

Zeigt aber schon ein junger Mensch solch welken Hals, so ist sein Wesen und sein Gefühl schwächlich, altklug, greisenhaft. Das findet sich meist vereint mit einer auffälligen Überentwicklung der Oberstirn, die der Gegenpol des Halses ist. An dem grüblerischen Typus in Fig. 32 ist das veranschaulicht.

Der Vorderhals unterliegt ja auch — namentlich in Süddeutschland, den Alpenländern und der Schweiz — jener häßlichen, verunstaltenden Anschwellung, die wir Kropf nennen. Auch dies ist keineswegs bloß ein Schönheitsfehler. Denn es beruht auf einer Schwellung der Schilddrüse, deren Absonderung das Hirn nährt. Der Kropf hat deshalb geistige Trägheit, ja in der erblichen Linie Schwachsinn, Blödsinn mit vielerlei körperlichen Verkümmerungen zur Folge.*) Je mehr der Hals krankhaft wuchert, desto mehr verkümmert sein Gegenpol, das Vorderhirn und die Stirn.

*) Man lese darüber: Dr. med. Walther Grubel „Der Kropf und seine Heilung." Volkskraft-Verlag. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dem Menschenkenner darf diese Unterscheidungsfähigkeit zwischen Gesundem und Krankem, das Pathognomische, nicht ein Buch mit sieben Siegeln sein. Sein Wissen und Können wäre allzu eingeengt. Wie selten ist doch das Gesunde, das Harmonische, wie häufig das Kranke, das Disharmonische! Ja — ist nicht in der Zivilisation das Kranke zur Regel geworden? Der Künstler zeigt uns das Ideal des Schönen; aber in der Wirklichkeit suchen wir es vergebens. Und doch müssen wir wissen, daß alle körperliche Mißform auch in den Charakter Unruhe, Disharmonie, in das Leben Unzufriedenheit, Unglück hineinträgt.

Der Menschenkenner muß mit der unauffälligen und dezenten Sicherheit des geübten Blickes Form und Haltung beobachten und sehen, wo und wie sie von der Norm, vom Ideal abweichen. Er wird sehen müssen, ob und wo die einzelnen Organe Kraft oder Schwäche haben, ob dies Verhältnis von Kraft und Schwäche angeboren oder erworben ist, welches der Einfluß des Berufs und der persönlichen Lebensweise ist, was aus Wohlleben, aus Not oder aus Laster kam. Und er muß in ruhiger Überlegenheit erkennen, was solche Formveränderungen im seelischen Leben, im Charakter, bedeuten.

Er muß die Hautfarbe beobachten, muß sehen, ob sie gesund und frisch oder grau, blaß, überstark gerötet oder totenartig verfallen ist, ob sie noch normale Spannkraft hat oder welk und schlaff sich vom Körper entfernt, in sich zusammengefallen ist und so ein großes Teil gesunden Empfindens in sich selber begrub.

Er muß die Bewegungen beobachten und sehen, ob hier und da ein Organ seine gymnastische Selbständigkeit einbüßte. Wer den Kopf nicht mehr drehen kann, ohne den ganzen Körper zu wenden, hat nicht nur kranke Halsgewebe, sondern leidet auch an langsamem Denken, an Schwerfälligkeit des Entschlusses, an schlechtem Gedächtnis.

Wo der Kopf in der Fülle des Halses fast verschwindet, kann man unmöglich einen beweglichen Geist vermuten, schwerlich einen energisch und gründlich denkenden Kopf. Das verfettete, angstvoll-blöde Gesicht auf solchem verquollenem Fetthals spricht nicht nur von schwerster, lebenbedrohender Krankheit, sondern auch von einem Geist, der nur die materielle Seite des Lebens noch zu sehen vermag.

Eine Gesundung kann nie und nirgendwo etwas anderes sein, als eine Rückkehr zur Norm. Alles Leben gesundet in demselben Maße, in dem es sich dem Ideal des Schönen nähert. Wie das geschieht, mag man in meinen Büchern „Quellen der Kraft" und „Der nervöse Mensch"*) nachlesen.

*) Beide durch den Volkskraft-Verlag zu beziehen.

*

Fassen wir zusammen, so erkennen wir also am kürzeren, kraftvoll-straffen, dunkler gefärbten Hals (Fig. 24) das Tatnaturell, den männlichen Typus, am schlankeren und längeren, weich- und vollgeformten Hals (Fig. 23 u. 29) das Gefühlsnaturell, den sensiblen, weiblichen Typus. Der hagere Hals mit dem stärker vortretenden Kehlkopf, dem „Adamsapfel", kennzeichnet den Verstandesmenschen (Fig. 30).

Je edler und gleichmäßiger des Halses Wölbung, je feiner sein Gewebe, je lichter seine Strahlung, desto harmonischer und edler ist das geistige Leben in dem Kopf, den ein solcher Hals trägt. Aus solch gesunder, edler Fülle, aus der ein reiches Gefühl und eine natürlich-schöne Sinnlichkeit sprechen, darf weder der Kehlkopf vorspringen, noch dürfen die Dornfortsätze oder irgend welche Muskeln heraustreten. Denn alle Harmonie liegt in der vollendet schönen Linie, die aus der Unruhe zur Ruhe strebt.

*

In physiologischer Hinsicht steckt immer im kürzeren, dickeren, muskulöseren Halse die elementare Lebensenergie, die biologische Reservekraft. Diese kurzhalsigen oder gar stiernackigen Menschen haben die tieferen Lebensbedingungen. Sie können primitiver leben und gedeihen auch in ungeistigeren, gröberen Verhältnissen und bei gröberer Nahrung. Sie haben die gesunde Rumpfkraft. Sie bilden reichlich Stoff. Aber wenn der Rumpf, der stoffbildende Pol, allzusehr sich in den Vordergrund drängt und das Hirn als stoff-formender, positiver Pol zu wenig den Stoff verbraucht, so neigen die kurzhalsigen Menschen zum Schlaganfall (Apoplexie).

Der längere Hals ist der körperlich beweglichere, der geistig verfeinerte. Aber er ist auch — physiologisch betrachtet — der schwächere. Je länger, dünner, fettloser, magerer und blutloser er wird, je mehr sich in ihm die gesunde Strahlung verliert, desto mehr ist das Leben gefährdet. Es entsteht die nervöse Schwächlichkeit, bis wir der typischen Schwindsuchtsform des beiderseitig eingefallenen Nackens und des welken, geierartigen Vorderhalses begegnen.

Ist einmal im Halse, also im verlängerten Mark, das Leben herabgesunken, so kann es weder nach oben noch nach unten, weder in's Gehirn noch ins Rückenmark mehr Kraft senden. Das geistige und das sinnliche Leben verdorren und erlöschen.

*

Ist schon die Form des Halses von solch großer psychologischer Bedeutung, so kann auch die Art, wie ein Mensch ihn trägt oder bewegt, nicht gleichgültig sein. Die Färbung des individuellen Charakterbildes ist stark abhängig von solchen Nüancen. Denn der Hals ist der Träger des höchsten geistigen Gebildes, des Kopfes. Und es ist sicher bedeutungsvoll, wie er ihn trägt.

Wer ständig mit leicht gesenktem Kopfe einhergeht, mag ein Denker, ein Grübler, ein geistig Suchender sein; sofern nicht etwa bittere Erlebnisse, Sorge, Kummer, Krankheit, Leid, ihm das Selbstbewußtsein und damit die stolzaufrechte Haltung des Kopfes nahmen.

Solange nur der Kopf, nicht aber der Hals sich beugt, bleibt ein gewisser Stolz gewahrt. Folgt auch der Nacken, so erkennen wir die Unterwürfigkeit,

Fig. 33. Zurückgebeugter Hals mit hochgetragenem Kopfe = stolzer, selbstbewußter, geistig lebendiger Mensch mit herrischen und hochmütigen Zügen.

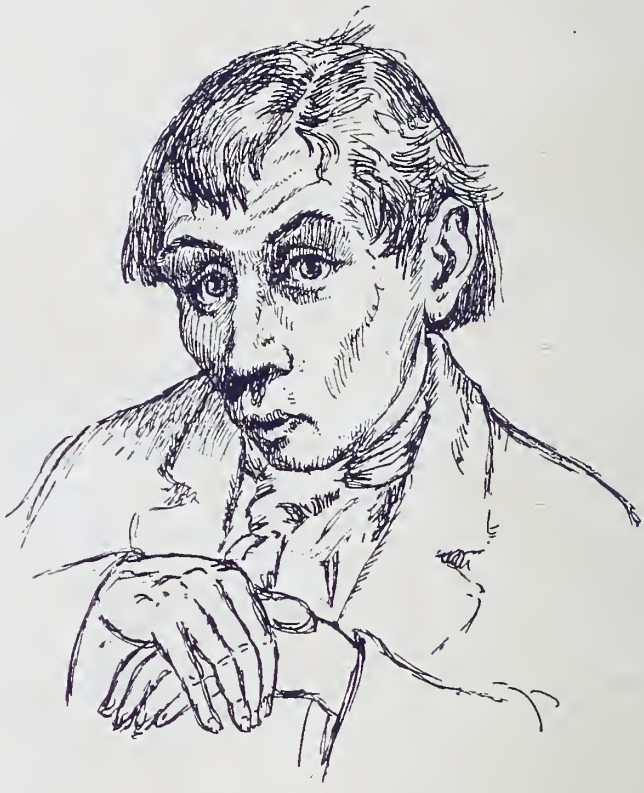


Fig. 34. Schiefgehaltener Kopf, unintelligenter, schwerfälliger, einfältiger oder auch unaufrichtiger, scheinheiliger Mensch.

die Demut oder die servile, dienerische Gesinnung. Dies vor allem, wenn der Hals zwischen den Schultern eingezogen ist und diese nach vorn gedrückt werden. Das sind die Kriecher, ja die Heuchler, die Gauner, die Betrüger.

Ein unbeweglich starr und aufrecht getragener Hals aber verrät den „steifnackigen" Menschen. Es ist der starre, unlenksame, unbelehrbare Charakter. Ihm fehlt die innere Anpassung, das geschmeidige Wesen. Wird der Hals zurückgebeugt, also der Kopf hochgetragen, so haben wir den hochmütigen, „hochnäsigen", anmaßenden, rechthaberischen Menschen vor uns. (Fig. 33.)

Werden Hals und Kopf beständig schief gehalten, so mag man in manchen Fällen auf irgendwelche Körperschwäche schließen, mehr aber noch auf eine unsichere, schwächliche Persönlichkeit und eine nicht sonderlich große Intelligenz. Es ist der Philister, der schlafmützige Kopfhänger oder auch der augenverdrehende, scheinheilige „Tartüffe". (Fig. 34.)

Solch ein seitlich gebogener Hals mit schiefgetragenem Kopf stört das Bild, das wir von einer „aufrechten Persönlichkeit" wünschen. Es liegt darin etwas Geducktes, innerlich Gehemmtes, geistig Beschränktes, ja oft Unwahrhaftigkeit und Heuchelei. Es erinnert an die von der Seite her blickende Kopfhaltung eines Tieres.

Ein schiefsitzender Helm würde dem Offizier sicherlich ein Stück seiner Autorität rauben. Ein Betrunkener mit seitlich gerutschtem Hut wirkt lächerlich, ja verkommen und grausig.

Denn der redliche, aufrechte, harmonische und geistig freie Mensch wird gerade das, was die geistige Kultur dem Menschengeschlecht auf der Erde errang: die aufrechte Haltung, nicht durch innere Schlaffheit wieder zerstören. Er wird das edelste Gebilde der Natur, das Haupt, weder durch den Hals zur Starrheit zwingen, noch auch durch innere Haltlosigkeit in die kriecherische Geste galizischer Juden fallen. Was äußerlich erniedrigt, läßt leicht einen Schluß zu auf innere Niedrigkeit. Die stolze Würde des freien Mannes tritt in der ungezwungen freien Bewegung des Halses so sicher zu Tage, wie die hirnleere Arroganz des typischen Hoflakaien, der statt des Gehirns Holzwolle im Schädel hat, in seiner bolzengeraden Haltung, oder die vor dem Schwert asiatischer Despoten zitternde Angst des Sklaven in seinem geduckten Nacken, mit dem er sich wieder zur Erde wirft — in den Staub, in's Nichts.

Der Hals trägt das Leben. Und seine Form läßt erkennen, *wie es trägt*. Darum ist der Hals nicht nur ein Stück körperlichen Lebens, sondern darüber hinaus ein Stück Persönlichkeit, ein Stück Charakter.

---

9. Kapitel.

Brust und Rücken.

Erinnern wir uns, daß das Bewußtsein ein Ergebnis der Hirntätigkeit ist, so begreifen wir, warum die eigentlichen geistigen Anlagen restlos im Gehirn gefunden, also am Kopfe erkannt werden. Der übrige Körper hat nirgendwo Kennzeichen bestimmter Geisteskräfte. Denn er ist das Unbewußte. In seinen mannigfaltigen Regionen wird in der Lebenstätigkeit des Stoffwechsels sozusagen der Geist aus der Taufe gehoben, um dann vom Gehirn geformt, gestaltet zu werden.

Darum liegt alles, was wir Wissen, Können, Anlagen, Fähigkeiten, Talente nennen, im Gehirn (vergl. I. Band von „Menschengestalt und Charakter"). Aber dies alles bekommt aus allen Gebieten des Körpers Kraft oder Schwäche, Fülle oder Dürftigkeit, saftvolles oder trockenes Leben, Spannung oder Schlaff-

heit, Ausdauer und Zähigkeit oder rasche Ermüdbarkeit, Rhythmus oder Zerfahrenheit, sinnliche Fülle und Wärme oder Unsinnlichkeit und Kühle.

Dies alles ist durchaus nicht nur etwas Körperliches, nicht nur physiologisch zu bewerten. Die Form des Körpers hat charakterologische Bedeutung. Sie ist der Anteil der unbewußten Geistregionen an dem bewußten geistigen Geschehen.

Was wir Konstitution, Naturell und Temperament nennen, das liegt ganz wesentlich in der Gesamtheit, ja in den Maßverhältnissen des Körpers. Aus der Harmonie oder Disharmonie dieser Verhältnisse, aus dem geheimnisvollen Raunen jener winzig kleinen Welten, die wir Zellen nennen, aus Muskel- und Knochenbau, aus den feinen Strömungen und Strahlungen der Gewebe fließt im Gehirn die Persönlichkeit zusammen. Es kann deshalb für das Gehirn nicht gleichgültig sein, ob der Körper plumpe oder edle Form, grobes oder feines Gewebe, starke oder geringe Strahlung hat. Denn lichte Strahlung und verfeinertes Gewebe sind doch nichts anderes als höhere Schwingung des Lebens, ein Ausdruck höherer Geistigkeit.

Bei den geistig Hochstehenden wird man meist auch die feinere Bildung alles Körpergewebes, den sozusagen durchgeistigten Zellbau finden und dazu den feineren Duft alles Körperlichen. Bei den rohen und tiefstehenden Menschen aber die gröberen Zellen und den oft unangenehmen und abstoßenden Duft. Das Fleischliche drängt sich hier vor das Geistige, während alle höhere Bildung das Fleischliche, Sinnliche zurückdrängt.

Fig. 35. Schöne und edle Rückenform. Die lebendige Plastik verrät den körperlich und geistig regsamen Menschen. Es ist die römische Figur eines dem Bade entstiegenen jungen Weibes, die wir dem Werke von Carus entnehmen.

Der Rücken.

Wie es beim Hals war, so trägt nun auch im oberen Rumpfgebiet die Rückenseite eine mehr geistige, die vordere Brustseite hingegen eine mehr sinnliche Physiognomie. Gruppiert sich doch das Rückengebilde um die in seiner Mitte liegende Wirbelsäule, in der das lebengebende Rückenmark eingeschlossen ist.

Infolgedessen ist es von übler Bedeutung, wenn dem Rücken jene edle Plastik fehlt, bei der der Lauf der Wirbelsäule sich deutlich abzeichnet und die Muskelgebilde nach beiden Seiten und über die Schulter hin in jener wundervollen Architektur sich wölben, wie wir es in Fig. 35 in seltenster Schönheit sehen.

Diese Gliederung erregt in Gesellschaft und auf der Straße, wenn die weitausgeschnittene sommerliche Kleidung der Frauen uns solch köstlichen Anblick gewährt, unser hellstes Entzücken. Fühlen wir doch unbewußt die anmutige Seele, die in solch lebendigen Linien, solch feingegliederter Form zu uns spricht.

Wo diese Zartheit der schön ineinanderfließenden Flächen, wie wir sie — als den Ausdruck des Sensiblen, des zarten Empfindens, der seelischen Feinfühligkeit — mehr am Frauenkörper finden, den härteren und schwereren Muskelbildungen weicht, da tritt das Tatvolle und damit das Männliche in den Vordergrund.

Es hat die stärker hervortretenden Schulterblätter, die schärfer sich absetzenden Muskelgruppen. Und mit solchen weniger fließenden Formen tritt das Gefühl zurück hinter der Kraft, der Bewegung, der Tat. Solche männliche Plastik tritt an dem breitschultrigen Rücken von Michelangelos „David" als der symbolische Ausdruck tatvoller Männlichkeit besonders hervor.

In höherem Alter und bei geistig und körperlich weniger tätigem Leben geht diese lebendige Modellierung des Rückens namentlich bei Frauen verloren. Immerhin wehrt sich ja der Rücken weit mehr gegen das Altern als die Brust- und Bauchpartie. Denn er empfängt unmittelbarer die Lebensenergieen aus dem Rückenmark.

Vor allem aber wird man finden, daß — namentlich wieder bei Frauen — das Gewöhnliche und Gemeine des ganzen Wesens auch sichtlich in der plumpen, groben, welken oder fettig entarteten, verschwommenen Rückenbildung zum Ausdruck kommt. Andererseits wird man gerade bei den feinsinnigen, geistig hochstehenden Frauen jener vornehmeren Bildung des Rückens begegnen. Die antike Plastik, die Kunst der Renaissance sind reich an Beispielen. Und wo uns in den festlichen Veranstaltungen der Gesellschaft schöne Frauen entgegentreten, da läßt die verstehende Sitte den Nacken und — bis zu einer oft kühnen Grenze — auch den Rücken frei. (Fig. 36.) Denn hier symbolisiert sich die hochentwickelte ästhetische Kultur zugleich in einem Wurzel-, wie in einem Ausdrucksgebiet. Das Ästhetische und Gesellschaftliche steht hier in einem stillschweigenden Bündnis mit rassisch-biologi-

Fig. 36. Ästhetische Gesichts- und Halsformen, die in ihren lieblichen Schweifungen ein taktvolles, feinsinniges Empfinden verraten.

schen Gesetzen.. Denn jeder höherrassige Typus zeigt gerade im Nacken edlere Formen als der minderrassige.

*

Ist der Rücken durch die ihn durchlaufende Wirbelsäule ein hochgeistiges Gebiet, so muß die innere geistige Lebendigkeit sinken, wenn die Plastik, die reiche und feine Architektur der Rückenmuskulatur, zerfällt oder in Fettwülsten verschwindet. (Fig. 37.)

Es verliert sich dabei die Elastizität, die federnde Sicherheit des Ganges. Veränderungen und Verschlackungen in der oberen Rückengegend, vor allem im Nacken, bringen Gedächtnisschwäche, Rückgang im Denken, in der raschen Gedankenverbindung mit sich, ja sogar eine Schwächung der Sinnesorgane. Denn hier — im Geheimnis des Nackens, des verlängerten Marks — liegen die Wurzeln der Hirnentwicklung. Jede edle, kraftvoll geschweifte, gesunde Nackenlinie verrät ein spannkräftiges Geistesleben. Aus jeder unedlen Form aber, aus Einsenkung oder Gedunsenheit, spricht ein an seinen Quellen geschwächter oder verdorbener Geist, die niedere Formstufe einer primitiven Geistigkeit.

Fig. 37. Fettreicher Rücken. Niedrige Formstufe. Eine grobe Form, die durch körperliche Vernachlässigung entsteht oder durch üppiges Leben, das die geistige Spannkraft verdrängt.

Vor Jahrzehnten schon hat Dr. Alfred Damm auf die Vorgänge in der Rückenmarkssphäre aufmerksam gemacht. Wir begreifen heute, daß sowohl die abnormen Veränderungen des oberen wie auch des unteren Rückenmarksteiles zur Quelle der Nervosität werden kann.

Abmagerung oder Verfettung im unteren Rücken — dem sinnlichen Gebiet — ist oft bei Männern das äußere Zeichen der Zeugungsunfähigkeit und bei Frauen ein äußeres Merkmal der sogenannten „Frauenleiden". Dies aber ist wider den Willen der Natur.

Weitgehende Veränderungen in der normalen Form des Rückens bedeuten Degeneration und finden sich bei aussterbenden Familien und Völkern.

Der Mensch mit schöngeformtem, normalem Rücken ist nicht nur in seiner Bewegung, in der elastischen Kraft seines körperlichen Auftretens, sondern geradezu als Persönlichkeit den Andern überlegen. In solch edelkräftiger Nacken- und Rückenform (Fig. 38) ist eben ein großes Ursprungsgebiet körperlichen und geistigen Lebens intakt. Das Quellgebiet der geistigen Persönlichkeit ist weder

Fig. 38. Aphrodite. Späthellenistisch. Syrakus-Museum. Ideal geformter Frauenrücken mit allen Kennzeichen idealer Körperschönheit.

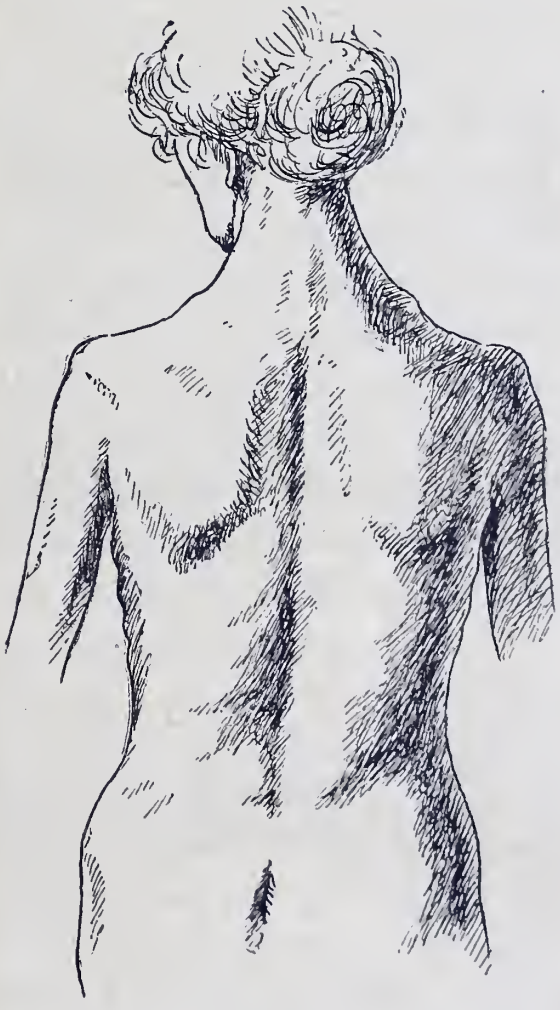


Fig. 39. Hagerer, tuberkulöser Rückenbau. Saftlos, trocken, schwächlich. Ängstlicher, nervöser, chronisch ermüdeter Mensch. Typus: Schreib- oder Nähmaschine. Sorgen und Verdauungsstörungen.

in krankhafter Magerkeit — wie in Fig. 39 — ausgedörrt, noch wie in Fig. 37 verschlackt und verschlammt.

Die Energie, der sprungkräftige Wille, die feurige Entschlossenheit, das selbstbewußte, sichere Auftreten, dem wir bei Offizieren, bei Sportsleuten und Gymnastikern begegnen, dies alles findet seinen körperlichen Ausdruck in der Schönheit eines muskelkräftigen Rückens. Denn in jeder gesunden Form ist Kraft und Geist geeint.

Ein breiter, muskulöser Rücken zeigt Lebenskraft und Männlichkeit. Ein solcher Rücken macht auch eine Frau oft männlich. Denn solche Derbheit der Form widerstrebt weiblichem Wesen. Ein schmaler, zartgebauter Rücken beim Manne aber zeigt eine weibliche Linie des Charakters, ja unter Umständen geschmeidig-unterwürfigen, unmännlich-ergebenen Sinn. Ein schmaler, schwacher Rücken lernt sich leichter beugen, und man begreift — auch physiognomisch betrachtet — das Wort vom „aufrechten Manne". Menschen voll Kraft und Selbstbewußtsein sind „aufrecht". Sie sind mehr den hochfliegenden Idealen, der überpersönlichen Auffassung des Lebens, der heldischen und ritterlichen Lebensführung zugeneigt, als die geduckten Philister, die Leisetreter, die alles Heldische herabzerren, weil ihre Kraftlosigkeit es nicht begreift. Die Volksvergifter, die die soldatische Erziehung eines Volkes begeifern, wissen schon, was sie tun. Der körperlichen Erschlaffung folgt die seelische auf dem Fuß. Die unheldische, ideallose, unnationale Lebensauffassung aber macht aus einem ehedem aufrechten Volke eine rückenschwache, rückgrats- und gesinnungslose Herde.

Ja — ist nicht im Volke die Gewißheit lebendig, daß alle jene krankhaften Veränderungen und Verkrümmungen, der Schief- und Mißwuchs des Rückens auch sozusagen das seelische Leben verunstalten? Den bösartigen, hämischen Zwerg stellt sich das Volk gern als einen Buckligen vor.

Ist doch in solch mißgestaltetem Rücken zugleich mit der edlen Linie auch die vornehme Gesinnung geschwunden, die in sich selber ruhende Gelassenheit, die stets ein Zeichen der Kraft ist. Verbogenes Rückgrat aber ist allemal Krankheit, sei es aus tuberkulöser, skrophulöser oder sonstwelcher Ursache. Die inneren Organe — Lungen, Herz, vor allem auch das Nervensystem — sind gestört, gehemmt. Und dem mißgestalteten Körper entsteigt oft unbewußt ein Kompler von Empfindungen, die man insgesamt als Rachsucht bezeichnen könnte. Mit boshaftem Witz, wie der bucklige Lichtenberg, mit Schadenfreude und intrigantem Wesen, richtet sich der Bucklige oft gegen die Gesamtheit, von der er sich in seiner Mißgestalt benachteiligt glaubt.

Bei Goethe ist der edle Egmont, bei Schiller Fiesko, bei Shakespeare der geistig überlegene Hamlet, der edle Heinrich V. von vornehmschlanker Gestalt. Aber die Hexe in der Walpurgisnacht, die Hexen im „Macbeth", ja selbst Richard III. sind bucklig. Und Franz Moor symbolisiert seine Verworfenheit durch körperliche Mißgestalt.

Es wäre Unrecht, wollte man das zum Gesetz erheben. So viele rückenschwache, rückgratsverkrümmte Menschen sind gut und redlich in ihrem Charakter und leiden ein Leben lang unter dem Schimpf, den die Natur ihnen angetan. Aber zu kraftvollem und bedeutendem Geistesleben erhebt sich wohl selten

einer, es sei denn, daß ein wahrhaft bedeutender Kopf über diese arge körperliche Hemmung triumphiert.

Mißgestaltete, bucklige, verkümmerte oder allzuklein geratene Menschen suchen oft von Jugend auf ihre Mängel vor sich selber zu beschönigen. Sie sind immer mehr überzeugt, daß man „es" eigentlich „gar nicht so sieht". Und diese wehmütig-tröstende Suggestion kann als Selbsttäuschung so sehr anwachsen, daß am Ende ein völlig falsches, überlebensgroßes Selbstbild in der eigenen Seele entsteht. Dies ist das angeborene Bestreben der Seele, körperlich Mangelhaftes seelisch auszugleichen. Ich habe darüber in „Kranke Seelen„*) geschrieben und gezeigt, wie solche sich von innen her vergrößernden Menschen den unglaublichsten Selbsttäuschungen verfallen. Sie legen sich Fähigkeiten bei, die sie nicht besitzen. Sie haben Pläne, zu deren Ausführung ihnen alle Kraft mangelt. Sie träumen von Dingen, die Hirngespinste sind. Ja sie können lügen, himmelschreiend lügen und die unerhörtesten Geschichten ersinnen. Sie sind lächerlich und sind doch bemitleidenswert Leidende, die sich aus ihrer körperlichen Schwäche in ein gedachtes stärkeres Ich, in eine größere, schönere, erfolgreichere Welt hineinphantasieren. Wer will sie richten? Menschenkenntnis lehrt uns auch den Schwächsten verstehen. Und alles verstehen heißt alles verzeihen.

*

Die Brust.

Drei große Höhlen hat der Körper: die Bauchhöhle, die Brusthöhle und die Schädelhöhle. In der Bauchhöhle sitzt — im Magen und Darm — das vegetative Leben, in der Schädelhöhle das geistig-bewußte, in der Brusthöhle aber das pneumatisch-energetische, die große Lebensflamme, die in Herz und Lungen brennt; denn der Sauerstoff ist es ja, der immerfort rasche Zersetzung und rasche Neubildung bewirkt. Er ist das eigentliche Element des Lebens. Er gibt die unaufhörliche Wandlung.

An Leiden des Unterleibs ist die Kulturmenschheit überreich. Sie hat sich daran gewöhnt. Es ist nichts neues mehr. Aber ernst, sehr ernst wird es, wenn der Arzt an der Gesundheit der Brustorgane zweifelt.

Aber ist es darum nicht tragisch, wie in der Brust des sitzend Arbeitenden, des Büro- und Tintensklaven, der Raum des Lebens verengt wird? Muß nicht der, der aus der stolzen Höhe aufrechter Haltung zu einem gebückten, auf der eigenen Brust kriechenden Schreibwesen wurde, auch sein Ichgefühl verlieren? Muß er nicht zaghaft, devot, ein Kriecher, ein grübelnder Zweifler werden?

*) „Kranke Seelen; Charakterbilder und Charakterfehler" Volkskraft-Verlag und durch jede Buchhandlung.

In der hochgebauten, breiten Brust des Mannes ist sein kraftvolles, motorisches Wesen ausgeprägt. In ihr liegen Stolz, Mut, Kraft. Aus solcher Brust quillt das Gefühl der Sicherheit. Sie erleichtert das ruhige und bestimmte Auftreten. Denn alles kraftvoll-körperliche bereitet dem Geistigen seinen Weg, ist ihm Halt und Stütze. In allen Dingen hat es der körperlich Kräftige leichter. Man begreift deshalb, daß Engbrüstigkeit (sogenannter phtisischer Habitus,

Fig. 40. „Mutter." Plastik von A. Lewin-Funke, Berlin.

Fig. 39) von ängstlichem Wesen, oft auch von nervöser Unruhe gefolgt sein muß. Es sitzt darin der schwächere Wille, das geringere Selbstbewußtsein.

*

Ist die breitgewölbte Mannesbrust wie ein Symbol kampfesmutiger Kraft, so die Brust der Frau, der weibliche Busen, ein aus Innigkeit und sinnlicher Fülle gesungenes Lied selig schenkender Liebe.

Hier ist der Quell für das wachsende Leben. Hier ist es liebend geborgen. (Fig. 40.) Ja hier — in Herz und Busen — lebt unser Sehnen nach dem anderen Menschen, nach dem wir liebend die Arme breiten. Freundschaft und Liebe tragen wir „im Busen", Verrat und Tücke ebenso. Hier schlummern unsere Gefühle, hier tragen wir unsere Geheimnisse, bergen wir unsere Pläne. Hier ist das große Sammelbecken sinnlichen Gefühlslebens, das in's Bewußtsein steigt.

In magerem Brustkorb, dessen Rippen aus kärglichem Gewebe starren, wird solch sinnliche Lebensfülle geringer sein. Ist nicht der „volle Busen" in der Sprache des Dichters gleichbedeutend mit einem warmen Herzen?

Kraft- und saftvolle Mütterlichkeit, die in jauchzender Freude den Sprößling der Sonne zeigt, läßt sich nur mit vollem, reichem Busen denken. Gefühle wachsen im Gewebe, wie Blumen in saftvoll-fruchtbarem Erdreich. Kleine Knospenbrust ist die Sprache der leise erblühenden Liebe am Mädchenkörper. Die reife, in Sehnsucht und Erfüllung erschlossene Liebe aber bietet die pralle Fülle des Busens dem liebenden Blick. Und wenn die Frucht reift, wächst auch des Busens Kraft und Schwere, dem wachsenden Leben reiche Nahrung bietend.

Kümmerliche Brustentwicklung ist immer auch dürftiges Gefühl. Die Liebe nimmt hier gar zu gern den Weg über den Verstand, weil sie nicht wie eine duftige Blume herauswächst aus der wohlig-schenkenden Fülle eines gewebsreichen Körpers.

Wo an einem muskelkräftigen, breitschultrigen Frauenkörper die Brüste fast oder gänzlich fehlen, da versandete der Strom sinnlichen Gefühls in einem dürren Bett. Da herrscht der Verstand, und der in solcher Form sich äußernde Charakter kann männlich und lieblos sein. Zur Ehe, zur Liebe, zur Mütterlichkeit, zum Beruf der Kinderpflegerin, der Lehrerin, der Krankenschwester ist er nicht geeignet.

Wo des Busens Fülle üppig sich vordrängt, da wird solch ein spezieller und allgemeiner Reichtum weichen Zellgewebes in der gesamten Brustregion von einem sinnlichen Naturell sprechen, von einem Leben, das in's Materielle, in's Genießende, in die frohe Gegenwart gerichtet ist. „Von des Gedankens Bläße angekränkelt" ist es ganz sicher nicht.

Dies wird beim Manne stärker noch sein als bei der Frau. Denn wenn bei der brüstelosen hageren Frau der Charakter in übler Weise in's Männliche verzerrt werden kann, so beim Manne mit schwammigem Brustgewebe in's Weibische, ja in's Niedere, Gemeine. Den Typus des Schlemmers mag man sich mit solch fettig verschwommenen Formen denken — den Mann, den Helden niemals. In der „Venus von Milo" (Fig. 41) ist die echte Weiblichkeit in der Form der Brust so edel zum Ausdruck gebracht, wie im „Kasseler Apollon" in Fig. 42 die echte Männlichkeit. Liegt hier in dem prachtvoll entwickelten großen Brustmuskel des Apollon die Tat-Energie des Mannes, so in der zarten Schwellung des Busens der Venus die holdselige Liebe des Weibes.

Die Phantasie des Volkes, die in der Kunst gestaltend auferstehn, hat aber zu allen Zeiten den Hexen die Brüste genommen und sie den Faunen, den Silenen, den Waldschratts gegeben. Damit andeutend, daß in den ersten die Seele

des Weibes versiegte, während in den anderen die brünstige Sinnlichkeit der Natur sich austobt, die nicht durch den Geist gebändigt wurde.

Die Maler aber gaben der unmütterlichen, pervers-sadistischen, blutdürstig-geilen Salome den knabenschmalen Körper mit den harten, kleinen Brüsten, dem üppigen Weibe Potiphars aber oder der männerkraftverzehrenden

Fig. 41. Die Aphrodite von Melos. 1820 auf der Insel Milo gefunden; jetzt im Louvre in Paris. Unvergleichlich schöne Darstellung des weiblichen Körpers, besonders der Brust.

Delila auf der buhlerischen Lagerstatt die drängende und lockende Fülle des sinnlichen Busens.

Bei den Frauen der tiefrassigen Völker erinnern die tief- und getrennt stehenden Brüste, die sich der Bauchregion nähern, die abwärts gerichteten Brustwarzen an die Zitzen der Tiere. (Fig. 43.) Ihre Brüste neigen eher zur Erschlaffung. Alles, was solchergestalt der aufrechten Haltung des Menschen zuwider sich entwickelt und sich der Form des Tieres nähert, ist niedere Bildung.

Die fettreiche Überentwicklung der Brüste wird von den Frauen in völliger Verkennung dessen, was schön ist, auch noch nach oben und in der Mitte durch das Korsett zusammengepreßt. Dadurch entsteht die bedingungslos häßliche Grenzlinie der Brüste, die in ihrer natürlichen und schönsten Form durchaus keine tiefe oder scharf markierte Einsenkung haben, sondern ganz allmählich nach dem Brustbein hin sich verlieren.

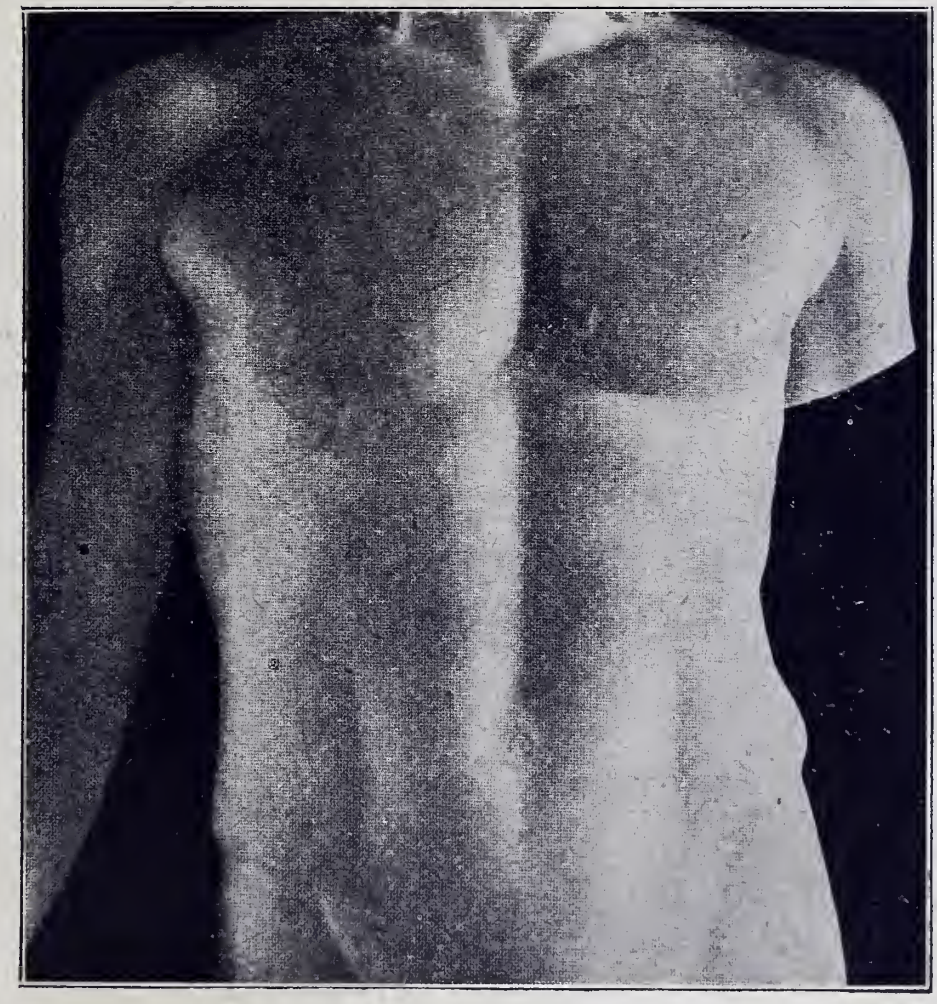


Fig. 42. Rumpf des sogenannten Kasseler Apollon. Idealschöne Entwicklung der Brustmuskulatur.

Diese Form ist nur möglich bei normaler Tiefe des Brustkorbes, und wir sehen sie ganz herrlich an der „Venus von Milo" (Fig. 41). Hier sind auch die Brustwarzen nach außen gerichtet, wie es das Gesetz der Schönheit verlangt.

Die hochangesetzte Brust verdient aus natürlichen Gründen unzweifelhaft den Vorzug vor der tiefangesetzten. Denn je tiefer sie sitzt, desto mehr gelangt sie in die Bauchregion. Das wird ganz sicher dem Charakter einen mehr materiellen, elementar-sinnlichen Zug geben, der vor allem eben im Liebes- und Geschlechtsleben leicht von Derbheit bis zur Schamlosigkeit gehen kann. Nähert sich doch die tiefsitzende Brust der Brustform des Tieres.

Es ist deshalb eine Form edelster Weiblichkeit, wenn die Griechen ihren Frauengestalten die hochangesetzte Brust gaben (Fig. 41), während die realistischen Maler der niederländischen Renaissance — Jan Steen, Breughel — die Gewöhnlichkeit ihrer feisten Markt- und Fischweiber, ihrer derben flandrischen Bauernmägde durch tiefangesetzte, hängende Brüste charakterisierten. (Fig. 44.)

Fig. 43. Hottentottenweib mit Hängebrüsten. Die tiefangesetzte Brust erinnert an die Tierform. Je höher die Brust angesetzt ist, (vergl. die Plastiken der Griechen) desto edler ist die Gestalt.

Fig. 44. Üppige, fettreiche, durch das Korsett in unschöner Weise hochgedrückte Brust. Die scharfe Mittellinie ist unnatürlich, unästhetisch und geschmacklos. Es ist eine Modeverirrung.

Vergebens sucht man in der fetten Fülle dieses üppig quellenden Fleisches die Spuren höheren Seelenlebens. Man spürt: Diese Körper quellen in stofflicher Gedunsenheit und verfallen früh. Die Formidee in ihnen ist zu schwach. Denn ob ein Körper spät oder früh verblüht, hängt ab von der ihm innewohnenden geistigen Energie. Je materieller das ganze Wesen, desto weniger vermag es dem Körper seine Form, seine Frische, seinen architektonischen Zusammenhang zu bewahren. Das wahrhaft Schöne wird nicht nur in der Form, sondern auch in der Bewegung schön sein. Denn wahre Schönheit strömt von innen her. Adel der Gesinnung und Feinheit der Form reichen sich die Hand. Wo aber das Sinnliche in der Erscheinung sich vordrängt, kann niemals ein edles Gebilde entstehen. Denn alles Hohe und Edle liegt nur im gebändigten Trieb.

*

Die Wirklichkeit zeigt wohl immer einen tieferen Ansatz der Brüste, als ihn die Griechen wählten, deren Plastiken darin eine Idealisierung des weiblichen Körpers darstellen. Jedenfalls wird die höher sitzende Brust in ihrer ästhetisch-symbolischen Bewertung immer profitieren von der höheren geistigen Bedeutung der Brustregion gegenüber der Bauchregion.

Freilich muß man — wie es auch die Bildhauer, mehr noch die Maler zu allen Zeiten taten — einen Unterschied machen zwischen dem Körper der Frau und dem der Jungfrau. Die Mütterlichkeit rechtfertigt die schwerere Brust, die dann am unteren Ansatz eine Falte bildet. Das Brustgewebe mit den Warzen wird nach unten gezogen.

Die stärkere Sinnlichkeit der Renaissance, ihre stärkere Betonung der Mütterlichkeit des Weibes gegenüber der Antike hat wohl dazu geführt, daß man in der Renaissance fast durchweg die schweren Brüste findet. Selbst bei der ätherischen „Venus" des Botticelli fällt das auf. Den Rekord in dieser Hinsicht schlägt Peter Paul Rubens.

Die natürliche Entwicklung und die gesunde Kraft der weiblichen Brust ist seit Generationen gehindert worden durch eine Kleidung, die die gesamte stützende Kraft der umgebenden Muskeln abschnürte und verfallen ließ. Paul Schultze-Naumburg hat in seinem klassischen Werke „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung" in diese Unsitte eine Bresche geschlagen. Seitdem hat sich eine vernünftigere Kleidung mit gesundem Sport verbunden, um den einem lebensfähigen Volke so wertvollen Frauenkörper vor dem Verfall zu retten.

---

10. Kapitel.

Bauch und Hüften.

Mehr als die obere ist die untere Rumpfhälfte, durch das Zwerchfell als Bauchhöhle von der oberen, der Brusthöhle, geschieden, das Gebiet vegetativen Lebens. Hier liegen — und zwar wieder vorwiegend in der vorderen, der Bauchseite, die Organe der Nahrungsverarbeitung, der Absonderung und Ausscheidung. Hier liegt also die elementarste Lebensstufe, der chemische Betrieb.

Alles höhere Leben ist in sich selber — und damit auch in seinen äußeren Formen — mehr feststehend, festgefügt als das niedere. Dieses ist weich, fließend und veränderlich. Vergleichen wir nur das feste und starre Gebäude des Schädels, das das wunderbare Gebilde einer unendlich langen, unendlich mühevollen Entwicklung ist, mit dem weicheren Bauchgewebe! Dies letztere entbehrt des unmittelbaren Knochengerüstes. Infolgedessen ist es rasch veränderlich, leicht ver-

letzbar. Es kann in kurzer Zeit durch Trägheit und üppige Nahrung zunehmen und in noch kürzerer Zeit durch Entbehrung schwinden. Wenn wir längere Zeit hungern, wird zuerst das tiefststehende organische Gebilde, das Wasser und das Fett, restlos eingeschmolzen. Unvermindert aber liefern wir die höchsten organischen Gebilde, den Knochenbau und das Hirn, dem Tode aus.

Ja, während die höchsten Lebensgebilde — Rückenmark und Gehirn — in rätselvollem Schweigen ihre Arbeit verrichten, kann man die Auftreibungen und Bewegungen der Verdauungsorgane von außen beobachten.

Dies Niedrige der Organisation läßt ja gerade einen häßlichen Bauch als etwas besonders Abschreckendes erscheinen, weil wir empfinden, daß hier der untersten Region des Lebens allzusehr nachgegeben wurde.

Bauch und Gehirn sind eben durchaus Gegensätze. Der erste ist der stoffliche, das andere der geistige Pol. Und wenn auch kein denkender und beobachtender Mensch den unbedachten Schluß ziehen wird, daß die Hagerkeit und Dürftigkeit des Körpers im umgekehrten Verhältnis zum Glanz des Geistes stehen müßte, so darf man doch sagen, daß sowohl in der Wissenschaft wie in der Kunst da, wo die reifsten und schönsten Früchte des Menschengeistes gepflückt wurden, niemals ein eigentlich dickleibiger Mensch gefunden wird.

Jede Starkleibigkeit wird — als eine höchst materielle Erscheinung — den Geist in die Niederungen, in die Wirklichkeit zurückführen. Und wo es in der nüchternen Wirklichkeit, wie etwa in der Politik, zu wirken gilt, da können ein paar Kilo Mehrkörpergewicht auch dem Geist jenen nüchternen Blick sichern, den der Realpolitiker braucht. Hagere Menschen sind deshalb mehr unter den abstrakten Denkern, den Philosophen, zu finden.

Fig. 45. Gedunsener Fresser und Säufer. Schwammig gequollenes, übermäßig wucherndes Bauchgewebe, das in seinem Übermaß von Wasser und Fett kein geistiges Leben aufkommen läßt.

Wo aber alle geistige Energie fehlt, und höhere Interessen nicht zu finden sind, da wird — mit dem Ausdruck geistiger Leere und Schlaffheit, ja des Stumpfsinns, im Gesicht — der Gegenpol des Geistigen, der Bauch, unförmlich sich entwickeln. Der unförmliche, tonnenrunde Sir John Falstaff ist seit Shakespeare das Urbild aller Fresser und faulen Schlemmer geworden.

Daß mit solcher Maßlosigkeit schlemmenden, geistesträgen Lebens, mit solcher Verwahrlosung des gedunsenen Bauches (Fig. 45) auch seine Haut häßlich wird, versteht sich

ebenso, wie daß ein in Hunger, Entbehrung, Geiz, Krankheit oder Alter zusammengefallener Mensch eine faltig-schlaffe, runzelige, gänzlich strahlungslose Bauchdecke zeigt.

Fig. 46. Der Diskuswerfer. Nach der Bronzestatue des Myron. Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Ideal männliche Gestalt.

Beides — die gedunsene Fülle wie die runzelige Dürftigkeit der Bauchwand — sind häßliche und abstoßende Entartungen.

Ein Übermaß an Nahrung lähmt so sicher das Gehirn, wie die Rastlosigkeit des Denkens alle Lebensströme in das Gehirn leitet und darum die erhal-

tende und bildende Arbeit der Verdauung, der Blutbildung unterwühlt. Eine harmonische Lebensführung wird weder den stoffbildenden Lebenspol im Rumpf, noch den stoffverbrauchenden im Gehirn allzusehr anspannen. Sie wird zwischen beiden das wohltuende Gleichmaß wahren, das allein Gesundheit genannt werden kann.

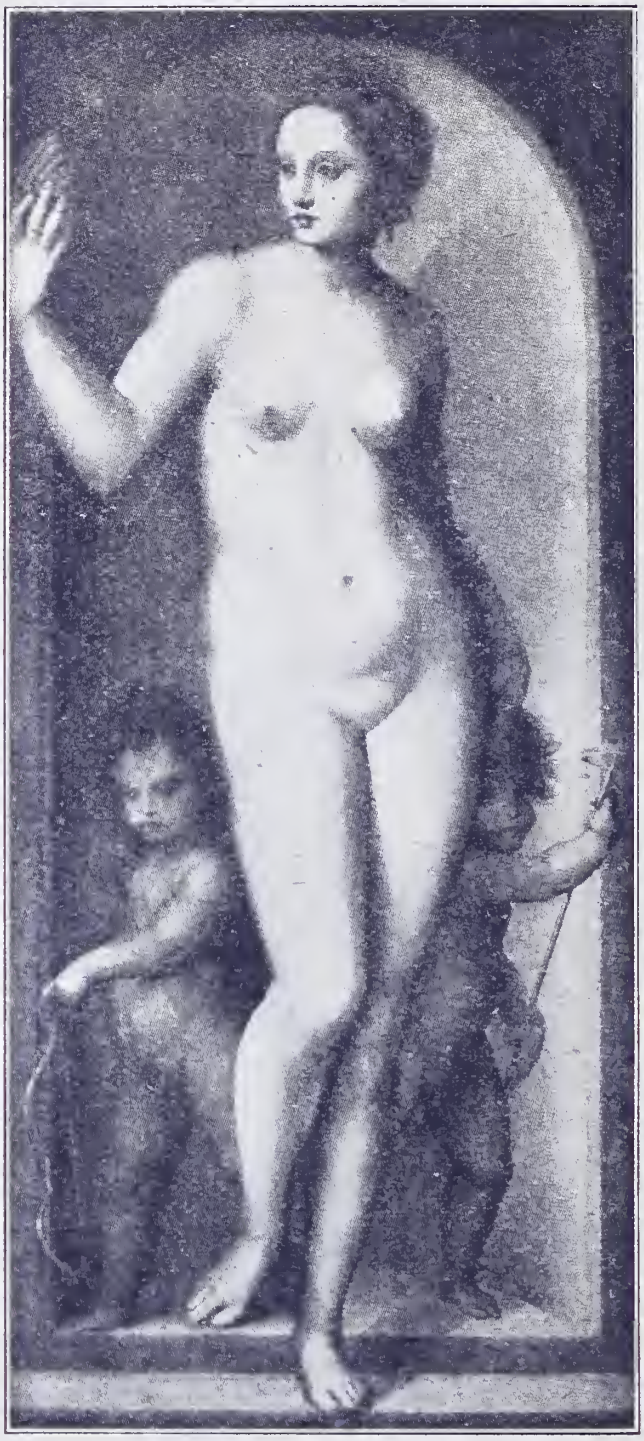


Fig. 47. Venus von Francia Bigio (1482 bis 1525) Borghesegalerie in Rom. Prachtvoller Frauenkörper mit sanftgewölbter Bauchpartie, deren edle Plastik auf der Gesundheit der darunter liegenden Muskulatur beruht. Herrlich ausgereifte Formen.

Begreift man die Wichtigkeit der Bauchmuskulatur für die lebenswichtige Arbeit der inneren Organe, bei der Frau namentlich für die Gebärtätigkeit, so versteht man auch, warum Entartung und Verfall in dieser Region unseren höchsten Widerwillen, eine straffe, schöne Modellierung des Bauches aber unser höchstes Entzücken weckt. Das ästhetische Gefühl ist hier die unbewußte Leitung zu dem, was biologisch wertvoll ist.

Die Griechen haben eine so prachtvolle Architektur des Leibes der Statue des Diskuswerfers des Myron (Fig. 46) gegeben, während wir in der Renaissance einer solchen herrlichen Formung in der Venus, einem Gemälde von Franciabigio begegnen (Fig. 47). Auch auf den David des Michelangelo darf in diesem Zusammenhang nochmals hingewiesen werden.

Lebensspannkraft hängt ganz sicher mit der gesunden Spannung der Leibmuskulatur zusammen. Schon deshalb, weil auch die gesunde Geschlechtskraft zum großen Teil aus der straffen und gespannten Fülle der die sexuellen Organe umgebenden Muskelpartien quillt. Unter uns Lebenden wird gerade die Unterleibsmuskulatur unererhört vernachlässigt. Wenn wir erst einmal — durch Kör-

perarbeit, Turnen, Wandern, mäßige Nahrung, Alkoholenthaltsamkeit und sittlich-natürliches Leben — dies Fundament wieder kräftigen, werden wir auch das Gespenst der Nervosität verscheuchen.

*

In der unteren Rückengegend, der Hüften- und Gesäßpartie, tritt nun wieder das Rückenmark zurück. Es entwickeln sich auf der knöchernen Unterlage

Fig. 48. „Mutter"; Plastik von A. Lewin-Funke, Berlin. In der schönen, vollgeformten Plastik der Beckengebilde, in der eiförmigen Grenzlinie des Ganzen prägt sich der mütterliche Gedanke des Frauenlebens aus.

des Beckens die mächtigen Gesäßmuskeln. Sie sind — wie alle Gewebsfülle am ganzen Körper — ein Gebiet sinnlichen und ursprünglich-bildenden Lebens.

Hier, in den äußersten Ausstrahlungsbezirken der nervösen Zentralorgane des Rückenmarks, wird nichts von irgendwelcher rein geistigen Symbolik gefunden. Vergleichen wir das breite, in reicher Gewebsfülle sich wölbende Becken der Frau (Fig. 38 u. 48) mit den schmaleren Hüften des Mannes, so erkennen wir in solcher weiblichen Kraft und Fülle das fruchttragende, lebenbildende Prinzip des Frauenkörpers.

Solche Form kann in der Übertreibung, in der fettigen Entartung — wie etwa bei Hottentottenweibern (Fig. 43) — häßlich und abstoßend wirken. Maßvolle Fülle erscheint uns schön und anziehend.

Keineswegs darf die natürliche Forderung der breiten Frauenhüften in der künstlerischen Darstellung oder in den Geschmacksrichtungen übertrieben werden. Eine Zeit lang ist ja durch die eingeschnürte „Taille" die Weichengegend genau so unnatürlich verengt worden, wie die Hüften verbreitert wurden. Das ist häßlich, wie alles, was am Körper schroff und unvermittelt und ohne Übergang hervorspringt. Die Hüftenbreite muß auch bei der Frau in einem harmonischen Verhältnis bleiben zur Gesamtgröße, zur Breite der Schultern und zum Bau des Rumpfes. So wertvoll die Kraft der Natur in Hüften und Becken ist, so tritt doch ohne weiteres der niedrige, grobe, materielle Typus hervor, wenn bei kurzem Körper die Hüften breit und massig die untere Rumpfpartie verunstalten. Damit hat das Grobstoffliche, das Niedrigorganisierte in der Form — und damit auch im Wesen — über das Höherorganisierte, das Geistige gesiegt.

Eine allzubreite Hüfte dient keineswegs mehr der natürlichen Fruchtbarkeit. In fettreichen Geweben erschlafft die Energie. Was sich in der Form von der Harmonie entfernt, das entfernt sich auch von seiner natürlichen Bestimmung. Und jeder Arzt weiß, daß diese fettige Entartung der Bauch- und Beckengegend keine Voraussetzung gesunder Mütterlichkeit ist.

Umgekehrt aber erwecken die lendendürren, hüftenarmen Frauen in der Welt kein sehnendes Liebeslied. In ihnen selber ist auch wohl ein gut Teil der weiblich fruchtbaren Natur erloschen. Aus einem unbewußten Instinkt heraus wird niemand solch einen in's Männliche verkehrten Frauenkörper für schön halten. Ja, wir wissen, wie oft wir diesen schmalen Hüften gerade unter den perversen Frauen begegnen, die also sowohl in ihrer Form wie in ihrem auf das gleiche Geschlecht gerichteten Empfinden zur Unfruchtbarkeit verdammt sind.

Wird das Wesen des Männlichen nun in der mehr hageren Leibesform und der weitaus schmaleren Hüfte gefunden — wie es uns in großer Schönheit in dem Diskuswerfer des Myron in Fig. 46 entgegentritt — so muß hier eine in's Weibliche hinübergehende Breite und Fülle des Beckens den männlichen Charakter herabmindern.

In der Tat ist das so. In diesem fettreichen, üppigeren Gewebe am Körper eines Mannes lebt weniger seruelle Energie, als in mehr hageren, muskelstraffen Hüften. Ja es kann hierdurch der eunuchoide Typus sich herausbilden. An die Stelle der männlichen Aktivität tritt mehr weiblich beschauliches Wesen, eine Langsamkeit und beharrliche Seßhaftigkeit, die manchem Mann den Erfolg im Leben vorenthält, eben weil er in seiner Körperform — und darum auch in seinem Wesen — kein echter und ganzer Mann ist.

Die natürliche, volle Frauenhüfte aber ist ein Attribut lockender Schönheit und sinnlichen Begehrens. Denn die Ästhetik der Liebe zeigt uns auch hier unbewußt den Weg zur Mütterlichkeit, die in der tragenden Kraft schöner, voll-

gewölbter, gewebsgespannter Frauenhüften sich offenbart. Nur das saftvollgesunde Stoffwechselleben solcher reichen Gewebe, ihre Kraftfülle, versorgt das im Mutterschoß reifende Kind mit den Spannungen und Schwingungen, aus deren unsichtbarer Wirkung es wächst und wird. (Fig. 38 und 48.)

Nicht umsonst wurde holdselige Frauenschönheit in Kunst und Leben aus tiefstem Herzen angebetet. Denn das Schöne, das die Glut unserer Sinne weckt, läßt im Garten der Liebe die besten Früchte reifen. Und mehr noch als die Männer der Wissenschaft waren die Dichter den Menschen Führer durch jenes seltsame Reich, in dem der Wille der Natur zugleich das höchste Glück der Liebenden ist.

In Ernst Hardt's Drama „Tantris der Narr" besingt der verkappte Tristan Frau Isoldens Schönheit:

„Auf Marmorsäulen — kühl und wonniglich
Gegliedert — makellos und hochgewölbt
In Kraft und Süße — wachsen schwellend Säulen
Hinauf zum Strahlendome ihres Leibes.
Ein elfenbeinern Gleißen ist ihr weißer Leib,
Aus Maienmondlicht aufgebaut zu einem Wunder
Der Herrlichkeit. — Ein wilder Garten ist dein Leib,
Wo Purpurfrüchte gluten und betäuben.
Dein Leib ist eine Kirche aus Basalt,
Ein Elfenberg, aus dem die Harfen klingen,
Ein jungfräuliches Schneegefild. Und deine Brüste
Sind heiligstes Geknosp des Strahlengartens.
Fruchtkapseln, die noch harren auf den süßen Seim
Des Sommermonds! Dein Hals ist wie ein Lilienschaft
Emporgebogen, deine Arme weisen
Wie Blütenzweige eines jungen Mandelbaumes
Keusch und verharrend in das Paradies,
In dem das Wunder deiner starken Lenden
Geheimnisvoll und drohend thront."

---

11. Kapitel.

Haut und Körperhaar.

Vom Häßlichen zum Schönen geht alle Entwicklung. Tiefste Häßlichkeit, plumpe, grobschlächtige Form kennzeichnet den Anfang der Entwicklung des Menschengeschlechts. Zu vollkommenster Schönheit blühen die Menschen auf in

dem schönen Rahmen sorgloser Kulturen. In feinsten und harmonischen Gebilden, mit leuchtenden Augen und strahlend-weißer Haut tritt uns schließlich der Mensch entgegen, der einst in Vorzeiten und im Urwald mit dem Tier um das nackte Dasein rang.

Das Natur- und Triebhafte, ja das Niedere und Elementare, brachten die Maler, die Bildhauer am Körper des Silen, des Waldschratt, durch eine starke Behaarung zum Ausdruck. Damit ist wohl ein Typus gekennzeichnet, der dem Erdhaften näher steht. Denn ist schon die geistige Natur des Menschen — dem Tiere gegenüber — in der relativen Haarlosigkeit des lichten Körpers gegeben, so muß eine auffällig stärkere Behaarung am bekleideten Körper dem Einzelnen immer wieder den Ton des Sinnlich-Naturhaften geben.

Bei allen höherstehenden Rassen und Einzelmenschen werden die mit der Nahrung eingeführten mineralischen Stoffe mehr im Innern des Körpers, zum Aufbau eines höchst leistungsfähigen Nervensystems gebraucht. Darum ist der Weiße weitaus spannkräftiger und leistungsfähiger als der indolente, faule Neger. Und dieser letztere geht in Europa rasch zu Grunde, wenn Kälte und dauernde Kleidung seine intensive Hauttätigkeit lahm legen.

Die hellere Haut, das hellere Kopfhaar und die relative Haarlosigkeit des Körpers sind also bei der weißen Rasse kein bloßes Schmuckstück, sondern, wie C. Röse (Beiträge zur europäischen Rassenkunde 1906) zeigt, ein einzigartiger Umwertungsprozeß der organischen Natur. Je mehr das Pigment (Farbstoff) und die Körperbehaarung gegenüber den Tieren und niederen Rassen zurücktritt, desto mehr dienen diese Stoffe dem Ausbau inneren, geistigen Lebens durch Rückenmark und Gehirn. Haarlosigkeit und Hirnentwicklung stehen also in unmittelbarem Zusammenhang.

Der haarlosere Körper ist demnach sensibler, verinnerlichter, als der behaartere. Stärkere Körperbehaarung ist ein Kennzeichen des leidenschaftlicheren, sinnlicheren Mannes. Sie wird darum auch, wo sie bei Frauen auftritt, leicht die sinnliche Heftigkeit der männlichen Natur und die größere Kraft verraten.

Der weibliche Körper zeigt in der mit der Haarlosigkeit verbundenen lichteren Hautfarbe größere Zartheit und die höhere Sensibilität. Wo darum ein männlicher Körper hellfarbig, haarlos und fein im Gewebe ist, da darf man auf einen weiblichen Einschlag schließen, in manchen Fällen aber auch auf eine schwächliche Konstitution.

Gerade die Feinheit oder die Grobkörnigkeit der Haut, ihre Pigmentierung (Färbung), ihre Spannung und Strahlung — das alles ist ja im letzten Grunde ein höchst interessantes Wechselspiel *geistigen* Lebens, ein Spiel von Werden und Vergehen. Die Haut wird im embryologischen Werdegang aus dem äußeren

Keimblatt — dem Ektoderm — entwickelt, aus dem auch Nervensystem, Hirn und Haar hervorgehen. Begreift man, daß die Haut ein Empfindungsorgan ist?

Die Haut ist das größte aller Organe. Umfaßt sie doch die gesamte Oberfläche des Körpers. Sie ist millionenfach durchnervt, ist ein Gebilde reichsten Empfindungslebens. Wärme und Kälte, Behagen und Unbehagen, Ruhe und Erregtheit — wie sehr ist das alles von der Haut abhängig. Sie spiegelt das Liebeserlebnis der Seele, den Haß, den Neid, sie errötet und erbleicht in Freude und Entsetzen. Sie ist eine Kupplerin, die zwei Menschen besinnungslos vereint. Denn auf ihrer weiten Fläche spielen die starken magnetischen Ausstrahlungen der Geschlechtsorgane ein seltsam mächtiges Spiel.

Die Haut ist das Medium zwischen uns und der Außenwelt, den andern Menschen. Sie vermittelt, sie hat ihre leise und doch verständliche Sprache. In ihr wohnen Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung. Sie ist ein Bestandteil nervösen Lebens. Sie hat Tastkörperchen, die wie Antennen für drahtlose Wellen sind. Sie spürt und weiß Dinge, die wir weder mit dem Verstand, noch mit den übrigen Sinnesorganen erfassen.

Die Haut ist also eine Austauschstelle individuellen Geisteslebens. Muß nicht eine besondere Weichheit und Feinheit der Haut, eine besondere Spannung und Strahlung ein Zeichen höchster Schwingung der Moleküle, ein Zeichen empfindungsreichsten Seelenlebens sein?

Die Dichter preisen die zarte Haut ihrer Geliebten. Sie vergleichen ihren Schmelz mit dem in der Morgensonne glitzernden Tau, ihre Tönung mit dem Pfirsich. Es gibt eine Haut, die weich wie Sammet ist und von innerer Wärme, von einem lebenswarmen Körper spricht. Es gibt eine andere, die uns an den kalten Marmor von Statuen erinnert. Und eine dritte gibt es, die rauh ist wie das Fell eines skythischen Kriegers. Sie spricht von einer grobkörnigen Seele. Menschen gibt es, deren Nähe durch die Haut alle Wärme, alle liebevolle Güte ihres Wesens ausströmt. Und andere, deren kühle, feuchte Haut — etwa beim Händedruck — ihre Fischnatur verrät. Denn es gibt auch Kaltblüter unter den Menschen, wie es unter ihnen Borstentiere und Igel, Mollusken und Quallen gibt.

Solch niedere Temperatur spricht von einem langsamen Pulsschlag des Lebens. Und eine rauhe, häßliche, verwelkte und runzelige Haut zeigt an, daß das Leben entweder sich aus den Niederungen noch nicht erhob, oder daß seine Spannung — durch Krankheit oder Alter — wieder zusammensank. Die faltig-runzelige Haut finden wir ebenso beim Embryo, beim neugeborenen Kinde, wie auch beim Idioten oder als Erscheinung des Alters. In unentfalteter oder bereits wieder müde gewordener Körperlichkeit steckt auch eine unentfaltete oder müde

gewordene Seele. Jauchzendes, kraftvolles Leben aber zeigt eine gespannte und doch nicht harte, lebensvoll-strahlende Haut. In solcher Haut ist das wundervoll zarte Farbenspiel des Errötens und der schamvollen Glut. Die rosigen Reflexe von Jugend, Hoffnung und seligen Träumen jagen über solch eine zarte Haut. Warmpulsend scheint sie von heimlichen Seligkeiten zu erzählen, die sie schenken kann. Sie spielt alle leisen Melodien der Seele. Und wenn wir liebend sie berühren, wenn eine Hand liebkosend über die Haut des Andern streicht, ist es, als brächen alle Blumen schlummernden Empfindens in uns auf.

In grober, harter, häßlicher Haut sind sozusagen die Millionen winziger Tore geheimnisvoll strahlenden Lebens zugeschlagen. Sie spricht von trägeren Schwingungen seelischen Lebens, von tiefer eingestelltem Empfinden. Sie ist wie ein stumpfes Instrument, das keine leichten und glücklichen Lieder mehr hervorlockt.

---

12. Kapitel.

Form und Bedeutung der Arme.

Wiederholt schon ist gesagt, daß die Gliedmaßen — als eine höhere Gliederung des Organismus — auf eine höhere Entwicklungsstufe hinweisen. Die embryonale, vorgeburtliche Entwicklung des Kindes ist darin eine höchst interessante Wiederholung des stammesgeschichtlichen Werdeprozesses. Denn wie die niederen Tiere ohne Gliedmaßen sind, so treten diese auch beim Embryo erst im Laufe der Entwicklung auf.

Immer wird dabei das letzte Gebilde — an den Armen die Hand, an den Beinen der Fuß — auch zugleich das höchste, das höchstorganisierte sein. Und stets werden die Beine — als die Gliedmaßen des unteren Rumpfgebietes — mehr der Erhaltung des Lebens, der Kraft und den elementaren Bedingungen dienen, die Arme aber — als die Gliedmaßen der Brust — mehr das geistigtätige, bewußte, gestaltende Leben unterstützen.

Beide, nämlich Arme und Beine, sind die Diener des Kopfes, seine Ausführungsorgane. Sie unterstützen den Kopf und stehen gleichwohl zu ihm in einem polaren Verhältnis. Denn das Geistige wirkt im Kopf rein innerlich, in den Gliedmaßen aber nach außen. Wir haben also wieder den Gegensatz des Sensiblen im Kopf zum Motorischen in den Armen. Dieser Gegensatz kommt in den grazileren, weicheren und kürzeren Gliedmaßen des Weibes und in den muskelkräftigeren, härteren und längeren des Mannes zu sprechendem Ausdruck.

Ist der motorische Pol — also in den Gliedmaßen — verstärkt, gesteigert, so ist der sensible im Kopf geschwächt und vermindert. Und umgekehrt.

Lange und kräftige Arme und Beine zeigen also ein Übergewicht des Motorischen über das Sensible. Sie sind das Kennzeichen des Tatnaturells. Umgekehrt wird bei kürzeren, zarter gebildeten Gliedmaßen das Gefühlsleben vorherrschen und sich mehr mit Ruhe, als mit Bewegung verbinden.

Kurze Arme erinnern an den embryonalen (vorgeburtlichen) Zustand. Sie machen deshalb den weiblichen Charakter kindlicher, den männlichen um eine Schattierung weiblicher. Sie nehmen ihm etwas von der ursprünglich motorischen Art und machen ihn sensibler.

Fig. 49. Feingeformter Frauenarm. Weiche, sanftgerundete Formen. Fülle und Schlankheit verbinden sich zu einem harmonischen Gebilde.

Der lange Arm ist keine Zierde des Frauenkörpers. Er widerspricht dem weiblichen Naturell, weil er motorisch ist.

Allzulange Arme sind häßlich. Sie erinnern an die Affengestalt und werden bei niederen Rassen gefunden. Bekannt ist der lange Arm der Neger.

Die breiten Schultern und die langen Arme von Michelangelos „David" lassen erkennen, daß dies kein Grübler ist. Aus solchen Formen wird die motorische Energie, die entschlossene Tat geboren.

Wo aber der grüblerisch breite Schädel und die geistige Überanstrengung die Gliedmaßen überschlank und mager werden ließ, da ist die Antriebskraft zu Entschluß und Tat herabgesetzt. Der Wille ringt sich in den schwächlichen Armen und Beinen nicht zum Handeln durch. Dies sind die Menschen mit den sogenannten Hemmungen. Und man begreift, warum energische Muskelarbeit, planvolle Gymnastik, die die Muskelgebiete mit Spannung füllt, auch den Willen stählt und das Lebensfeuer im gesamten Organismus hochaufflammen läßt.

Die Schönheit des Oberarmes liegt bei der Frau in der gleichmäßig gerun-

deten Fülle. Der Arm des Mannes ist seitlich abgeflacht. Mädchenarme sind schlanker als die Arme reifer Frauen, Knaben- und Jünglingsarme hagerer, weicher als der vollere, muskelkräftigere Arm des reifen Mannes. Die weiche Fülle an Frauenarmen verheißt mehr Reichtum liebenden Gefühls, als reizlos magere Formen, mehr tapferen Lebenssinn als die schwächlich langen Arme überästhetischer nervöser Mädchen. Fig. 49 zeigt den wohlgebildeten Frauenarm, Fig. 50 den kraftgespannten Männerarm.

Die Furcht vor der Verunstaltung der Arme durch Körperarbeit oder Turnen ist eine ästhetische Dummheit. Die kräftigsten und doch schönsten Arme habe ich bei jungen Mädchen gesehen, die Haus-, Garten- oder auch Feldarbeit taten. Ein Leben in Trägheit darf nicht Anspruch auf „Bildung" machen. Zu natürlicher und gesunder Schönheit gelangt es niemals.

Turnen, Schwimmen, Rudern gibt jungen Männern und Mädchen volle, runde Oberarme, beiden eine Zierde. Denn überall am Körper ist die Trieb- und Tatsphäre der Quell natürlicher Lebensfreudigkeit. Die erschreckend dünnen Oberarme eines jungen Mädchens würden den liebenden Mann ernüchtern, wenn er sie einmal statt der erlogenen Pracht der Kleider sähe. In solchen Armen — und in ebensolchen Beinen — sitzt neben der Saft- und Kraftlosigkeit auch unnatürliches Gefühl. Meist auch eine Armut des Gefühls. Denn Gefühle wachsen nur in vollem, duftig gesundem Gewebe, wie Blumen in feuchtem Erdreich.

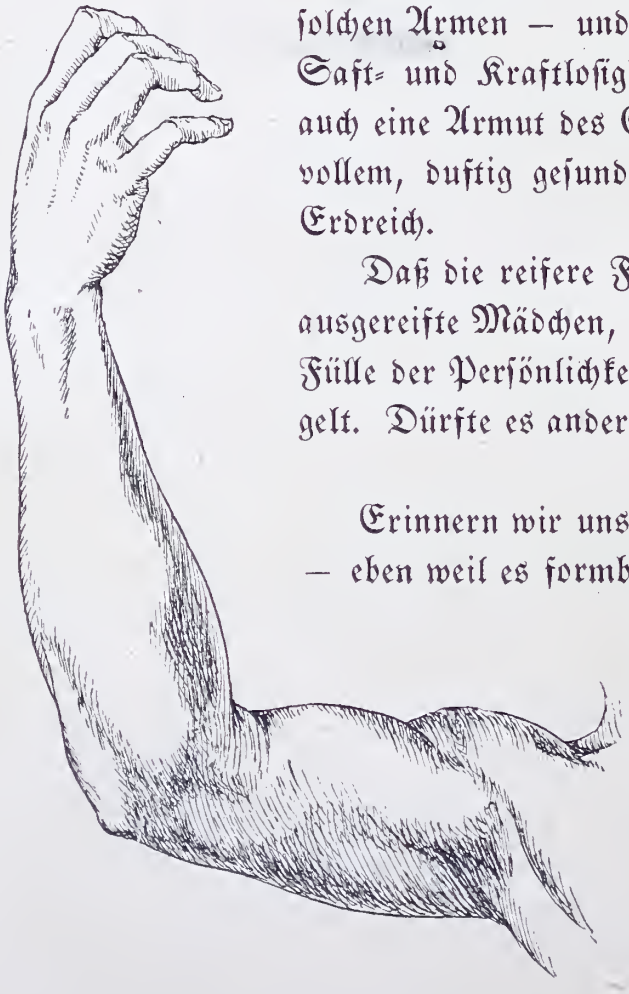


Fig. 50. Männlicher Arm. Spricht mehr von Kraft und Tat, als von Gefühl und verinnerlichter Ruhe.

Daß die reifere Frau vollere Arme hat, als das noch unausgereifte Mädchen, weiß jeder. Dies ist eben die Reife und Fülle der Persönlichkeit, die in solch volleren Formen sich spiegelt. Dürfte es anders sein?

*

Erinnern wir uns, daß das Geistige bei aller Formbildung — eben weil es formbildend ist — immer in den äußeren Organen ausstrahlt, so begreifen wir, daß die höchste Geistigkeit des Armes sich in der reichen Gliederung der Hand, diejenige des Beines aber in dem komplizierten Gebilde des Fußes äußert.

Diese beiden ausdrucksvollen, vielgliedrigen Organe reden denn auch eine deutliche Sprache, aus natürlichen Gründen die stets sichtbare Hand mehr noch als der ständig bekleidete Fuß.

Man begreift, daß die feinsten, sprechendsten Hände, die zartesten und hübschesten Füße eben da gefunden werden, wo die geistige Bildnerkraft der ursprünglichen individuellen Lebensidee stark genug war, um noch aus den äußersten Organen lebendige Meisterwerke zu gestalten.

An solchen vollendeten Händen und Füßen erkennen wir höchstentwickelte, bis in's Innerste ästhetische Geistigkeit, während grobe, plumpe Formen dieser Endgliedmaßen immer irgend eine tiefere Stufe individueller Bildung, ein gröberes Wesen verraten.

*

Es ist interessant, dem Arme in seiner Form — vom Wurzelgebiet des Schultergelenks an bis zur Hand — zu folgen. Oben ist er einfach, hat nur einen einzigen Knochen, den von Muskeln umkleideten Oberarmknochen. Aus dem Ellbogengelenk erwachsen dem geschickteren Unterarm schon zwei Knochen. Während im Oberarm also das unbewußt-motorische, die einfache blinde Kraft liegt, drückt sich in der Verdoppelung der Unterarmknochen schon eine betontere Geistigkeit aus, die sich in der knochen- und gelenkreichen Hand zu höchster und staunenswerter Geschicklichkeit, zu einer Sensibilität ohnegleichen steigert.

Im Bau des Oberarmes erkennen wir also mehr die reine körperliche Kraft, die bloße Konstitution, hingegen nichts von irgendwelchen geistigen Dingen. Die pralle Muskelfülle und der springende Bizeps (zweiköpfiger Oberarmmuskel) des Athleten lassen hier ebenso Schlüsse auf das Ganze zu wie die eckigen Flügelschultern und die saftlos weichen, dünnen Arme des Schwindsüchtigen (Phtisischer Habitus).

Wollen wir eine geistige Bedeutung finden, so wäre es die, daß der überhaupt muskelkräftige Mensch — eben aus dem Gefühl der Kraft heraus — über eine größere Selbstsicherheit, über mehr Mut und Geistesgegenwart verfügt, als der muskelschwache. Erkannten wir schon, daß Mut zum Teil in der Brust sitzt und eine lebensvolle Ausstrahlung des großen Brustmuskels ist, so können wir diese Eigenschaft wohl auch dem Manne mit den muskelstarken Armen zusprechen. Denn einer schwachen, kranken Brust würden niemals kraftvolle Arme entwachsen.

Man mag an diesen Zusammenhängen (vergl. mein Buch „Die Quellen der Kraft", Volkskraft-Verlag) erkennen, wie die Pflege des Körpers stets auch eine Steigerung der geistigen und sittlichen Charakterwerte bedeutet, und wie eindringlich wir gerade in der Menschenkenntnis die Wahrheit des klassischen Wortes empfinden „Mens sana in corpore sano" (Gesunder Geist in gesundem Körper).

*

Mit dem Unterarm steigert sich die Lebendigkeit in der Organisation und im Spiel der Muskeln. Er ist der Stamm, aus dem sozusagen das hochgeistige Gebilde der Hand unmittelbar hervorgeht. Was Wunder, wenn zwischen beiden eine natürliche Beziehung der Form besteht.

Man kann sich nicht gut eine schwere, harte Hand an einem schwächlich-dünnen Unterarm vorstellen und ebensowenig eine kleine, zarte Kinderhand an einem groben Fleischerarm. Vielmehr begreift man, daß einem muskelkräftigen, sehnigen Turnerarm eine sogenannte motorische Hand, eine fest zugreifende Arbeitshand entspricht, dem saftlosen welken Unterarm eines alten Gelehrten eine durchgeistigte, aber müde Hand. Am knochig-dürren Unterarm einer alten Hexe wird so sicher eine krallige Knochenhand sitzen, wie die weiche schöne Schwellung am Unterarm eines hübschen jungen Mädchens — sich am zarten Gelenk verjüngend — in eine wohlgeformte, schmale Hand übergeht.

Vergessen wir nicht, daß solche zarte, schwellende Fülle des Unterarms ebenso wie seine kärgliche Flachheit auf die gleichen Formen am Unterschenkel hinweisen. Sicherlich steckt in den vollen und weicheren Linien — wie überall am Körper, so auch am Unterarm — der lebensvolle Reichtum des Gefühls, in den hageren, mehr geradlinigen Formen eher ein kühles, dürftiges Innere.

Man kann also mit Carus vier Typen des Vorderarms unterscheiden: den elementaren, den motorischen, den sensiblen und den psychischen Typus. Der Darstellung der Hand wird es vorbehalten sein, diese Begriffe psychologisch zu zergliedern. Hier sei nur gesagt, daß die elementare Form die ganz und gar grobe, ungeschlachte, sozusagen ungeistige ist, die motorische ist die muskelfeste Form des arbeitenden Mannes (Fig. 50), die sensible die weiche, gerundete Form, die überall am Körper der schöngewachsenen Frau unser Auge entzückt (Fig. 49).

Überall ist das Motorische das Männliche, das Schaffende, Feste, Kämpfende und Erobernde. Das Sensible aber ist das Weibliche. In ihm ist weniger das Äußere, als vielmehr das innere Leben gesteigert. Es ist weicher und darum aufnahmefähiger für Sinneseindrücke. Es ist weniger Tat und mehr Gefühl.

Die symbolische Dreiteilung von Trieb (Kraft) — Gefühl — Verstand kehrt überall am Körper wieder. Sie ist in den drei Hirngebieten — Vorder-, Mittel- und Hinterhirn — gegeben. Sie liegt im Aufbau des Gesichtes (vergl. den I. Band dieses Werkes), in dem die gesamte Kieferpartie die Kraft, das Mittelgesicht das Gefühlsleben und die Stirn den Verstand darstellt. Ja, die Stirn selber enthält diese Dreiteilung, indem die Unterstirn das triebhafte Denken, die Mittelstirn das gefühlsmäßige, praktische Denken und die Oberstirn das eigentliche logische Denken zum Ausdruck bringt.

Wir finden deshalb beim Kinde und bei der Frau meist eine gewölbte Mittelstirn mit der gefühlsmäßigen Auffassung (Fig. 51), beim Manne meist die stärkere Unter- und Oberstirn. (Fig. 52.) Der Mann ist also an sich mehr Denk- und Tatnaturell, die Frau mehr Gefühlsnaturell.

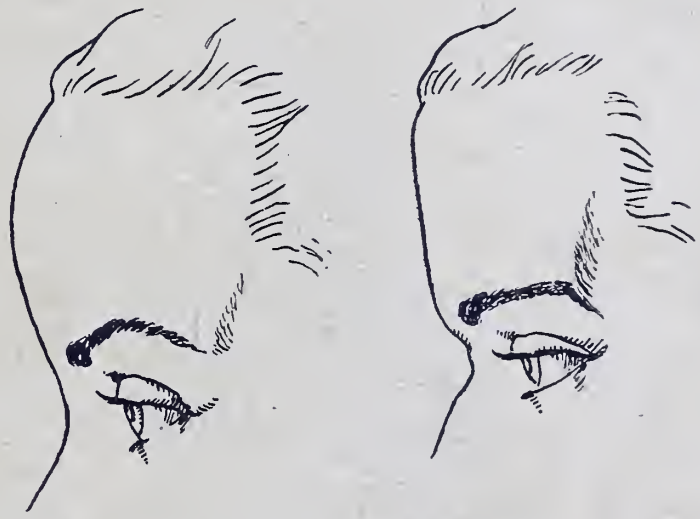


Fig. 51. Gerundete weibliche Stirn = gefühlsmäßiges, mehr auf das Praktische gerichtetes Denken.
Fig. 52. Geradlinige männliche Stirn = verstandesgemäßes, logisches Denken.

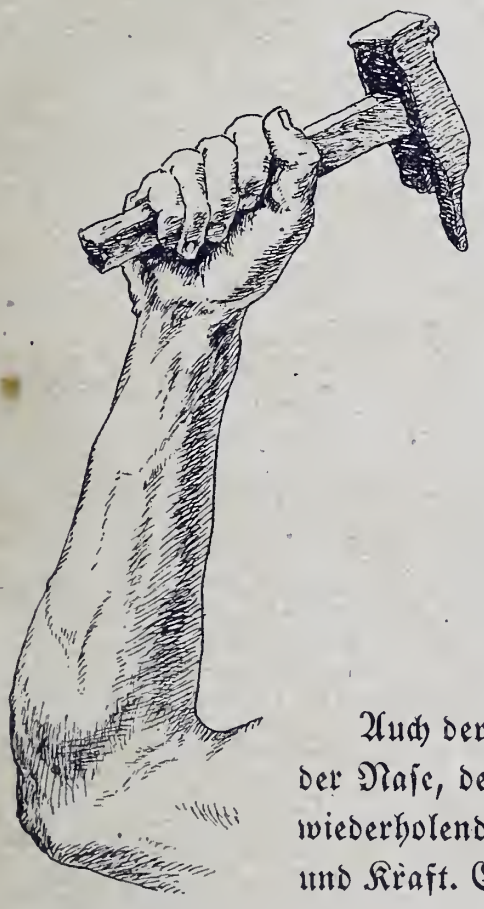


Fig. 53. Elementarer, männlicher Unterarm. Grobe, schwere Muskelmassen. Derbe Kraft ohne alle Feinfühligkeit.

Auch der Arm weist diese tiefsinnig überall am Körper, an der Nase, den Ohren, dem Munde und an allen Organen sich wiederholende Dreiteilung auf. Der Oberarm ist Trieb und Kraft. Er hat rein körperliche, konstitutionelle Bedeutung. Der Unterarm ist Gefühl, und die Hand ist Verstand. Im Oberarm liegt also das motorische, im Unterarm das sensible und in der Hand das denkende Prinzip.

Gerade weil die schöne Fülle des Unterarmes am Frauenkörper die Fülle und Wärme des Gefühls, die innere Anmut und die Holdseligkeit der Liebe ebenso sicher verrät, wie ein knöcherner, flacher Unterarm eine gewisse saftlose Gefühlsarmut, so begreifen wir, warum uns die sanfte Fülle und Rundung dieses Körpergebildes unbewußt entzückt. Ja, wir verstehen das reizvolle und kokette Spiel der Armbänder und Spitzen am Handgelenk der Frau, die hier unbewußt ihr innerstes Wesen offenbart und mit solchem Schmuck das Auge der Andern sowohl wie das eigene Auge auf eins der schönsten Gebilde des Körpers hinlenkt. Allzuschmale, dünne Handgelenke sind so ungünstig wie ähnliche Fußgelenke. Beide sind körperliche Schwäche und Mangel an Charakterfestigkeit, an Willenskraft und Beständigkeit. An Frauenarmen stößt uns ebensosehr ein rachitisch verquollenes Handgelenk ab, wie ein überzartes. Das

gesund entwickelte, kräftig und doch schlank geformte Hand- und Fußgelenk erregt unser natürliches Wohlgefallen.

Ist der elementare Unterarm in seiner groben Kraft (Fig. 53) die Form des derbknochigen, geistig wenig entwickelten Menschen, so liegt die höher entwickelte, ästhetische Form des Unterarmes eben darin, daß ein feines Gelenk sozusagen schon die geistige Natur der Hand ankündigt, während der Arm nach oben hin in nicht allzustarker Gewebsfülle eine gewisse Kraft verrät.

Fig. 54. Badende Aphrodite. 3. Jahrh. v. Chr. Vatikan in Rom. Bildwerk von wundervoll einheitlicher Wirkung. Mit der echt weiblichen Scheu verbindet sich der leichte Schauder vor dem herabrieselnden Wasser, in dem sich der schöne Körper zusammenzieht.

Läge diese Kraft in prall herausspringenden Muskeln, so wäre es nicht mehr eine sensible, sondern eine motorische Form. Das Seelische liegt eben darin, daß das feine, elastische Gewebe auch ohne große Masse den geistigen Antrieben gehorcht, und daß hier also Kraft und Gefühlsreichtum sich miteinander verbinden. So wird bereits im Vorderarm ein Gebilde vorbereitet, das in einem nirgendwo sonst erreichten Maße motorisch und sensibel zugleich ist — die Hand.

Unerreicht sind in der feinsinnigen, psychologisch tiefbegründeten Herausarbeitung dieser Formenwerte und Formunterschiede die griechischen Meister. Wie weich und voll, wie echt weiblich in allen Teilen ist der Körper der „Badenden Aphrodite" in Fig. 54, wie zartgewölbt der Arm! Und wie ist demgegenüber das Barbarische des „Skythen" in Fig. 107 in seinen muskelkräftigen, langen Armen, seinen breiten, groben, elementaren Händen künstlerisch herausgearbeitet. Nächst dem unmittelbaren Leben wird nichts

so sehr des Menschenkenners Auge schulen, wie das Studium klassischer Kunst, wie es in einzigartiger Weise das große dreibändige Werk „Der schöne Mensch"*), vermittelt, dem eine Reihe von klassischen Bildwerken in diesem Buch mit gütiger Erlaubnis des Verlages entnommen sind.

*) 1. Band: „Der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Aegyptern, Orientalen, Griechen. Von Prof. Hch. Bulle. Mit 322 Tafeln und 171 Abbildungen im Text.

2. Band: Der schöne Mensch in Mittelalter und Renaissance. Von Arthur Weese. Mit 226 Tafeln.

3. Band: Der schöne Mensch in der Kunst der Neuzeit. Von Herbert Hirth und Ernst Bassermann-Jordan. Mit 165 Tafeln. Sonderprospekt durch den Volkskraft-Verlag.

13. Kapitel.

Die Formen der Hand.

Nächst dem Antlitz des Menschen ist kein Organ von so feiner Gliederung, solchem Reichtum der Architektur, solcher mechanischen Geschicklichkeit und geistigen Ausdrucksfähigkeit wie die Hand. Alle Gefühlsfähigkeit des Körpers scheint hier zusammenzuströmen, um zu empfangen und zu geben. Hier strahlt unsere Seele in den feinnervigen Gebilden der Fingerspitzen aus. Hier ist das hochorganisierte lebendige Instrument unseres Tastsinnes, das der Blinde z. B. an Stelle der Augen verwendet.

Die Hand unterstützt und unterstreicht die Sprache. Mit ihrer Hülfe wird auf der Bühne das Wort des Dichters zu lebendigster Steigerung gebracht. Aus der Hand spricht die Seele. Aus ihr sprechen Liebe und Leidenschaft, Zorn und Ergebenheit. Die Hand kann schmeicheln und locken, drohen und verdammen, jubeln und klagen. Sie kann hoch erhoben herrschen oder in tiefster Ergebenheit dienen. Sie kann in wilder Empörung zum Fluch geballt und aus frommem Herzen zum Gebet gefaltet sein. Die Sprache der Hand ist unerschöpflich.

Wer hat nicht schon Tränen gehabt, wenn er sorgend gekrümmte Mutterhände sah! Wer hat nicht in leidvoller Stunde ihren tröstend warmen Druck verspürt! Wen erfaßt nicht Ehrfurcht vor der Majestät des Lebens, wenn er kleine, weiche, liebe Kinderhändchen sieht und sie vergleicht mit den müden, verarbeiteten und zerquälten Händen der Alten! Wer hat nicht die schlanken Finger einer holden, weißen Mädchenhand, diese Siegelbewahrer seligster Geheimnisse, mit der Inbrunst eines jungen, heißen Herzens geküßt!

Junge, frische, warmquellende Hände, die ins Leben und in die Freude fiebern — und alte, welke, müde Hände, die resignierend im Schoße liegen. Dazwischen aber ein Leben voll von den ewigen Hoffnungen und den ewigen Ent-

täuschungen der Menschen, ein Leben, das durchjauchzt oder durchlitten, durcharbeitet oder „versungen und vertan" wurde.

All dies lebte die Hand mit. Von aller Freude ward sie durchströmt, von allem Leid durchbebt. Das Begehren streckte ihre Finger, das Weh krampfte sie zusammen. So ward die Menschenhand selber ein Stück sprechenden Lebens, ein Stück Seele. Mehr als der Alltagsblick der Menschen, mehr auch als die Kamera des Photographen sieht der Maler, der Künstler, sieht vor allem der echte Physiognomiker dies seelische Erleben in einer Menschenhand. Der Menschenkenner holt das Stück Seele aus ihrer anatomischen Form heraus. Ihm erzählt sie, was sie der Menge verbirgt, was sie gelebt und genossen, was sie erlitten und erduldet hat.

*

Beim Tiere wird solche Ausdruckskraft der Hand nirgends gefunden. Die handähnlichen Gebilde beim Tiere haben doch alle mehr oder weniger den Zweck des Fußes. Einzig beim Menschen rückt die Hand mit der aufrechten Haltung in das Ausdrucksgebiet höchsten geistigen Lebens hinein, und malt mit ihrer bildnerischen Kraft das Erleben der Seele.

Ein solches Gebilde muß für die Beurteilung der Menschen nächst dem Kopf das bedeutungsvollste und interessanteste sein. Und das wußten schon die alten Chaldäer, daß vom Wesen und vom Leben der Menschen unendlich viel an und in ihrer Hand zu lesen sei.

Die Norm für die Größe der Hand ist schon an einer anderen Stelle (Fig. 3—5) gegeben. Ihre durch den Mittelfinger bestimmte Länge entspricht dem Einheitsmaß im menschlichen Organismus, das gleich der Länge oder der Höhe des Schädels ist. Auch muß die Länge der Hand, von der Spitze des Mittelfingers bis zur Handwurzel gemessen, genau der Höhe des Gesichts entsprechen, während die Breite der Hand einer Gesichtshälfte gleich ist und darum beide Hände, nebeneinandergelegt, das ganze Gesicht bedecken. Bedenkt man, daß doch die Hand ein Organ der Ausführung dessen ist, was im Schädel gedacht und geplant wurde, so bewundert man die Schöpfung, die die Maße von Schädel, Gesicht und Hand übereinstimmen ließ.

Man kann also leicht feststellen, was eine große, was eine kleine Hand sei. Und da die Hand das körperlich geschickteste Instrument des Geistes, sein Ausdrucksorgan, sein formales Prinzip ist, so begreift man, daß eine große, grobe, ungeschlachte Hand das ganze Wesen eines Menschen vergröbert, ihn formlos, taktlos, tollpatschig machen kann, während eine allzukleine Hand in die gesamte praktische Durchführung und in das persönliche Wesen eine Schwäche hineinträgt, bei der Gedanke und Gefühl über die Tat triumphieren.

Die Hand faßt sozusagen das ganze Fühlen und Denken zu einer Tat, einer

körperlichen Handlung zusammen. Es müssen deshalb Männerhände — dem Tatcharakter des Mannes entsprechend — größer sein als Frauenhände. Je mehr das Leben nach außen gelebt wird und in die Tat drängt, desto stärker und kraftvoller streckt der Organismus die Gliedmaßen — und also auch die Hände — heraus. Fühlendes, verinnerlichtes, unbewußtes und sensibles Leben, wie es die Frauen und die Kinder haben, zeigt sich im Körperbau stets in kürzeren Gliedmaßen und kleineren Händen und Füßen.

*

Wer Hände beurteilen will, muß die Unterschiede zwischen dem beseelten Bau der Menschenhand und den handähnlichen Gebilden beim Tiere kennen. Ohne jede Kenntnis der Morphologie (Geschichte der Formentwicklung) der Hand ist die geistige Bedeutung der Menschenhand gar nicht zu verstehen.

Das Edle unserer Hand zeigt sich — gegenüber dem Tiere — zunächst darin, daß der Handteller zurücktritt zu Gunsten der Finger. Diese — das Gebiet des Geistigen — werden länger. Der Handteller aber — das Gebiet des Triebhaften — wird kürzer, kleiner, weicher und feiner.

Auch in der Hand haben wir die bekannte Dreiteilung in Trieb, Gefühl, Verstand. Der Handteller ist der Raumbezirk der Kraft, des Triebes, sozusagen das stoffliche, elementare Prinzip, das was am Körper der Rumpf ist. Alle kraftvollen Menschen haben einen starken Handrumpf.

Nach den Fingern hin entwickelt sich in der Hand das Gefühlsgebiet, und die Finger selber sind das geistige, das intelligible Prinzip.

Kein Tier hat die langherausgestreckten Finger des Menschen, keins die überlegene Bewußtheit ihrer Bewegungen. Denn gerade in der sensiblen Struktur der Hände, in der Länge und dem feinen Bau der Finger, in ihrer Strahlenform und ihren zahlreichen Gelenken erkennen wir ja, wie hier die dem Menschen zu Grunde liegende göttliche Idee in die Erscheinung drängt und nach Ausdruck strebt. Ist nicht die Hand die sprechendste Geste dieses geistigen Lebenswillens, der aus der Idee in die Form strebt?

Die Fingerspitzen sind der Konzentrationspunkt überaus feiner Tastnerven. Ja, wir dürfen annehmen, daß es Organe für die Aussendung und Aufnahme von Strahlungen sind, Konzentrationsstellen und Vermittler verborgenster seelischer Besonderheiten, Antennen für drahtlose Seelenwellen unter den Menschen. Und wer das höchstgesteigerte Empfindungsleben der Fingerspitzen, ihre stille und doch intensive Verarbeitung körperlicher und seelischer Eindrücke, begriffen hat, der weiß, daß der Mensch durch seine zartere Fingerform sich in seinem Empfindungsleben weit über das Tier erhebt. Ja, unter den Menschen selber sind die feinsinnigsten, taktvollsten, empfindungsreichsten ganz sicher die mit den zarten, konisch verlaufenden Fingerspitzen.

Wo die Finger wieder auffällig kurz sind und ein großer, breiter und grober Handrumpf gefunden wird, da ist eben nicht die höchste geistige Formbildung erreicht, und im Charakter zeigt sich hier Derbheit, materieller Sinn, Tiefstand oder Roheit.

Es mag aber auch in solch breitem, großem Handrumpf ein energischer, tatkräftiger Mensch erkannt werden. Sicherlich aber steckt sein Wesen, sein Denken in der materiellen Wirklichkeit der Dinge. Denn der Handrumpf vertritt sozusagen die Natur im Menschen, die Finger hingegen den Geist.

Die Entwicklung der Finger ging der geistigen Entwicklung parallel. Sie mußte notwendigerweise den Handteller verkürzen. Denn sie geschah ja auf seine Kosten. Die Finger wurden vom Handteller herausgestreckt. Sie sind eine Art organischer Blüte, der Handteller aber der Stamm.

Es kann nun im Gang der Generationen der Handrumpf so viel von seiner Stammes- und Wurzelkraft für das Gebilde der Finger hergeben, daß er schmal und schwach, saftlos und weich, zart und schwächlich wird. Dann fehlt dem Wesen ihres Besitzers die gesunde und solide Grundlage. Er wird unzuverlässig im Handeln, schwächlich dem Leben gegenüber, ein blaßblütiger, geistiger Spekulant, ein Träumer und Ästhet, saft- und energielos, ist ohne Kraft und eignen Willen und gerät leicht unter eines Andern Führung.

*

Zugleich mit der durch die längeren Finger angezeigten geistigen Entwicklung erhielt der Handrumpf beim Menschen größere Weichheit und Feinheit der Gewebe. Die Behaarung der Tierpfote, namentlich auf der inneren Handfläche, schwand, und nur der oberen Handfläche verblieb eine leichte flaumige Behaarung. Die zahlreichen Nerven, die in immer höherer Organisation, mit immer zahlreicheren und feineren Tastkörperchen, in der inneren Hand zusammenliefen, gaben der Menschenhand ihre Weichheit, ihren Empfindungsreichtum, ihre seelenvolle Sprache.

Dieser Steigerung der Feinfühligkeit gleichlaufend schritt die Höherentwicklung der motorischen Fähigkeiten der Hand. Es entstanden jene zahlreichen und feinen, ohne große Masse angelegten Muskeln, die die Hand zum wunderbarsten mechanischen Werkzeug der Welt gemacht haben.

Kraft und Empfinden, Geschicklichkeit und Feinfühligkeit haben sich in diesem kunstvollsten und künstlerischsten, gewandtesten und sprechendsten Gebilde des Körpers vereinigt. Und es stellt solchergestalt eine Verbindung dar zwischen dem individuellen Menschen und seiner gesamten Umgebung.

*

Alles, was die höhere Bildung der Hand wieder herabdrückt, vermindert auch ihre Feinfühligkeit, ihren geistigen Gehalt. Dazu gehört eine auffällig starke

Behaarung der äußeren Fläche und eine Verhärtung der Innenfläche durch Schwielenbildung. Beides erinnert an überwundene Tierformen und wird bei Menschen gefunden, die in harter Arbeit und in rauher Witterung keine besondere Zartfühligkeit besitzen, aber am Ende auch keine gebrauchen können. Denn alle zartere Körperbildung erhöht zwar die geistigen Werte, bedeutet aber eine Schwächung der Wurzelkraft, der ursprünglichen Lebensenergie.

Eine Hand, an der die Finger so sehr zurücktreten, daß sie fast ganz vom Handrumpf gebildet scheint, eine Hand, die zudem von übergroßer Breite und Härte, auf der Innenfläche schwielig und von dicken Wülsten, auf dem Rücken aber behaart ist, spricht von einer tiefstehenden, groben, rohen, ungeistigen Natur, einer durchaus materiellen, ganz unkomplizierten, ja brutalen Wesenheit.

Bei den Fingernägeln verrät es eine tiefstehende, tierhafte Form, wenn sie entweder allzukurz und stumpf oder aber krallenartig zusammengerollt sind wie beim Tiere. In solchen Formen fehlt der Ausdruck des Geistigen, den wir in schlanken Fingern mit sanftgewölbten, rosagetönten Nägeln finden. Das moderne Gewerbe der Manicure baut sich ganz sicher auf der unterbewußten Erkenntnis auf, daß die Finger geistige und seelische Kräfte verraten, weil sie form-gewordene Ausstrahlungen des innersten Lebens sind.

*

Über die Hand ist schon unendlich viel geschrieben worden. Vieles davon ist Willkür, Dilettantenhaftigkeit. Je weniger man weiß, desto mehr enteilt man in das weite Reich nebelhafter, mystischer Spekulationen.

Einzig die Morphologie, die Entwicklungsgeschichte der Form, wie sie als erster Carus herausgearbeitet hat, gibt hier eine rechte Grundlage. Denn der gesamte menschliche Organismus — und also auch die Hand — muß einheitlich betrachtet werden. Man darf nicht an jedes Organ mit einer andern, einer zufälligen und willkürlichen Betrachtungsweise herangehen.

Alles Leben ist zuerst rohe, plumpe Stofflichkeit. In ihr liegt das elementare, vegetative, materielle Prinzip. Aus ihm entwickelt sich das motorische, die Mannigfaltigkeit der Bewegung, die Tat. Über diese hinaus entwickelt sich und wächst das Gefühl, das seine sinnlichen Wurzeln hat. Als letzte und höchste Lebensform erscheint der Geist, die Vernunft.

Dies Werden von der rohen Stoff-Form zu lebendigstem Geistesleben spiegelt sich in den Formen der Hand. Sie macht diesen Werdegang mit. Wie von der rohen Tierklaue bis zum Wundergebilde einer Hand von Michelangelo, von Leonardo da Vinci oder Leibl ein weiter, weiter Weg ist, so auch in dem inneren und äußeren Werdegang der Menschen selber, dessen sprechendes Zeugnis die Hand ist.

Sechs Handformen sind es, die diesen Werdegang bezeichnen:

1. Die elementare Hand (= rohe, primitive Form.)
2. Die praktische oder Tat-Hand; motorischer Typus (eckige Form), typische Männerhand.
3. Die Verstandes- oder Denkerhand; philosophischer Typus (knotige Form).
4. Die Gefühlshand; sensibler Typus, (volle, weiche, konische Form) typische Frauenhand.
5. Die ideale Hand; aus Gemüt und Geist erwachsene edle Form mit langen, feingeformten, spitzzulaufenden Fingern.
6. Die gemischte Hand; aus zwei oder mehreren der voraufgegangenen fünf Handformen gemischt.

Diese 6 Handformen sind theoretische Typen, die man in der Wirklichkeit selten ganz rein findet. Wie anders aber, als durch die Festlegung typischer Grundformen, läßt sich in den Wirrwarr von Menschenhänden urteilendes Verständnis hineinbringen! In der einen Hand mischt sich Praktisches mit feinem Empfinden, in der anderen logisches Denken mit nützlichem Sinn. Wie ließe solche Mischung sich ohne Kenntnis der Grundformen herausfinden!

In dem weiten, weiten Abstand zwischen der elementaren und der idealen Handform liegt die plastische Manifestation des mühevollen Weges, den die Menschheit von tierhaft-roher Urform bis zur Höhe lichtvollen, bewußten Geisteslebens stets auf's Neue durchschreitet.

*

1. Die elementare Hand. (Rohe, primitive Handform.) Fig. 55.

Sie ist die grobe Urform der Hand, ihre niedrigste Formstufe, die Hand des undifferenzierten Menschen, der in seinem Wesen, seinem Benehmen, seinem Fühlen irgendwie formlos, ungeschlacht, elementar ist, mit seinen Wünschen und Interessen an der Erde, an der Materie klebt, mit seinen Gedanken in stofflich-nüchterner Enge sich stößt, die Hand des elementaren Menschentypus.

Breit, schwer und massig ist die Handfläche (Palma), an die Tierform gemahnend. Auf dem Rücken behaart, auf der Innenfläche hart und von praller Fülle in den Handbergen, schwielig und von geringer Empfindung, verrät sie dem Kenner die große, aber träge und unlebendige Kraft, die in ihr schlummert. Es ist eine Kraft, die von irgendwoher des Antriebs bedarf. Es sind aufgespeicherte biologische Energieen, die hier des Verbrauchs harren. Sie sind nicht durch den Geist geweckt; denn das geistige Prinzip — die Finger — ist hier kaum aus dem Natur- und Stoffgebiet des Handrumpfes hervorgetreten. Die Finger sind kurz, dick, ungeformt, von knorriger Plumpheit. Sie sprechen von

geistiger Unregsamkeit, von schwerfällig-primitivem Wesen, ja von Grobheit und Roheit. Hier ist keine Neigung zu geistigen Berufen, hier sind keine geistigen Interessen. Es ist wie ein nur in den gröbsten Umrissen herausgehauener Block.

Liegt nicht in solch großer, grober, harter und fleischig-fester Hand die Urform aller späteren Formen? Gehen sie nicht alle aus dieser einen hervor? Und ist nicht solche elementare Form wie das in dies seltsame fünffingerige Gebilde zusammengedrängte Angesicht der M a s s e des Volkes, seiner grob- und schwer-

Fig. 55. Die elementare Hand. Grobe, plumpe Form mit großem, breitem Handrumpf und kurzen, dicken Fingern. Knorrige Form. Formlos plumpes Benehmen. Grobe Arbeitshand, die schwere Arbeit verrichtet, aber ohne alle ästhetische Kultur ist.

Fig. 56. Grobe, elementare, kurzfingrige Hand. Breiter, eckiger Handteller = robuste physische Kraft. Ganz kurzes Nagelglied der Finger = primitive geistige Stufe.

arbeitenden Unterschicht, aus der — wie aus einem fruchttragenden Boden — die höheren Menschenformen sich bilden?

Dies ist die schwere Hand des Bauern, die — den Pflug umspannend — die Ackerkrume umwirft. Dies ist die Hand, die auf dem Lande, im Walde, am Wasser, mit der Natur ringt oder — bei Schlossern, Schmieden, Bauhandwerkern, Erd- und Transportarbeitern — schwere Arbeit zwingt. Es ist die schwielige Hand, mit deren Arbeit alle Kultur beginnt. Denn es ist die Hand, die anfängt, Ordnung in das Chaos der Natur zu bringen, und die das Gröbste tut, damit auf so geordnetem und gesichertem Boden eine geistige Kultur überhaupt erst möglich wird. Menschen mit dieser Handform lassen Andere für sich denken. Sie sind phlegmatisch, abergläubisch und haften in allem an der Erscheinung. Es ist die Hand der slawischen Bauern, des Menschen, der irgendwie am Anfang der Dinge steht und durch irgendeine suggestive Idee fanatisiert werden kann. (Fig. 56.)

Aber es ist auch die harte, ungeistige Hand des Mannes aus dem Volke, die — in Empörung zur Faust geballt — in tierhaft-wildem Ansturm niederreißt, was sie selber aufgerichtet. Darum brauchen solch eine breite, unbedenklich zupackende Hand die Kolonisatoren, die Ansiedler, Pflanzer und Farmer in fernen Landen; aber auch die Soldaten, wenn die Furie des Krieges sie zu Eroberung und Zerstörung treibt.

Denn diese grobe Hand kann zu einer Eisenfaust werden, deren Schlag wie ein Schmiedehammer trifft. Es ist in ihr jene furiose, alles zerschlagende Wildheit der Masse. Denn dieser Hand mangelt die geistige Differenziertheit, und es verrät sich in ihr fast immer irgend ein Zug von Roheit, Unentwickeltsein und plumper Gefühlswelt.

Bei geistig hochstehenden Menschen begegnet man der elementaren Hand selten. Bei gesellschaftlich hochstehenden ist sie indessen hier und da anzutreffen. Denn da macht sich immer mehr der Menschentypus mit dem „robusten Gewissen" breit. Man darf sich durch nichts Äußeres täuschen lassen über den Mangel an jener inneren seelischen Gepflegtheit, der sich ganz sicher in der Form der Hände verrät.

Nicht etwa bloß in ihrer äußeren Pflege. Denn es ist klar, daß ein Bauer, ein Zuschläger oder ein Schmied nicht die gepflegten und weichen Hände haben können, wie ein Mann, der gut lebt und nicht arbeitet. Ihre Hände sind in der Arbeit hart und durch Erde, Glut, Öl und Ruß vergröbert worden. Aber darum sind sie vielleicht wertvoller als jene wurstfingrigen, schwammig-fetten Hände, die vom Schweiße der Anderen leben.

Diese Hand weist durchaus nicht auf Schlechtes hin. Wie bei der Tierform und im embryonalen Zustand die ganz kurzen Finger — als eine Form unentfalteten Seelenlebens — gefunden werden, so zeigt eben die elementare Hand das noch Unentwickelte.

Die Hand als das äußerste und beweglichste Organ des Körpers verrät weit mehr den innersten Menschen, als man gemeinhin glaubt. Sie ist ein Stück Seele, das Körper wurde. Wie sozusagen die Seelenform sich in der Handform verrät, so zeigt diese Handform an, wie ein Mensch *sich benimmt*, wie er mit den Menschen umgeht. Denn für so vieles, so außerordentlich vieles von den Beziehungen der Menschen ist doch die Hand das vermittelnde Organ. Die weiche, ein wenig schlaffe Passivität in den Händen der „Mona Lisa" (Fig. 66) des *Leonardo da Vinci* zeigt so sicher das schweigende Locken dieses rätselvollen Gesichtes, wie die knotigen Finger des „heiligen Augustin" auf *Botticelli's* Bilde in Fig. 62 den grüblerischen Asketen künden.

Von diesen beiden Handformen ist die elementare weit entfernt. Sie ist das Phlegma, die Schwerfälligkeit des Temperaments, die Gleichgültigkeit in den

Angelegenheiten des höheren Geisteslebens. Es ist die Hand der Menschen, die irgendwo und irgendwie in ihrem Wesen noch am Anfang stehen, irgend etwas Rohes, Plumpes, Unfertiges, irgend eine zusammengeballte elementare Kraft noch in sich tragen.

2. Die praktische oder Tat-Hand; motorischer Typus (Fig. 57) (eckige Form) ist die typische Männerhand, die Schafferhand. In ihr vereinigen sich Kraft und Bewegung. Sie ist der Ausdruck der Energie. Eben deshalb darf man sie die männliche Hand nennen. Denn eine Frau mit solcher Hand wäre unweiblich.

Fig. 57. Die praktische oder Tat-Hand; motorischer Typus. Männliche Handform, eigentliche Schafferhand. Sehniger, muskelkräftiger Bau mit eckiger Form des Handrumpfes.

Hat die elementare Hand grobe Fleisch- und Fettmassen, so die motorische stärkere Knochen und kräftigere Muskeln und Sehnen. Sie wächst breit und sehnig aus einem starken und breiten Handgelenk heraus und zeigt in ihrer Beschaffenheit sozusagen den Willen zur Arbeit.

Überall im Körper bedeutet der kräftige Knochenbau auch im Geistesleben das bewußtere Gestalten. Und die Gelenke, aus denen ja alle Knochen herauswachsen, sind überall der Wurzelbau des Willens. Menschen mit schwächlichen oder krankhaft veränderten Gelenken haben einen verminderten Willen. Sie ringen sich nicht zu planvollem Wollen, nicht zur energischen Persönlichkeit durch. Darum ändern Krankheiten nicht bloß die äußere Form. Nein — sie ändern das Wesen, den Charakter, sofern sie dauernde Veränderungen der Gelenke bewirken.

Ein kräftiges, sehniges Handgelenk zeigt einen tatkräftigen Menschen. Aus solchem Gelenk wächst meist eine motorische Hand heraus. Sie hat eine viereckige Mittelhand mit einem besonders vollkräftigen Daumenballen. Die Finger sind etwas länger als bei der elementaren Hand und vorn meist breit und eckig.

In dieser Form entsteht also überall eine besonders große Fläche zum Greifen, zum Tasten, zum Zupacken. Und man versteht, daß dies die Hand der tatkräftigen und entschlossenen männlichen Naturen ist, derer, die den Dingen ihren Willen aufdrücken und sie mit ihrer Kraft gestalten.

Es ist die soldatische Erobererhand, die Hand der Technik und der Industrie. Man findet sie bei rührigen und geschickten Handwerkern, bei intelligenten Bauern, bei Technikern und Ingenieuren. Es sind die Menschen, deren Energie

und Willenskraft nicht durch sonderliches Zartgefühl oder feinfühlige Rücksichten abgelenkt wird.

Man findet diese Hand bei den Turnern und den Gymnastikern, bei den Sportsleuten und den Bergsteigern. Es ist die Hand, die Widerstandskraft gegen Strapazen und gegen die Unbill der Witterung verrät. Sie zeigt in dem vollen und prallen Ballen des Daumens eine ungebrochene Fortpflanzungskraft.

Fig. 58. Eckig-breiter Hinterkopf = gewissenhafter, nüchtern-realer, sparsamer, tüchtiger, verstandesgemäßer Charakter. Ebenso die nebenstehende Hand.

Fig. 59. Eckig-breite Fingerspitzen an motorischer Hand. Diese Handform stimmt mit der nebenstehenden Kopfform überein und zeigt die gleichen Charaktereigenschaften.

Und sie spricht in der Festigkeit ihres gesamten Baues von der Zuverlässigkeit und Beständigkeit des Menschen, der eine solche Hand mit festem, männlichem Druck in die unsrige legt.

Menschen mit dieser festen, derbknochigen Hand sind keine Großsprecher, keine Maulhelden. Sie haben ruhiges Selbstvertrauen und halten, was sie versprechen. Sie verlassen sich nicht auf Andere, sondern auf sich selbst. Zwar sind sie meist nüchtern, phantasielos, unkünstlerisch. Sie wollen schaffen und tätig sein, fassen das Leben nicht als einen Roman, eine Dichtung auf, sondern als rauhe Wirklichkeit, mit der sie schaffend und kämpfend fertig werden. Diese Hand findet sich nicht bei den Träumern und Ästheten, nicht bei den Gelehrten oder den Dichtern. Denn es wohnt in ihren eckig breiten Formen, in dem Überwiegen des kräftigen Handrumpfes über die kürzeren Finger, der Wille zur Körperarbeit, zu den praktischen Forderungen des Alltags. Die fast winklig eckigen Fingerspitzen erinnern an die eckig-breiten Hinterköpfe der gewissenhaften, zuverlässigen

Menschen. (Fig. 58 und 59.) In solchen Kopf- und Fingerformen liegt mehr nüchterner Verstand als blühende Phantasie, mehr naheliegende Nützlichkeit als fernhinziehende Träume. Es ist die charakteristische Hand des Menschen in motorischen Berufen, die Hand des Technikers und Ingenieurs, des praktischen Handwerkers. Die nüchterne Beweiskraft von Zahlen imponiert ihnen überall im Leben mehr als die Schönheit der Formen. Sie halten sich an das Sichtbare. In Mystik und philosophischer Spekulation sind sie nicht zu Hause. Sie bewundern nicht die Schönheit eines reifenden Kornfeldes, sondern errechnen seinen voraussichtlichen Ertrag. Im Walde sind sie nicht von raunenden Märchen und altersgrauen Sagen umgeben, sondern von so- und soviel Klaftern Nutzholz.

Diese Hand zeigt den zähen, hartnäckig sein Ziel verfolgenden Menschen. Aber er kann auch — in seiner materiellen, unkünstlerischen, rein praktischen Art — der rechte Philister sein. Die Gewissenhaftigkeit wird zur Pedanterie, die Ordnung zur Kleinlichkeit, die Pünktlichkeit zur Eintönigkeit, die logische Konsequenz zur Engherzigkeit. Dies alles dann, wenn die Hand sich kalt anfühlt und wir daran erkennen, daß in lauter äußerer Tüchtigkeit der innere Mensch erkaltet und seelisch verdorrt ist.

Auch im Liebesleben sind diese Menschen mit der eckigen Nützlichkeitshand selten die innerlich reichen, glückspendenden Naturen. Das Glück hat nicht unbedingt etwas mit der Zweckmäßigkeit zu tun. Es wohnt nicht in den Nützlichkeiten. Es ist der triumphierende Gesang einer fabelhaften Zwecklosigkeit im Menschenherzen. Es tanzt lieber durch die Sinnlosigkeit von Lachen und Weinen, als durch Zahlen und Grundsätze. Das Glück ist nicht rechtwinklig, mit einem Wort: nicht mathematisch. Darum haben meist die Menschen mit den schlanken Fingerspitzen mehr Talent zum Lachen und Weinen, also zum Glücklichsein, als die mit den eckigen.

Aber die eckige Hand ist eben doch die tüchtige. Es ist nicht die Hand, die in schlaffer Eleganz nichtstuend sich pflegt. In ihr liegt der Wille zum Schaffen. Sie m u ß arbeiten, formen, bilden. In grober Arbeit vergröbert und verhärtet sie sich und wird der elementaren Hand ähnlich. Aber der Drang nach Tätigkeit liegt wie eine beständige Unruhe in ihr. Und wo solch eine Hand bei einem Manne höherer Gesellschaftskreise sich findet, da wird er doch trotz allem eine gewisse Freude an grober Arbeit sich bewahren. Er „bastelt" gern daheim und gehört auch wohl zu den Menschen, die nie den Schein über das Wesen setzen.

Je kürzer die Finger an dieser motorischen Hand, desto weniger geht das Wesen eines solchen Menschen in's Ästhetische, in's Formale, Äußerliche. Desto einfacher und anspruchsloser in allen äußerlichen Dingen ist er. Es ist der sparsame Mensch, der die kurzen Finger hat. In ihm liegt die Fähigkeit, zu erwer-

ben und festzuhalten, in den schmalen Händen mit den feinen, langen Fingern mehr die Neigung, in Schönheit zu genießen und auszugeben.

Darum findet man am Anfang der Familienentwicklung, wo die Armut stets zur Arbeit zwingt, stets die Menschen mit den praktischen Händen und den kurzen Fingern, die festhalten und sparen. Ist das Geld erworben, so fehlt der Zwang zur Arbeit. Und es scheint dann, als ließe das müheloſere, ästhetische Leben die Finger plötzlich lang und schlank aus der Mittelhand herausschießen. Damit hat das sensible Element — auch bei den Männern — über das motorische gesiegt. Das Leben wird damit aus den rauhen Regionen der Arbeit herausgehoben, und es eröffnet sich ihm eine neue Sphäre, in der das Gefühl die grobe Kraft verdrängt und veredelt.

*

3. Die Verstandes- oder Denkerhand; philosophischer Typus (hagere Form mit knotigen Gelenken) Fig. 61.

Dem Schaffen schreitet das Denken zur Seite. Es hatte die elementare Hand zur höheren Formstufe der intelligenteren praktischen Hand erhoben. Und nun bringt es in das Schaffen System und Ordnung, Gesetz und Plan. Die Finger gliedern sich schärfer, und die Fingergelenke treten knotig hervor. Die Fingerspitzen sind feine Wundergebilde, schweigend arbeitende Strahlapparate für die seelische Anziehung oder Abstoßung unter den Menschen. Eben deshalb mangelt der elementaren Hand die Fähigkeit, das Wesen eines andern Menschen zu „erfühlen", wie es der sensible Mensch mit den unsichtbaren Sendboten seiner Fingerspitzenstrahlungen tut. Der Mensch mit plumper, elementarer Hand kann deshalb so leicht auf einen Menschen, eine Suggestion, eine Wahnidee hereinfallen. Ihm fehlt die feinste Waffe im Leben: die Sicherheit des Gefühls gegenüber den Menschen.

Die Fingergelenke nun halten die Eindrücke auf und verarbeiten sie. Sie sind sozusagen kleine Filialgehirne und entsprechen den Stirnhöckern des logischen Denkens. (Fig. 60.) Sie stellen — wie diese — Hemmungen dar, sind Schaltvorrichtungen zwischen Trieb und Ausführung. Darum kennzeichnet die Hand mit dem kräftigen Daumen und den knotigen Fingergelenken stets den Verstandesmenschen, die denkende, zurückhaltende Natur, deren Wahlspruch heißt: „Erst wägen, dann wagen".

Es ist der logisch denkende, kritisch veranlagte Mensch, der nie unbedenklich drauflos stürmt, sondern in sich hinein schaut, und in strenger Selbstzucht für all sein Handeln nach inneren Gesetzen sucht. Ja er gelangt dadurch zu philosophischen Neigungen; er kann ein Grübler, ein Wahrheitssucher, ein Ethiker und geistiger „Outsider" werden.

Wie die breite Stirn mit den logischen Höckern den Analytiker, den Theoretiker, den Gedankenzerlegerer verrät, so auch ihr analoges Handgebilde, die Knotenhand, den Menschen mit dem gründlicheren, methodischen Denken.

Man kann nicht sagen, diese Hand sei schön. Eher das Gegenteil. Die Handfläche ist noch immer groß, so daß allem Tun die nüchterne Grundlage verbleibt. Aber sie hat die Härte, die Rauheit, die derbe Fülle der voraufgegange-

Fig. 60. Starke Entwicklung der Stirnhöcker = logisches, geordnetes Denken. Ordnungsliebe im Leben; gezügelte Triebe; verstandesgemäße Hemmungen. Hagerer Körper mit starker Entwicklung des Vorderhirns.

Fig. 61. Verstandes- oder Denker-Hand. Die starken Gelenkhöcker lassen die Finger knotig erscheinen. Sie entsprechen den Stirnhöckern in Fig. 60 = geordnetes, logisches Denken; kein triebhaftes Wesen. Verinnerlichter, gehemmter Mensch. Dem Leben fehlt hier, wie der Hand, die sinnliche Fülle. Die Idee verdrängt das Erlebnis. Breite Fingerspitzen = praktisches Denken.

nen beiden Handformen verloren. Der Stoff muß weichen, wo der Geist zur Herrschaft kommt.

Der kräftige Daumen verrät geistige und körperliche Energie. Der Handrumpf wird nach den Fingern zu schmäler. Er hat nicht mehr die quadratische Form der elementaren, nicht mehr die rechtwinklige Form der praktischen Hand. Die Fingerspitzen sind eiförmig.

Dies ist also die Hand des Intellektuellen, des denkenden Menschen. In allem Denken liegt eine Zügelung der Triebe, liegt Absonderung von der Masse, Loslösung vom Herdenprinzip, liegt ein Stück Eigenbrödelei und Einsamkeit. Darum ist dies die Hand der Sonderlinge, der Philosophen und Gelehrten, der

Kritiker und Spötter, der Sektierer und Propheten, der Heiligen und Märtyrer. Es ist die Hand des heiligen Augustin in Botticellis Bild in Fig. 62, die Hand von Johann Huß und Leo Tolstoi, die Hand aller Wahrheitssucher, aller Sektierer und großen Wahrheitskünder.

Die Wahrheit steht in ihrem Leben über der Schönheit. Sie können hungern und entbehren um der Idee willen. Es sind nicht die gefühlsreich Gläubigen, nicht die hingebend Vertrauenden. Nein — es sind die Zweifler und bohrenden Grübler, die um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen leben und streiten. Es ist nicht die Hand der Weltkinder, wohl aber die der geistigen Pfadfinder, der irgendwie Gekreuzigten, der besten Menschheitserzieher.

Fig. 62. Hand des Hl. Augustin aus dem Bilde von Botticelli. Knotige Denker- und Asketenhand. Hagere, fleischlose, von Gedanken zergrübelte Form.

Aber es ist auch die Hand der Fanatiker, die mitleidlos Menschenleben und Menschenglück dem Moloch einer Idee opfern. Ihre fanatische Glut ist nicht Güte. Sie können oft mehr hassen als lieben, mehr gegen etwas kämpfen, als für etwas. Es ist die Hand Savonarolas und Calvins, die Hand Robespierres und aller starren Dogmatiker. In den hageren, gehöhlten Knotenfingern sitzt die Kaltherzigkeit der Logik, sitzt die Unerbittlichkeit des Prinzips, sitzt die ganze brutale Rücksichtslosigkeit einer felsenfesten Überzeugung. Es sind die Menschen ohne Nachsicht, die konsequenten Denker, die alles auf eine einzige Formel bringen wollen. Darum gründen sie Vereine, verfassen mit innigster Überzeugung „Statuten" und „werben Anhänger". Sie können geniale Führer sein, aber auch Narren und lästige Hanswurste.

Im Alltagsleben, so namentlich in der Ehe, sind sie meist treu, zuverlässig; aber sie können auch pedantisch, kleinlich, ja kalt und unbehaglich sein; denn sie lassen mehr den Verstand als das Herz sprechen. Wie ihren hohlen, hageren Asketenfingern die sinnliche Fülle fehlt, so ihrem ganzen Wesen die Unmittelbarkeit, die Wärme. Sie gelangen erst durch die Idee zur Anschauung, zwän-

gen aber gern alle Wirklichkeit in eine Idee. Sie können tiefgründig, weise und von überlegener Vernunft sein, aber auch unduldsame Prinzipienreiter, die jeden Alltagsdreck feierlich auf den Wagen ihrer „Grundsätze" und „Überzeugungen" laden. Der vorwiegende Ordnungssinn ihrer knotigen Finger führt sie dazu, die ganze Welt zu rubrizieren und zu klassifizieren. Sie können Führer, Lehrer und Erklärer der Welt sein, leibliche Verkörperungen von Wahrheiten und Gesetzen, unentwegte Streiter für ein Prinzip, aber auch ungemütliche Pedanten, kühle Verstandesrichter, unkünstlerische Naturen, von denen man mit Mephisto sagen kann: „Dann hat er die Teile in seiner Hand, fehlt, leider ! nur das geistige Band."

*

4. **Die Gefühlshand.** Sensibler Typus = typische Frauenhand (volle, weiche Form mit konischen Fingerspitzen.) Fig. 64.

Im Gegensatz zur motorischen, festen Tathand oder der knotig-hageren Denkerhand drückt diese weiche Hand in ihrer Form das Gefühl aus. Der Mann ist Kraft und Tat. Er ist das aktive und motorische Prinzip. Die Frau ist Gefühl und Innerlichkeit. Sie ist mehr passiv, sensibel. Darum ist die Gefühlshand die weibliche. Es ist die typische Frauenhand.

Diese Hand ist im ganzen kleiner als die motorische. Sie ist schmaler in der Mittelhand (Handrumpf) und länger in den Fingern. Kraft und Tat sind also zurückgewichen hinter der Empfindung.

Die sensible Hand hat zarteren Knochenbau, feinere Sehnen und weicheres Gewebe, in dem ein empfindungsreicheres Nervengeflecht mit höchst fein organisierten Tastkörperchen sitzt.

Die schmale, lange Handfläche zeigt schon an, daß die Interessen hier weniger in's Materielle gehen, als bei der motorischen oder gar bei der elementaren Hand. Denn jede Form, die schmal und lang wird, entfernt sich damit vom Grobstofflichen und verrät, daß der Sinn in's Geistige, in's Ästhetische und Feinfühlige drängt.

Erblicken wir vor allem im Daumen und seinem Ballen den Ausdruck und das Wurzelgebiet eines kraftvollen Willens, so erkennt man bei der Gefühlshand an dem kleineren, feiner gebauten Daumen und seinem zarteren und weicheren Ballen, daß das weibliche Wesen weniger willenshart nach außen drängt, sondern gefühlsinniger und nachgiebiger ist.

Den Reichtum an Feinfühligkeit kündet die sensible Hand, die wir die feinfühlige Hand nennen können, dadurch, daß sie nicht — wie die elementare — eine formengrobe Masse ist, sondern daß sie in sich selber reichgegliedert ist. Die einzelnen Partien sind schön gegeneinander abgesetzt, die Fingerglieder verjüngen sich nach den Spitzen hin in feingerundeten Linien. Die Gelenke sind

zart und doch in dieser Zartheit von deutlicher Architektur. Die Finger enden meist in konischen Spitzen, und die Fingernägel sind lang und von schöner Wölbung und guter Färbung.

So wie in den volleren, fleischigeren und doch zarten Geweben von Handrumpf und Fingern das knochige Gebilde der Gelenke zurücktritt, so herrscht in solcher Hand das Gefühl über den Verstand. Dies umsomehr, je weicher, wärmer eben die ganze Hand sich anfühlt. Denn alle Weichheit und alle Wärme gehören dem Reich des Gefühls an, alle Härte und Kühle dem Reich des Verstandes.

Fig. 63. Weiblicher Kopf = Gefühlstypus.

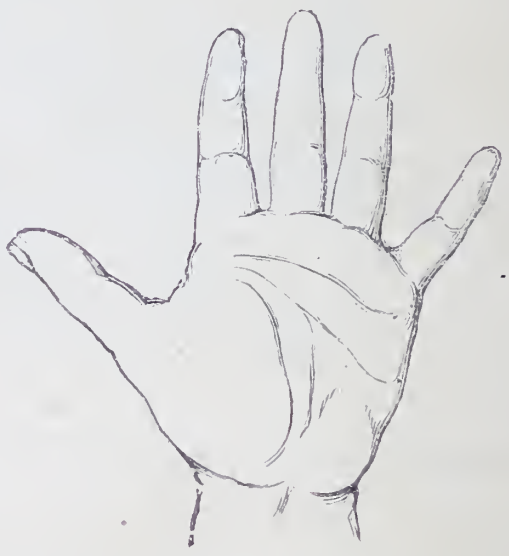


Fig. 64. Weibliche Hand = Gefühlstypus. Fleischig = weich und warm.

An beiden:
weiche, gerundete Formen; Knochen und Sehnen treten zurück hinter den weichen Flächen der Gewebe.

Man spricht bei dieser Gefühlshand gern von der „künstlerischen Hand." Sehr mit Unrecht. Sie wird nicht unbedingt beim Künstler gefunden und stellt nur den Anteil des Weiblichen in seiner Charaktermischung dar. Der Künstler muß die Kraft des Mannes, den Gefühlsreichtum des Weibes und die Naivität und heitere Empfänglichkeit der Kindesseele haben.

Sicherlich liegt in den konisch verlaufenden Fingerspitzen der typischen Gefühlshand ein Stück jener wundervollen Mischung aus Zartheit und Scheu, aus Feinfühligkeit und Instinkt, die wir an der echten Frau kennen. Es liegt darin das Intuitive, das gefühlsmäßige Erfassen von Menschen und Dingen, die daseinsfrohe Bildhaftigkeit der Phantasie. Im Gegensatz zu den Knotenhänden, den prinzipiellen und abstrakten Denkern, die über die Idee zur Anschauung gelangen, kommen die Menschen mit den Gefühlshänden von der Anschauung zur Idee. Sie leben mehr in der Form als im Wesen, lieben mehr das Schöne als das

Wahre, mehr ein Gedicht oder eine Melodie als eine gedankliche Beweisführung. Sie sind mehr Ästhetiker als Ethiker, mehr Lyriker als Mathematiker, mehr gefühlsweich als praktisch, mehr oberflächlich und lebenslustig, als tiefgründig und gewissenhaft. Es ist der typisch weibliche Charakter.

Darum liebt zwar der Mann an jungen Mädchen diese glatte, kleine, hübsche Hand, die weich und mollig ist wie die Pfote einer schmeichelnden Katze. Aber eben darum ist er auch so oft enttäuscht, wenn diese kleine Sammetpfote in der Wirklichkeit der Ehe auch nur schmeicheln oder kratzen kann, niemals aber fest die Arbeit packt und sich wider allzuharte Pflicht in das warme Nest schmollenden Gefühls verschanzt.

Denn diese Hand hat nicht die praktischen, technischen und mechanischen Fähigkeiten, nicht den fest zupackenden Griff der praktischen Hand in Fig. 57. Und ebensowenig die leidenschaftshemmende Verstandesherrschaft der knotigen Hand. Ihre Finger liegen in glatten Linien, in vollem Gewebe aneinander. Es ist die hemmungslose Hand. Die Gefühle blühen auf, begegnen nicht der Eiseskühle des Verstandes. Allen Schwächen des Ichs steht diese Hand wehrlos gegenüber. Sie ist heiß und stürmisch, demütig und von stolzer Gebefreudigkeit in der Liebe, eitel und sentimental, naiv und unbeständig, launenhaft und empfindsam. Sie gehorcht mehr Stimmungen als Grundsätzen, mehr der Phantasie als der Vernunft. Sie gehört nicht den härenen Philosophen, den wilden Anachoreten, sondern den glückseligen Kindern des Augenblicks.

Es ist nicht die Hand, die von des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Nein — sie erzählt von warmer Innerlichkeit, von Freude am Schönen, an Farben, von einer Hingabe an den Lebensgenuß, von einer Abneigung gegen scharfe, systematische Gedankenarbeit. Es sind die begeisterungsfähigen Menschen, bei denen das Gefühl die Kritik überwiegt.

Man findet diese Handform beim Sanguiniker, bei den leichtlebigen, ja flatterhaften Naturen. Aber dieser gefährliche Zug tritt erst auf, wo der Handrumpf ganz schmal, die Finger dünn, sozusagen charakterlos werden. Wo sie hingegen von rundlicher Fülle sind, da ist eher ein Zug gefühlsreicher Behaglichkeit zu finden, die ein Heim, ein Fest, eine frohe Stunde mit Schönheit zu füllen vermag. Es ist dann die Hand der gemütvollen Naturen, der liebevoll sorgenden Hausfrauen und Gattinnen, denen man sein leibliches Wohl anvertrauen kann.

Je kleiner die Gefühlshand ist, desto empfindsamer, zurückhaltender, scheuer ist der Mensch, dem sie gehört. Er fürchtet, aufzufallen, fürchtet, lächerlich zu sein. Solche kleinhändigen Menschen mit dem verinnerlichten Empfinden eignen sich darum nicht für die Öffentlichkeit. Denn die Öffentlichkeit verlangt ein dickes Fell. Sie verlangt mehr Tat und Energie, als ästhetisches Empfinden, das aus den kleinen Händen spricht.

Begreift man, warum – allem Geschrei zum Trotz – Frauen sich nicht für die Öffentlichkeit eignen? Wo sie durch den Beruf dazu gezwungen sind, da verliert in angestrengter gewerblicher Berufsarbeit ihr ganzer Körper das typisch Weibliche. Er wird straffer, hagerer, energievoller, motorischer und gefühlsärmer. Und diesem Prozeß folgt auch die Hand. Die männliche Richtung des Geisteslebens, auch in den wissenschaftlichen Berufen, läßt aus der weiblichen Gefühlshand bald die charakteristische männliche Tathand oder die gefühlsarme, knotenfingrige Verstandeshand werden.

Stets liegt dabei das Männliche im stärkeren Daumen. Er ist die Betonung des Willens, des Verstandes und der Tat. Der schmalere Daumen ist weiblich. Wo er – zusammen mit schmaler Gesamtform und weichem Gewebe – an einer Männerhand gefunden wird, da spricht diese eben von einem weiblichen Einschlag im Charakter. Und schmale, kleine Daumen an weichen Männerhänden lassen so sehr den Willen hinter dem sinnlichen Gefühl zurücktreten, daß solche Männer leicht sinnlich und genießerisch schwankend, weichlich und unpersönlich sein können.

Die Daumenbildung entspricht der Kinnform. (Fig. 63.) Beide sind entweder männlich oder weiblich, kräftig breit oder schwächlich und zart. Die Menschen mit kräftigem Kinn und kraftvollem Daumen sind männlich, offen, tatkräftig, sachlich, zuverlässig und beständig. Die mit dem schwachen Kinn und dem schmalen Daumen von geringerem Willen, aber liebenswürdigerer Rücksichtnahme, oft aber auch diplomatisch und verschlagen. Bei den tätigen Männern findet man eher den kräftigen Daumen, bei den schwärmerisch gefühlsreichen den kleineren. Denn Männliches und Weibliches ist im Menschen seltsam gemischt. Eine feste Hand verleiht dem Charakter einer Frau Festigkeit. Eine weiche Hand mildert die Schroffheiten und den erobernden Kampfsinn der Mannesnatur.

Zahllose Männer der geistigen, künstlerischen oder gesellschaftlichen Welt verraten ihr feinorganisiertes Seelenleben durch eine Gefühlshand. Aber es sind dann eben nicht Menschen der harten Körperarbeit, nicht solche, die draußen dem Sturm trotzen oder unbekannte Erdgebiete erobern. Nein, es sind Männer von weicherer Art. In ihnen ist mehr Gefühl als kalter Verstand, mehr die Schwungkraft der Fantasie als die Härte des Willens, mehr die sinnliche Schönheit des Augenblicks, als die kühle Konstruktion nüchterner Pläne.

Indessen finden wir die Gefühlshand auch beim Künstler, beim Maler, Dichter. Hier aber mischt sich die *sensible* Form der Hand mit der *motorischen*. Denn Künstler sein, heißt: etwas *können*. Das Gefühl will Form haben. Zum Träumen, zum Entwerfen, gesellt sich also das Tun, das Ausführen. Und wie man wohl kaum einem wahrhaften Können unter den Künstlern mit schmalem Untergesicht begegnet, so auch kaum einem, der eine reine

Gefühlshand hätte. Denn im breiten Untergesicht wie in der motorischen Handform steckt die Energie der Durchführung. Beruht auf ihr nicht am Ende aller Erfolg? Bloßes Träumen ist unfruchtbar und macht unglücklich, unzufrieden. Denn alle Tat ist Erlösung.

Das motorische, das sich mit der sensiblen Form in der Hand mischt, hat eine ähnliche Bedeutung, wie ein kräftiges Kinn am Gesicht. Beides gibt den Gefühlen inneren Halt, gibt ihnen tatvolle Äußerung. Nur da, wo die Formen der höheren Kultur am Kopf und an der Hand nicht völlig ihre Wurzelkräfte einbüßten, ist ein schaffendes Leben möglich. Bloßes Gefühl ist tatenlos, unschöpferisch.

Fig. 65. Die Hände des Bildhauers Prof. Stefan Sinding. Grüblerische Hände, die das Leben durchdenken und in Symbolen gestalten, es aber nicht erleben. Nervöse Arbeitshand.

Ich fand bei Bildhauern oft schwere, breite, motorische Hände. Was Wunder, wenn man sieht, wie mühevoll diese Hände das schwierige Material bearbeiten. Aber je mehr des Bildhauers Geist frei gestaltend den Stoff meistert, desto mehr durcharbeitet fand ich auch — wie bei Prof. Stefan Sinding, dem berühmten Bildhauer in Fig. 65 — seine Hände.

Diese Hände sprechen von einem erschütternden inneren Ringen. Diese fleischlos knotigen Finger gehören einem Grübler, dem sein Werk zum Gewissensproblem wird.

Wer denkt hier nicht an Michel Angelos gekrümmte, in furchtbarem Seelenringen zerquälte Hände! Seine Hände sind durchgeistigt. Sie haben nichts von der Glätte und wohligen Fülle der sogenannten „schönen Hand". Sie sind zerquält wie die Stirn des Giganten. In diesen Händen steht der gleiche Leidensausdruck wie in dem disharmonischen Antlitz. Aber dieses Hirn und diese hageren Hände formten wunderbare Gebilde, in denen irdisches Ringen zu gewaltigem Ausdruck kam. Wer käme diesem Riesen gleich! Wer hätte diesen Zauberblick, mit dem er dem kalten Marmor drängendes Leben einhauchte!

Wie anders die ruhigen, fleischig-vollen Hände von Lionardos „Mona Lisa" in Fig. 66. Es ist die Hand der Frau mit dem vollen, reichen, wohlgenährten Körper, die typische, gepflegte Hand der Frau aus den besten Kreisen. Sie kennt weder Strapazen noch philosophische Probleme. Diese meisterhaft gemalte Frauenhand war nicht zu ruhelosem Schaffen, nicht zu geistiger Bedeutung geboren. Diese Frau saß mit ihren heißen Wünschen und mit der vornehmen Zurückhaltung ihrer Liebe Tag für Tag und so Jahre hindurch stunden-

lang schweigend vor Meister Leonardo, der das lockende Geheimnis ihres Lächelns auf die Leinwand bannte.

Ist's nicht, als atme diese Hand die sinnliche Fülle eines reifen Frauenkörpers?. Ist's nicht, als wollten diese Hände genießend sich schenken? Als war-

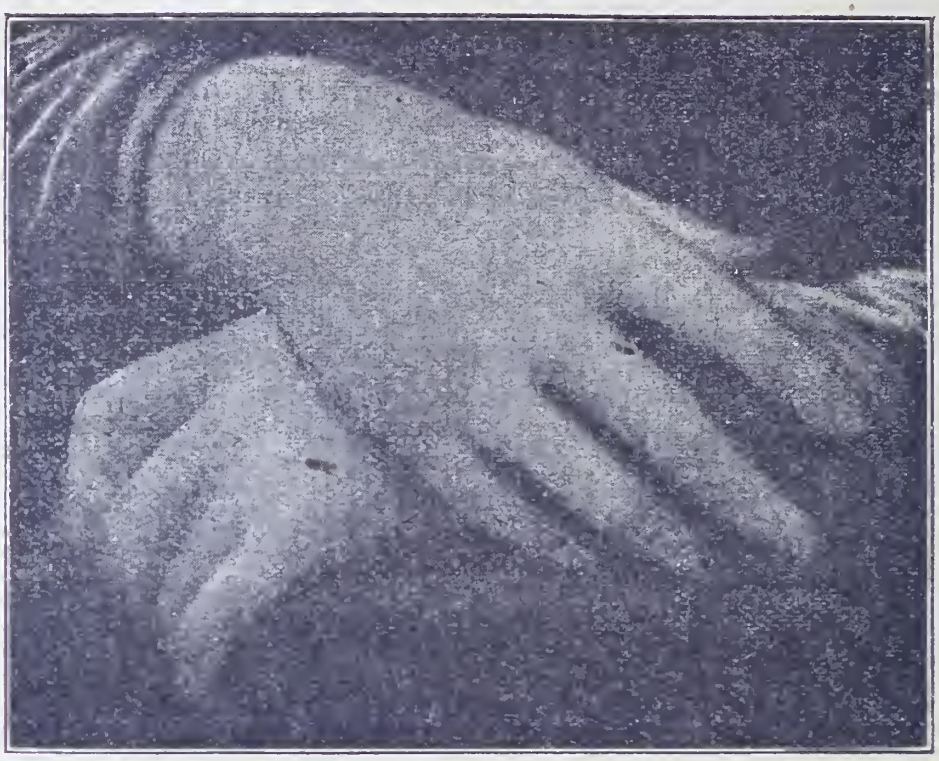


Fig. 66. Die Hände von Leonardo da Vinci's „Mona Lisa." Volle, fleischige Frauenhände. Reine Gefühlshand ohne allen grüblerischen Geist.

teten sie auf die entschlossene Manneskraft, die sie aus üppigem Nichtstun erweckt, eine Kraft, die Meister Lionardo, der Träumer, der Problematiker, nicht besaß?

Wie anders die Hand aus Rembrandts Bild seiner „Saskia mit der roten Nelke"! (Fig. 67.) Wie viel feiner, lebendiger, gegliederter ist diese Hand! Wie lebensfroh die Grübchen in den Fingern, in der oberen Handfläche! Wie voll und doch schlank und echt weiblich ist dieses Handgelenk! Nichts von der üppig-trägen Sinnlichkeit in der Hand der Mona Lisa. Sie hat wohl weniger Liebe verschwiegen als jene, war ein lebensfrohes, munteres, schalkhaftes Geschöpf, das der Meister grenzenlos geliebt hat.

Fig. 67. Hand von Rembrandt's „Saskia." Feine, sensible Frauenhand, belebter als die Hand der „Mona Lisa." In den vielen Grübchen liegt Charme und Lebensfrohsinn.

Die nördlichen Völker, deren Charakter mehr aktiv und männlich ist,

haben vorwiegend die motorische Hand. In ihnen liegen die Energien der Arbeit, der politischen und wirtschaftlichen Organisation. Es sind die kühlen, verstandesgemäßen, willensstarken Menschen. Ihr breiter Handrumpf zeigt die Tat- und Bewegungsimpulse, ihre zähe Ausdauer und ihre Freude am Kampf mit der

Fig. 68. Ästhetischer, aristokratischer, feinempfindender Kopf. Der gesamte Körper — und also auch die Hand — zeigt edle Linien.

Fig. 69. Die ideale Hand. Feingebildete, ästhetische Form. Eine wundervolle Vereinigung von Gefühl und Geist.

Natur. Solche ausgesprochen motorischen Hände sind für ein Leben in vier Wänden, für Büro- und Sitzberuf ungeeignet. Wenn sie sich schonen, zerstören sie ihre Kräfte. Ein arbeits- und tatenreiches Leben aber macht sie froh und stark.

Unter den südlichen Völkern, deren Wesen gefühlsreich und mehr weiblich ist, findet sich mehr die Gefühlshand. Es sind die kindlicheren, innerlich wärmeren, heißblütigeren Naturen. Sie sind leichter entflammt, aber auch unzuverlässiger und schwankender; denn ihnen mangelt die Kraft eines beständigen Willens.

Zweifellos ist die Gefühlshand ein Ergebnis höherer Kultur. Sie erwächst aus ästhetischen Lebensformen. Auf niederer Daseinsstufe kommt sie nicht vor.

Bei Bauern und Schwerarbeitern findet man sie nicht. Erst wo der Kampf um's Dasein seine Unerbittlichkeit verlor und das müheloſere Leben die Pflege des Gemüts gestattete, da begann die Gefühlshandform Zeugnis abzulegen von den seelischen Lebenswerten, die der Mensch in seinem Inneren entfaltete.

Darum aber auch ist in der Gefühlshand die Kampfkraft nicht mehr zu finden. Das Ringen mit der Erde, mit der Natur, ist vorüber. Rauheiten der Witterung werden nicht mehr ertragen. Das Leben wird aus Wind und Wetter in die ästhetischen Lebensformen des Heims verlegt. Es ist die Hand der Häuslichkeit, nicht die Hand des Eroberers, sondern die des Mitleids, der Liebe, der Güte, des freundlich und behaglich umsorgten Lebens — die Hand der Frau.

5. **Die ideale Hand** (Fig. 69) ist die aus Gemüt und Geist gebildete edle und beseelte Form, das höchste und sprechendste Handgebilde, das uns unter Menschen begegnet. Ihr wesentlichstes Kennzeichen ist der schmale Handrumpf, die feinen, weichen Gewebe und die langen, feingeformten, in sanftgerundeter Spitze zulaufenden Finger.

Sie ist schön; aber nicht gerade im Sinne eines fleischig-warmen Patschhändchens, das man gemeinhin rühmt. Nicht schön im Sinne der vollen, willensträgen Hand der „Mona Lisa" in Fig. 66. Denn diese Hand verrät zwar die Fülle gesunden Lebens und die aufgespeicherte Üppigkeit sinnlichen Gefühls. Aber sie ist nicht belebt vom Geist, nicht durchgeistigt, wie etwa Albrecht Dürers seltsam gedankenreiche Hand in des Meisters Selbstbildnis aus dem Jahre 1500 in Fig. 70.

Solch eine Hand zeigt ein Erheben über die stoffliche Enge, Tiefe und Erdgebundenheit der Masse. Sie hat nicht die Größe, nicht die Breite und die derbe Kraft der motorischen Hand. Ebensowenig aber die weibliche Kleinheit und Weichheit der sensiblen Hand. Sie steht auf der Mitte zwischen beiden. Ihre Größe paßt zum ganzen Körper. Darum drängt sie nicht wie die große motorische Hand den Menschen zu unruhigem Schaffen aus sich selbst heraus. Sie läßt ihn auch nicht — wie eine kleine, schmale, weiche, sensible Hand — im Gefühl verharren. Denn in ihr verbindet sich Gefühl mit Geist.

Darum ist diese Hand zwar ein wenig schärfer, plastischer als die sensible, aber doch im Ganzen und in allen Teilen sehr fein, sozusagen feinnervig gebaut. Sie ist mehr schmal als breit, hat die verhältnismäßig längsten Finger. Und es fällt auf, daß gerade die äußersten Fingerglieder längere und feinere Gestalt haben als irgend eine andere Hand. Darum hat diese ideale Hand auch die längsten und schönsten Nägel.

Das ist verständlich. Denn je höher die geistige Lebensenergie, desto energischer, feiner und plastischer arbeitet sie am ganzen Körper die äußersten Organbildungen — also auch das letzte Fingerglied — heraus. Und die lebendige

Geistigkeit dieser idealen Hand wird auch in der Strahlung eines sehr feinen Gewebes sich äußern und darin, daß diese Hand weder sichtlich behaart ist, noch zur Schwielenbildung neigt, noch überhaupt durch gröbere Arbeit zerstört werden kann. Das Geistige in dieser hochentwickelten Form scheint siegreich aus allem Kampf mit der Materie hervorzugehen.

Es wäre deshalb ein Widersinn, die ideale Hand irgendwo auf tiefer Lebensstufe, irgendwo bei der Masse, suchen zu wollen. Sie ist nicht Wurzel oder Stamm, sie ist Blüte. Ist das feinste Substrat einer Geisteskultur, die immer nur in Einzelnen, niemals in der Masse, möglich ist. Sie ist geistige Individualität, ist — Persönlichkeit.

Fig. 70. Hand aus Albrecht Dürers Selbstbildnis 1500. Ungemein durchgeistigte Hand mit sehr langen Fingern. Ein wenig idealisiert, wie das ganze Selbstbildnis.

Die seine Zeit weit überragende künstlerische Persönlichkeit Albrecht Dürer's liegt doch wohl in Fig. 70 in diesen sprechenden Händen. Sind sie nicht formend und lehrend zugleich? Kann man sich den feingeistigen Bahnbrecher der Renaissance in Deutschland mit den Händen eines Ackerknechtes denken?

Nicht nur nach Berufseignungen müssen wir in den Menschenformen suchen. Vielleicht machen wir um das, was wir anmaßend „Beruf" nennen, allzuviel Geschrei. Für einen klugen, fleißigen und gewissenhaften Menschen gibt es im Leben ganz sicher nicht nur eine Tätigkeit, die sein Beruf werden kann; es gibt deren mehrere. Aber die Seele gilt es zu finden. Und gerade hier — in der idealen oder beseelten Hand — tritt uns der im edelsten Sinne schöngeistige Mensch entgegen. Er ist der wertvolle; denn er allein hat die Materie überwunden, ohne doch in dem freundlichen Nirwana bloßen Gefühls zu verharren. Denkend gestaltet er. Und gerade weil er nicht — wie der Besitzer der elementaren Hand — in den nüchtern-groben Grundbedürfnissen des Lebens stecken bleibt, und weil er nicht, wie die motorische Hand, hartem, angespanntem Schaffen zuneigt, kann er sich zu einer Anschauungsweise erheben, deren Größe und Weite eben durch die Vereinigung von Geist und Gefühl entsteht.

Jene beiden Handformen waren die realen, die Hände der Wirklichkeit. Diese aber ist die ideale, eine Hand, die von einem Innenleben spricht, das hell und sonnig, in geheimnisreicher Schönheit und in verborgenem Leuchten sich mit der Kraft der Sehnsucht über die Wirklichkeit erhebt. Ein Mensch mit

diesen schlanken, feinen, beseelten Händen kann leiden am Alltag; aber nie wird er in ihm versinken. Der Hunger nach dem Schönen, der Glanz seiner Träume, die innere Einsamkeit seines Wesens hält ihn ewig der gierig begehrenden, von der Materie besessenen Masse fern.

Es ist, als spürten diese feinen, schlanken Finger den Hauch einer anderen Welt, die mit dieser neidvoll-gierigen, blindwütig hinter dem Besitz herjagenden Welt der Masse keinen Atemzug gemein hat. Sie haben das innere Ohr, das auf die Stimmen der Seelen lauscht. In der Wirklichkeit bleiben sie ewig Fremdlinge. Sie beherrschen nicht die Waffen dieses scheußlichen Daseinskampfes. Sie sind nicht im hergebrachten Sinne „tüchtig", nicht „praktisch". Sie können nicht feilschen und streiten. Sie glauben nicht, daß Schlachtfeste oder schnurgerade, gepflasterte Straßen oder Dampfkrähne oder Bankguthaben unser einziger Lebenszweck seien. Sie haben die Eiskälte des Verstandes noch nicht in ihr Herz hineingelassen. Sie lieben noch mit seeligen Sinnen den Frühling. Es singt noch irgendwo in ihnen. In ihrer Seele quillt es vor Begeisterung für das Schöne, das Edle, das Große. Ja sie sind medial, haben geschärfte Sinne für Dinge, die gröberen Menschen „übersinnlich", „okkult" erscheinen.

Die weiblichen Schwächen und Leidenschaften der Gefühlshand sind hier durch den Geist überwunden. Es ist sozusagen ein höherer Ausblick gewonnen. Mit seherhafter Sicherheit werden Erkenntnisse gefunden. Es sind die Menschen, die mit keinem Hauch ihres Wesens etwas zu tun haben mit dem Gemeinen, dem Niedrigen, Teuflischen der Menschen. Es sind die innerlich vornehmen, wahrhaft aristokratischen Naturen. Es ist der Mensch mit dem kosmischen Denken, der abgeklärten, ruhigen Erscheinung, der Mensch der höchsten Menschlichkeit. In ihm ist alle Schönheit, alle Idealität, alle Schwungkraft, alle Güte und sonnenhafte Klarheit, aller Edelmut der Menschennatur. Er verbindet die Klugheit mit dem großen Herzen.

Man wird solche Hände selten finden. Denn das Edle ist immer das Seltene. Es gedeiht nie und nirgendwo in Massen, sondern nur in einzelnen, wundervollen Gestalten.

Solch feinentwickeltes, innerlich vornehmes Wesen hat erschwerte Daseinsbedingungen. Darum liebt es eine schöne Umgebung und schafft sie sich mit aller Energie. Das Schöne, das Feine und Vornehme in seiner Umgebung und an sich selbst ist ihm so sehr Bedürfnis, wie dem Fisch das Wasser und den Schmetterlingen die Sonne. Das Niedere und Gemeine gedeiht auch im Schmutz, in der Sonnenlosigkeit und in der Enge. Die ideale Hand aber spricht von einer grenzenlosen Liebe zum Schönen; denn der ideale Mensch in der unbewußten, heiteren Großartigkeit seiner Seele ist es allein, der die Wunder der Schöpfung und die unbewußte Schönheit des Lebens begreift.

Darum findet man solche Hände zumeist unter den feinsinnigen Frauen der besten Gesellschaftskreise, da, wo an des Lebens geistige Höhe das schmerzvolle Lied von der Not des Lebens nicht mehr heranreicht. In der Renaissance, der Zeit Raffaels, Leonardo's und der Mediceer, unter den Nobili von Florenz und Rom, waren diese Hände häufig. Van Dyck hat die Schönheit dieser vornehmen Hände unerreicht dargestellt. Man erzählt von ihm, daß er auf seinen Reisen eigens ein weibliches Modell für Hände mit sich führte.

Später hat sie Gainsborough gemalt in seinen feinen Bildern englischer Aristokratinnen. Und auch heute noch finden wir die ideale Hand überall bei den Menschen, deren innere Überlegenheit, deren vornehme Seele unter den Nüchternheiten des Lebens leidet, und die doch niemals dem Gemeinen einen Schritt entgegenkommen. Sie schweigen und leiden — — aber sie bleiben, wie sie sind.

*

Diese feingeformten Hände stellen die unendlich zarte Gliederung eines hochentwickelten Organismus dar. Aber sie sind Blüte, der die Wurzelkraft schwand. Ihre Zartheit zeigt verminderte biologische Energie. Die arbeitenden, schaffenden und ringenden Generationen haben starke, feste, nützliche Hände, die genießenden Generationen aber die ästhetischen. Wo dem erfolgreichen Kampf ums Dasein die feinsinnige Geisteskultur folgt, da tritt die schmale ideale Hand auf. In ihr liegt oft die Vornehmheit uralter Geschlechter. Ein Adel, der nicht erkauft werden kann. Kein Organ ist so sehr das Substrat feinster Seelen- und Gesellschaftskultur wie die Hand. Von der kulturlos-groben, ungeschlachten Form der elementar-primitiven Hand bis zum feinfühligen, ästhetischen und medialen Gebilde der idealen Hand — welch ein weiter Weg menschlicher Entwicklung!

In der elementaren Hand das ungeistige, rohe Dasein, der Landbau, das Ringen mit dem Boden. In der praktischen die Technik, die Konstruktion, der maschinelle Erfindergeist, die Eroberung, die Kultur der schaffenden Kraft. In der intellektuellen Hand der ordnende Verstand, der dem Werk der motorischen Hand Gesetz und Richtung gibt. In der Gefühlshand die Wärme liebenden und sorgenden Frauenlebens oder künstlerischen Mannesempfindens. In der idealen Hand endlich die beflügelte Seelenkraft, die über dem Maschinengestampfe der Industrie, über Hast und Not des Alltags eine Welt feinster Gesellschaftskultur aufbaut, eine Welt der Schönheit und der ewig unstillbaren Sehnsucht.

Alle diese Urformen sind zu gleicher Zeit überall vorhanden: beim Landvolk und bei Schwerarbeitern die elementare Hand, in Technik und Industrie die praktische, in der Wissenschaft, in Schulen und Büros die knotige Denkerhand, bei den Frauen aller Schichten die Gefühlshand und bei den Sonnenkindern mit

dem träumenden Herzen und der zarten Ästhetik der Empfindungen, den Aristokraten des Lebens, die ideale Hand.

Wo in den oberen Schichten, etwa beim alten Landadel, die elementare Hand auftritt, da muß ihr Besitzer Landwirt werden und den Boden bezwingen lernen. Zum Träumen sind diese Hände nicht geboren. Auch Maschinen mag er bauen und die Technik studieren. Denn elementare und motorische Hände gehören der Wirklichkeit, den realen Menschen. Wo aber die ideale Hand irgendwo im unteren Volke auftaucht, da glüht ein einsames Herz, das sich im Grau seiner Umgebung nach dem Schönen verzehrt und sich in seiner Sehnsucht selber nicht begreift. Es ist ein Mensch, der leiden muß; denn seine ganze Welt liegt in seinem Herzen. Hier spricht die Hand von einer früh erschlossenen Blüte, die sterben muß, wenn niemand ihre Schönheit sieht und der rauhe Atem der Umgebung ihre Zartheit knickt. Der Menschenkenner aber sieht die Hand, und an ihrer Form findet er den Weg in die schweigenden Rätsel der Seele.

*

6. Die gemischte Hand.

Selten begegnet man im täglichen Leben einer dieser 5 Grundformen in reinster Ausprägung. Ist doch jeder Typus nur ein Maßstab, eine theoretische Konstruktion. Mischungen sind darum die Regel. Und oft ist diese Mischung so seltsamer und mannigfaltiger Art, daß es Erfahrung und sorgfältige Beobachtung gebraucht, sie festzustellen.

Sind die geschilderten Grundformen konstruktive Normen, so liegt auch in jeder von ihnen eine Einseitigkeit, ja Starrheit. Mischungen müssen und werden deshalb stets das Charakterbild lebhafter, interessanter gestalten. Ein einziger Grundzug würde den Charakter eintönig erscheinen lassen. Menschen mit gemischter Handform sind vielseitiger, geistig regsamer, verwendungs- und anpassungsfähiger, zumal sich meist Tat und Gefühl oder Denken und Empfinden oder Grobes mit Feinerem, Nützliches mit Idealem mischt.

So mannigfaltig aber auch die Formteile sind, sie müssen im Charakterurteil wieder zusammengefügt werden. Erst Analyse, dann Synthese. Denn jeder Charakter ist doch am Ende eine individuelle Besonderheit, eine Welt in sich, so sehr auch die geistigen Elemente der Menschen die gleichen sind.

Da nun das Massenmäßige überall in der Natur größere Ausdehnung hat, als das Individuelle, so begreift man, daß die elementare und motorische Handform an sich und in ihrer Mischung weit öfter vorkommen, als die feineren, die geistigen Hände. Beim Manne ist die elementar-motorische Hand für die große Masse bezeichnend. Denn hier heißt das große Gebot: Arbeit. Und in der angegebenen Handform liegt die ganze harte Unbedenklichkeit des Kampfes

um's Dasein, der von Zeit zu Zeit in der bürgerlichen Enge oder in geschichtlichem Geschehen in Roheit aufflammt.

Für die Frau der unteren Schichten ist die Mischung der elementaren und Gefühlshand kennzeichnend. In dieser Form werden die nüchternen und materiellen Grundforderungen des Lebens durch das Gefühl sozusagen ihrer Grobheit entkleidet. Es liegt darin die praktische und gefühlvolle Natur der Durchschnittsfrau.

Kennzeichnend für die Hand des Künstlers, des Mechanikers, des Technikers usw. ist eine Gefühlshand, in der durch eine kräftigere und doch feine Muskulatur das ganze Handgebilde weniger weich und mehr sehnig wird. Hier gesellt sich also zur sensiblen Grundform das motorische als Einschlag. Und man wird gerade diese Hand, die meist etwas breitere — spachtelförmige — Fingerspitzen hat, bei den geschickten und praktischen, ja den künstlerischen Menschen finden.

Eine Mischung der elementaren mit der idealen Hand ist natürlich nirgendwo zu finden. Sie ist undenkbar; denn die Natur macht keine Sprünge. Das Tiefste und das Höchste vermischt sich nicht. Denn zwischen beiden liegt eine allzu weite Spanne der Entwicklung.

In der Tathand und in der Gefühlshand allerdings können Formen der idealen Hand liegen. Denn beide bilden ja die Stufen zu dieser höchsten, der beseelten und durchgeistigten Hand.

Daß Weibliches in der Männerhand und Männliches in der Frauenhand sich zeigen kann, haben wir schon gesagt. Ganz sicher bedeutet solche Mischung der Formen auch eine Änderung im Wesen, in der Seele. Eine weiblich-kleine, zartweiche, fleischig-warme Gefühlshand beim Manne zeigt eine Verminderung seiner Männlichkeit. Er ist in seinem Wesen weicher, gefühlsreicher, nachgiebiger, empfindlicher. Ja, es kann seine Energie vermindert sein, ihm die Härte des Willens fehlen und er furchtsam, unentschlossen und weibisch sein.

In geringem Grade bereichert der weibliche Einschlag den Mann, in gar zu starkem macht solcher Einschlag ihn unangenehm und abstoßend.

Wo man Frauen mit derb-motorischer, männlicher Hand findet, da wird man auch sonst aus männlichen Formen — große Füße, großes Gesicht, starkes Kinn, breite Gelenke, starke Knochen — auf männliches Wesen schließen dürfen. Verstand, Tatkraft, Wille, Aktivität stehen im Vordergrund.

Man darf indessen nie vergessen, daß Gefühl und Geist immer eine höhere Äußerung des Lebens darstellen. Sie wirken darum verfeinernd auf das Stoffliche und auch auf die bloße Kraft. Elementare und motorische Hände werden stets veredelt, wenn sie eine gefühlsmäßige oder geistige Beimischung haben.

Vereinigt sich das Motorische mit dem Geistigen, so entsteht die Hand des energischen Denkers, die philosophische Hand. Oder es ist der Tatmensch, der

stets von klugen Überlegungen und klarem Bewußtsein sich in seinen Handlungen leiten läßt.

Wo der Gefühlshand durch breitere und stärkere Fingerspitzen — spatelförmige Finger — das motorische Prinzip beigefügt wird, da entstehen die geschickten, nützlichen, ja die künstlerischen Hände, denen wir unter den Künstlern so häufig begegnen.

Umgekehrt bedeutet die Beimischung der elementaren Form in den Händen geistig oder gesellschaftlich hochstehender Männer und Frauen stets eine irgendwie in's Erdhafte, in's Primitive gehende Neigung. Es verbirgt sich in solchen Menschen irgend etwas Rohes. Und man versteht durchaus, daß solche Hände auf uns, auch unbewußt, eine abstoßende, ja abschreckende Wirkung ausüben.

Ein Künstler, den ich kennen lernte, hatte solche Hände. Ich erfuhr, daß er in der Ehe seine Frau schlug. Er war in vielen Dingen ein Primitivmensch. Eine mir bekannte geistig hochstehende Dame war zu einer Hochzeit geladen. Schaudernd sah sie die Hände des Bräutigams. Die Ehe ging auseinander durch die von ihm bald offenbarte Roheit — trotz seiner sonstigen akademischen Bildung.

Man kann gewiß nicht sagen, daß der ganze Mensch in der Hand liege; denn die Hand ist nur eins unter vielen Organen. Aber man kann sagen, daß die Form, in der ein Mensch sich äußert, sich darstellt, sich selber verwirklicht, sein inneres Leben äußerlich gestaltet — zum großen Teil in der Form seiner Hand erkennbar sei.

Man kann sich einen Lehrer, einen Geistlichen, einen Arzt, irgend einen unter den helfenden und menschenfreundlichen Berufen, nur mit einer warmen, gütigen Hand vorstellen, die irgendwelche Mischung von sensibler oder geistiger Form hat. Man kann sie sich aber nicht denken mit einer grob-elementaren oder einer harten und rein motorischen Hand.

Wer je die Hand seiner Mutter faßte, diese sorgendurchwühlte, von Arbeit und Sparsamkeit gekrümmte, von Güte und selbstloser Liebe durchwärmte Mutterhand, von der es wie Trost und Hilfe ausgeht, der weiß, daß eine Menschenhand ein Stück Leben und ein Stück Seele ist.

*

Die Lebensalter und die Gewebsbeschaffenheit der Hand.

Mannigfaltig ist der Ausdruck von Alter, Geschlecht und Charakteranlage in der Hand. Wie groß ist allein der Unterschied zwischen einer Männer- und einer Frauenhand! Und wie unterscheidet sich von beiden wieder die Hand des Kindes! Die individuelle Form der Hand ist zwar beim

Kinde von der Geburt an gegeben. Die Grundform ist von vorn herein fertig. Die Spitzen der Finger sind von allem Anfang an so, wie sie ein Leben lang bleiben. In keinem Körperteil, nicht einmal im Kopf, prägt sich von der Geburt an die Individualität des Kindes so sicher und bestimmt aus wie in der Hand.

Die Säuglingshand ist von etwas gequollenem Gewebe, und hat noch kurze, weiche Nägel. Sie ist breit und weich.

Es liegt darin eigentlich das Elementare, das Vegetative der Kindesnatur. Wo wir beim Erwachsenen solcher kurzen, breiten und weichen Hand begegnen, da wird uns wohl auch sein kindliches Gemüt, sein unkompliziertes, weiches Wesen auffallen. Ein Mensch mit solcher kindhaft weichen, zarten Hand ist ganz sicher kein differenzierter Charakter. In ihm ist mehr Gefühl und harmlos-frohes Wesen, als Verstand oder Wille.

Die weichen Hände gehören niemals den straffen, gefestigten Charakteren. Es ist in ihnen viel Unausgereiftes, Unbewußtes, Elementar-Kindhaftes, genau so wie in allen weichen fett- oder wasserreichen Körpern. Alle festere Gewebsbildung stellt eben eine bewußtere Geistigkeit dar. Elastizität des Körpers ist gleichbedeutend mit Energie und zähem Willen.

Die weichen, schlaffen Hände gehören den gleichmütigen, phlegmatischen Naturen, den energielosen, trägen Menschen, die mehr den Genuß als die Arbeit, mehr die Ruhe als die Strapaze lieben. Das Gefühlsleben drängt die Entschlossenheit und die Tatkraft zurück. Sie können liebebedürftig und sentimental sein und etwas Schlaraffiges in ihrem Wesen haben. Solche Hände sind ungeeignet für motorische Berufe. Sie können nicht Lokomotivführer, Monteur, Ingenieur oder Flugzeugführer sein. Es mangelt ihnen die Zuverlässigkeit, die zähe Energie, die Geistesgegenwart und kaltblütige Entschlossenheit in der Gefahr.

Die weiche Hand ist eher die Hand des seelenvollen Gemütsmenschen, als die des harten Tatmenschen; man findet sie eher bei verinnerlichten Träumern oder auch Genießern als bei den Eroberernaturen. In der Weltgeschichte haben die Falstaffs die schwammige Hand, die Hölderlins die zarte, weiche, die Cortez und Pizarro, die Dschingis Khan und Tamerlan, die Alba und Kitchener die harte Faust.

Harte, straffe, feste Hände zeigen Gesundheit und Ausdauer, Wille und Zähigkeit, Mut und Entschlossenheit, Arbeitsfreudigkeit und Selbstzucht. In ihnen verdrängt der Wille die Stimmung. In ihrer Arbeit ist System und Ordnung. Sie lieben die frische Luft und die Bewegung und scheuen nicht die Strapazen. Klarer Wirklichkeitssinn läßt Schwärmereien nicht aufkommen. Mystische Spekulationen sind nicht ihre Sache. Sie sind geradsinnig und männlich und eher zurückhaltend als hingebend.

Künstler mit weichen Händen geben ihren Bildern, ihren Plastiken die weicheren, fließenden Linien. Solche Hände hatte der grundgütige, weiblich geartete Bildhauer Thorwaldsen. Solche Hände hatte der lyrische Hans Thoma, hatte Hans Makart, hatte in der Musik das „Schwammerl", der sentimentale Franz Schubert.

Harte, hagere Hände lassen bei Michelangelo seine verschlossene, herb abweisende Männlichkeit erkennen. Er war ungesellig und ungesellschaftlich, ein einsamer, mit dem grandiosen Fleiß des Genies arbeitender Mensch. Seine Hände verraten so sicher die gedankentiefe, grüblerische Wucht seiner Gestalten, wie Schuberts Schwammerl-Hände die gemütvoll-einschmeichelnde Herzenstiefe seiner Melodien.

In aller Gewebsweichheit erkennen wir die nicht ganz überwundene Kindhaftigkeit. Blicken wir von der Hand eines solchen Menschen auf seinen Kopf, so beobachten wir daran meist die vorgewölbte Kinderstirn. In ihr steckt ebensowenig planvolles, tiefes Denken, wie in der kurzen, eingedrückten, oft aufgestülpten Nase, die unter solcher Stirn von kindhaften Gefühlen spricht.

In solchen Fällen ist also die Kinderhand — als eine Mischung des elementaren und des Gefühls-Typus — geblieben. Meist aber geht die Kinderhand bei Knaben in die vorwiegend motorisch-männliche, bei Mädchen hingegen in die gefühlsweiche, weibliche Form über.

Die typisch männliche Hand ist größer, breiter, muskulöser als die weibliche Hand. Sie ist derber im Gewebe, sehniger, hat — wie das männliche Gewebe überhaupt — gröberen Bau, ist dunkler gefärbt, stärker behaart und zu allem kraftvollen Schaffen geeigneter als die typisch weibliche Hand. Diese ist kleiner, schmaler, von zarterem Bau, weicher und darum gefühlsreicher im Gewebe. Sie ist weniger für rauhen Kampf als vielmehr für die Welt häuslicher Sorge und Liebe geschaffen.

Aber die Hand ist wie das Gesicht. In beide graben sich Freuden und Leiden des Lebens ein. Beide erzählen Lebensgeschichte und registrieren alles Erleben. Denn beide sind unsere sprechendsten, geistigsten Körpergebilde. Freude durchzuckt das Gesicht, aber auch die Hand. Leid zieht wie Schatten über das Antlitz, erfüllt aber auch die Hand wie mit schwerer Müdigkeit. Nervöse Unruhe zittert durch das Gesicht, aber auch durch die Hand. Die Hand nimmt ungemein regen Anteil an jeder Stunde unseres Lebens. Wie sie — ein wortlos geschickter Diener — in jeder Minute unseres Winks gewärtig ist, so leidet sie auch mehr als irgend ein Organ unter Krankheit, Alter und Verfall.

Sie wird grob und gedunsen bei einem faulen Schlemmerleben, und sie vergeistigt ihr eigenes Gewebe in einem Leben voll angestrengten Denkens. Ein fühlloses Herz macht auch die Hand kalt, feucht und nimmt ihr den impulsiven

Druck der herzlicheren Menschen. Eine schöne, warme Seele hingegen hat eine Hand, deren Wärme nichts anderes ist als freigebig ausgestrahlte Liebe, und deren fester, lieber Druck von Redlichkeit und Treue spricht.

*

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Linien der inneren Hand zu betrachten, in denen die Chirognomen von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag die persönlichen Lebensgeschicke herauslasen. Wir wollen uns hier weder mit dem Schicksal noch mit der Zukunft beschäftigen. Wir vermeiden das mystische Gebiet des Orakels und bleiben auf dem festen Boden des Physiologischen, auf dem jeder ernste und wissenschaftlich gebildete Leser uns folgen darf.

Da wäre denn von den Handlinien nur zu sagen, daß ihre starke, klare, tiefe und nicht zerrissene Zeichnung von einer gesunden Konstitution spricht, eine verwaschene, undeutliche, unreine und zerrissene Zeichnung hingegen auf irgend eine Störung der Konstitution, eine Schwächlichkeit oder Kränklichkeit hinweist.

Dies aber hängt ganz sicher zusammen mit der gesunden oder kränklichen Beschaffenheit der inneren Handfläche überhaupt.

Eine gesunde Hand ist frisch, warm, gefühlvoll. In ihr pulsiert reines Blut. Darum hat solche Hand auch frische, deutliche, leicht gerötete Handlinien.

In einer kranken, nassen, froschartig-kalten Hand zeigen die Linien oft eine aufgequollene Breite, die auf irgendwelches Leiden hinweist. Es mangelt hier die natürliche Festigkeit, die ein gesundes Gewebe hat. Und die beständig nassen Hände verraten ein akutes Leiden oder ein dauernd geschwächtes Nervensystem; denn solche nassen Handflächen, an denen es oft heruntertrieft, bedeuten beständigen Stromverlust im Nervensystem. Sie sind charakteristisch für Nervenschwäche und rasche, vorzeitige Ermüdbarkeit. Es sind die unangenehm feuchten Hände der Neurotiker, der seelisch Kranken, oft auch der Onanisten.

Trockene, harte Hände aber werden oft in rauher Arbeit noch härter. Und es ist, als zöge mit ihrer gefühllosen, unelastischen Haut ein Schleier über das Seelenleben, ein Schleier, der alle Färbung, alle Wärme, alle Empfindungen um einige Schattierungen herabsetzt.

Gesundes Leben mit fruchtbaren und natürlichen Gefühlen pulsiert nur in einer natürlich warmen Hand, in deren Gewebe die Gefühle sich weder in willenloser Schlaffheit verlieren, noch in verhärteter Haut sozusagen erstickt sind.

*

Junge und alte Hände

kann man sehr wohl unterscheiden. Junge Hände haben oft jene leise, warme, erdatmende Feuchtigkeit, die wie drängender Frühling ist, wie ein Werden und Wachsen im Erdreich der Gewebe. In solch quellender Wärme liegt Gesundheit

und liebereiches Gefühl, das in den Tiefen keimt und wie Ahnen, Locken und Versprechen seine Lichter über die Haut wirft. Ein seliges Werden, die unbewußte Schönheit alles dessen, was noch jung ist und noch wachsen soll.

Wie viel Glück hat die Schöpfung in die Jugend gelegt! Wieviel hungerndes Sehnen, wieviel bebende, singende Seligkeit! Wie reich macht doch die Menschenkenntnis uns Menschen, daß sie uns die Augen öffnet für das formende Spiel des Geistes in allen lebendigen Gebilden!

Wo solche warme Hand mit leisem Druck, ihres Liebereichtums selber nicht bewußt, in der unsrigen liegt, da dürfen wir sicher sein, daß auch im ganzen Körper, vor allem aber im Antlitz, quellende, drängende Jugend liegt.

In der Jugend und auf dem Höhepunkt des Lebens gibt die Kraft der vollklingenden Seele dem Antlitz seinen gefühlsreichen Ausdruck. Es ist in Wahrheit ein Spiegel der Seele. Die innere Lebendigkeit hat es geformt. Wenn im Innern die stürmende Jugend der Bedächtigkeit des Alters weicht, wenn die Flammen der Leidenschaft verglimmen, die Lebensfeuer niedriger brennen, scheint sich die Seele aus dem Antlitz zurückzuziehen. Es wird kleiner, schmaler, verliert mit der einstigen Größe auch den Glanz, den lebendigen Ausdruck. Männliches und Weibliches nähert sich einander, wird sich ähnlich. Und in beiden tritt der einstige Zug des Kindlichen wieder hervor.

Auch die Hand spiegelt diesen inneren Rückgang. Kein Organ altert oft so rasch, wie die Hand, diese vielbeschäftigte, rastlose Dienerin des Geistes. Ein alter, müder Mensch hat eine trockene, ausgedörrte, welke Hand, an der mit dem Gewebe des Lebens Fülle schwand. In der mageren Form treten die Sehnen, die Adern, die Knochen wieder hervor. Das Leben zieht sich sozusagen in seinen Grundriß zurück, und wie im Antlitz, so erscheint auch in der Hand allmählich der Tod — das Skelett.

In dieser Dürftigkeit des Gewebes erkennen wir die kleinlich-ängstliche Gefühlsarmut mancher alten Menschen. Sie leben nicht mehr aus innerer Fülle, können nicht vom Überfluß des Gefühls schenken, wie die Jugend. Darum kargen sie, werden pedantisch, mißtrauisch, materiell, mißgünstig, fühlen sich benachteiligt und können eine Habgier entwickeln, mit der sie in der Dürre ihres Gefühls wie die Elstern wertlosen Kram um sich häufen. Die Jugend verletzt oft in ihrer Ungeduld solches Alter und tut Unrecht. Wir müssen des Alters Seltsamkeiten in liebender Geduld tragen; denn es hat sorgend der Jugend sich selbst geopfert.

Wo aber weises Alter sich die innere Jugend wahrte, wo alte Menschen warm und froh verstehend auf die Jugend schauen und die tausend geistigen Seile zwischen sich und dem Leben nicht durchschnitten haben, da wird auch eine warme, volle, lebendige Hand trotz ihrer Runzeln uns von solcher sieghaften Innenwelt sprechen. Und jedes Fältchen, jede Runzel ist wie ein Lebenstag, dessen Erlebnis

eine milde Weisheit zurückließ. Solche warmen, alten Hände haben nicht die abweisende Schärfe, nicht die Verbitterung der dürren Hände, die wie ein Skelett erscheinen, über das eine Pergamenthaut gezogen wurde.

*

Wie im Tod alles Gefühl erlischt und nur ein starres Gerüst des Lebens zurückbleibt, so wird im Leben jede dürre, trockene, knochig-magere Hand einen Mangel an Lebensfülle zeigen. Solch eine Hand ist nur im hohen Alter natürlich. In früheren Jahren deutet sie auf irgendetwas Greisenhaftes im inneren Menschen hin, das in einem schreienden Gegensatz steht zu der sinnlichen und warmen Lebensfülle der sensiblen Hand.

Solch eine dürre, knochig-harte Hand spricht von Gefühlsarmut, von mangelnder Fantasie. Hier herrscht berechnender Verstand stets über das Gefühl. Mitleid ist nicht vorhanden. Es fehlt die schenkende Liebe. Das Seelenleben ist arm, kalt, unfruchtbar. Wie in sandig-dürrer Wüste nur stachlichte Kakteen wachsen, so spricht die dürre Knochenhand von vertrockneten Gefühlen. Es ist ein Mensch ohne Farbe, ohne Blühen, eine Seele, die keinen Sommer hat. Ja solche Hand kann Geiz und widerliche Habsucht verraten, wie die Hand in Fig. 71. Solche Hand verrät die ruhelose Natur. In der Armut ihrer verdorrten Gefühle vermag sie nicht zu ruhen. Und darum ruht sie nicht im Ewigen. Denn das Ewige ist in uns. „Der Himmel ist inwendig in euch" sagt Christus.

Eine dürre Hand kann sparen, ohne aber das Ersparte recht zu genießen. Sie kann nicht schenken, nicht lieben, nicht hingebend und gütig sein. Zahlen sind ihr wichtiger als die Zärtlichkeiten der Liebe.

*

Wo Schwielen und Hornhaut sich in der Handfläche ausbreiten, da ist es, als ob die Gewebsverhärtung auch dem inneren Menschen mehr und mehr seine weichen Züge nimmt. Harte Arbeitsfäuste sind oft unsentimental. Sie drängen ihren Besitzer in materielles Denken. Indessen wird ganz sicher nicht nur die Handform, sondern auch die Gewebsbeschaffenheit von dem Maße innerer Lebendigkeit und Beseeltheit, von der geistigen Persönlichkeit bestimmt. Denn es gibt vornehme Naturen, die selbst in der gröbsten Arbeit aristokratische Hände behalten. Es ist, als ob ihr geistiger Lebenswille immer wieder siegreich dem Ar-

Fig. 71. Dürre, krallige Hand. Gefühllos, asketisch, habgierig. Hand des seelisch erschöpften Alters.

beitsmilieu entsteigt, wie denn auch ihr Besitzer selbst in schmutzigster Umgebung seine innere Vornehmheit, die bewußte Distanz wahrt. Andere wieder scheinen sofort mit der groben Arbeit zu verschmelzen, denn ihre Hände bekommen trotz aller Pflege rasch jene grobe Form, bei der man glauben kann, sie hätten nie etwas anderes getan. Ganz ohne Einfluß ist ja nichts. Harte Arbeit macht sicherlich die Hand fester, längere Krankheit macht sie weich, schlaff; Abmagerung, Not, Entbehrung faltig.

Die Farbe der Hand hat beim gesunden Menschen jenes frische Rosa, das von guter peripherer Durchblutung, also von gesunder innerer Spannung spricht. Männerhände sind dunkler, Frauenhände heller gefärbt. Wo Frauen dunkle harte Hände haben, da haben sie Männliches, Motorisches in sich; sie denken materiell, sind ohne Zartheit und Weichheit.

Sehr zarte, helle Haut ist ein Zeichen innerer und äußerer Jugendfrische und eines hellen, sonnigen Temperaments. Dunkles Rot oder Braun spricht von einem Leben in der Natur, von robuster Gesundheit, von derbem, ja brutalem Wesen, dem Feinfühligkeit mangelt. Graue Hände hat der Verdauungsleidende, der sorgende, sonnenarme Büromensch, gelbliche der Melancholiker, der verstimmte, trostlose Mensch, der Gallen- und Leberleidende, wächserne der Geizhals, der gefühlsleere, satanisch-gierige Mensch, oder der Blutarme, Entblutete, hinter dem der Schnitter Tod steht, bläuliche die Kohlensäurenatur, der Herzkranke, grünliche der Krebskranke, blasse, kühle Hände haben die zurückhaltenden, hochmütigen Frauen, die herzlosen Spötterinnen, die den Mann als amüsantes Spielzeug und die Arbeit als den Sport der Plebs ansehen.

*

Dicke Hände zeigen derbgesundes, robustes Wesen, materielle Selbstsucht und Neigung zu groben Genüssen. Dünne Hände eher Schwäche, Feinfühligkeit, oft Selbstlosigkeit.

Große Hände sind motorisch und gehören den gewissenhaften, gründlichen Arbeitern, aber auch den Philistern, denen das Verständnis für großzügige Organisation fehlt. Es sind die Hände der Menschen, die sich in kleine Verhältnisse fügen, eben weil sie ohne Feinfühligkeit sind. Sie können kleinlich und pedantisch sein.

Kleine Hände sind sensibel. Es ist die kindliche Bildung. Sie verraten gedanken- und gefühlsreiches Innenleben, Redelust, Phantasie, Sinn für das Große. Sind die kleinen Hände schmal, so sind sie ungeschickt, mehr für Büroarbeit als für praktisches Tun geeignet, auch wohl ohne Energie und Entschluß, ohne Ausdauer. Sind die kleinen Hände breit und mit knotigen Fingergliedern, so zeigen sie einen streitbaren, rechthaberischen Sinn.

Ein ganz schmaler Handrücken mit knochig langen Fingern erinnert — wie die Hand des Negers — an die Tierform. Der Neger hat ähnlich geformte Füße und zeigt auch sonst an den Beinen oft diese Fleischlosigkeit, die an das Tier gemahnt und eine niedere Formstufe darstellt. (Fig. 89.)

Eine mittelgroße, aus Kraft und Weichheit gemischte Hand erregt am meisten unser Gefallen. Sie ist energisch und zartfühlend zugleich. Alles Schöne ist harmonisches Maßverhältnis. Die reine Norm wird ja nie erreicht. Sie wäre Vollendung und damit Stillstand. Das ruhelose Geistesleben der Menschen liegt eben in den ständigen individuellen Abweichungen von der Norm. Gerade diese Vielfältigkeit der Formen ist das Charakteristische. Hand und Kopf, ja Hand und gesamter Körperbau, stimmen nicht immer überein. Oft ist Disharmonie vorhanden. Und aus solchen Widersprüchen setzt sich nun ein Charakter, ja setzt sich das Leben vieler Menschen zusammen. Gerade dadurch steigern sich die Schwierigkeiten der praktischen Menschenkenntnis. Denn jeder Einzelne unter uns ist anders als der Andere.

Nie sind z. B. die linke und die rechte Hand eines Menschen gleich, nicht in der Form und noch weniger in den Linien. Wie alles im Universum auf einer Polarität sich aufbaut, so sind auch linke und rechte Hand eines Menschen die Pole seines Wesens. In der linken Hand sein mütterlich-weibliches Erbe, rechts sein väterlich-männliches. Links negativer, rechts positiver Pol. Links ererbte Qualitäten, mütterliche Basis, Gefühl und Wünsche, rechts individuell erworbene Werte, Wollen, Kraft und Wirklichkeit. Links also Anlagen, rechts Ausführung. Der Kampf zwischen beiden entscheidet über das Leben.

Ist's niemandem aufgefallen, wieviele Männer mit überwiegend weiblichem Einschlag, namentlich Homosexuelle, Linkshänder sind?

*

Die Formen der Finger.

Man versteht nur unvollkommen und in den Grundrissen die Sprache der Hand, wenn man nichts weiß von der Symbolik ihrer Teile, vor allem der einzelnen Finger. Betrachten wir sie daher der Reihe nach!

Der Daumen. Von ihm kann man sagen, daß er der Hand die eigentlich menschliche Form gebe, denn durch seine Kraft erlangt doch erst die Hand ihre technische, künstlerische und gymnastische Leistungsfähigkeit.

Wie beim Fuß der große Zeh mit seinem Ballen erst den sicheren Stand und die Elastizität des Ganges möglich macht, so der Daumen die erstaunlichen Greifleistungen der Hand. Der Daumen gibt allen Leistungen der übrigen Finger erst den Abschluß, die Zusammenfassung. Darum mag man wohl den Dau-

men auch als den Repräsentanten des Willens, der Persönlichkeit in der Hand ansehen. Jedenfalls ist es interessant, zu wissen, daß Idioten manchmal mit verkrüppelten Händen oder ohne Daumen geboren werden.

Das Volk sagt von einem hartnäckigen Menschen, der sich durchsetzt, daß er einer Sache „den Daumen aufdrückt." Die römischen Cäsaren machten in der Arena das Zeichen mit dem niedergeschlagenen Daumen, wenn der besiegte Gladiator den Todesstoß empfangen sollte. Lag nicht in diesem Zeichen die ganze schreckliche Fülle ihrer herrischen Macht?

Man darf wohl sagen, daß der breite und starke Daumen, wenn er sich auf einen vollen Ballen stützt (Fig. 72), eine männliche und kraftvolle Persönlichkeit verrät. In solcher Form steckt eben das motorische, und man sieht leicht ein, warum unter den Grundformen der Hand gerade die motorische, die den stärksten Willen umschließt, auch den kräftigsten Daumenballen und den längsten und breitesten Daumen aufweist.

Es ist dies eben die männliche Form. Darum muß der weibliche Charakter, den Zartheit und Zurückhaltung zieren, auch den kleineren, kürzeren und schmaleren Daumen haben, den wir an der Gefühlshand finden. (Fig. 73.)

So ist also ein großer Daumen ein Zeichen von Verstand, Wille, Tatkraft und Energie. Er kennzeichnet die Durchführungskraft des männlichen und motorischen Menschen.

Ein kleiner und schmaler Daumen hingegen zeigt Gefühl, Nachgiebigkeit des Willens. Es liegt darin die weibliche und sensible Natur.

Dies Sensible, Nachgiebige ist umso stärker, je weniger der Daumen steif und starr ist, je mehr er also eingebogen, eingeknickt und zurückgebogen werden kann. Die Form selber drückt es ja geradezu aus, daß ein Mensch mit solchem Daumen nachgiebig und anpassungsfähig ist. Er ist kein Starrkopf, nicht eigensinnig. Er vermag sich einzufühlen und beharrt besonders in kleinen Dingen des täglichen Lebens nicht „auf seinem Kopf."

Beim Daumen ist, wie überall, die Dreigliederung in Kraft (Trieb), Gefühl und Verstand zu erkennen. Der Ballen (Maus, Venusberg) ist das Gebiet der Triebe, der ursprünglichen Kraft. Das Mittelglied umfaßt die Gefühlsreserven, das Nagelglied — wie bei allen Fingern — das intelligible Prinzip, den Verstand.

Im Daumenballen liegt demnach das Wurzelgebiet der Triebe, im Nagelglied die intellektuelle Leitung, die Beherrschung durch den Willen. Anders ausgedrückt, ist der Ballen das körperlich-sinnliche Gebiet (daher von Alters her Venusberg genannt); das Mittelglied umfaßt das unbewußte Gefühlsleben und das vordere, das Nagelglied, die bewußte geistige Persönlichkeit, die Helle und Klarheit der Vernunft.

Ein praller, fester Daumenballen verrät körperlich-sinnliche Reservekräfte; in einem schlafferen Venusberg sind diese Kräfte geringer. Und wo er faltig und furchenreich zusammensank, da hat wohl reiches, leidenschaftliches und zügelloses Liebesleben die ursprüngliche Prallheit zum Einsturz gebracht und die Kraft aufgezehrt. In ganz flachen Daumenballen fehlt oft nicht nur aller sinnlicher Drang, alle Liebe zum andern Geschlecht, sondern die gesunde Seelenkraft über-

Fig. 72. Männlicher Daumen. Motorische, willenskräftige Form.

Fig. 73. Weiblicher Daumen. Sensible, nachgibige Form.

Fig. 74. Kurzer, stumpfer Daumen mit kurzem Nagelglied.

Fig. 75. Daumen mit langem, dünnem Nagelglied.

Fig. 76. Starrer Daumen = unnachgibiger Wille.

Fig. 77. Eingedrückter Daumen = Nachgibigkeit.

haupt. Denn Seelisches und Sinnliches hat wohl die gleichen Wurzeln. Eine Hand ohne alle sogenannten inneren Handberge verrät die leidenschaftslose, oft gefühlsarme, aber auch die egoistische, berechnende Natur.

Wo auf einem prallen Ballen ein kleiner Daumen sitzt, sind die sinnlichen Kräfte und Triebe wohl nicht genügend durch die Vernunft gezügelt. Denn immer spricht in großem Daumen der Verstand und der Wille, in kleinem das Herz oder die Leidenschaft.

Je kürzer, dicker der Daumen, namentlich im Nagelglied, desto triebhafter, leidenschaftlicher, eigensinniger, vernunftloser ist der Mensch. Solch kurze, stumpfe Formen erinnern an Stierhufe oder Ochsenschädel. (Fig. 74.)

Menschen mit langem, dünnem Nagelglied (Fig. 75) hingegen sind kritisch, nörgelnd, bei langem und starkem Nagelglied sehr selbstbewußt, ja herrisch und tyrannisch. Ist das Nagelglied keulenartig breit, so sind sie brutal, jähzornig. Wird es nach vorne dünn und schwach, so ist die Willensenergie, die Entschlußfähigkeit vermindert. Nachdenken und zögernde Rücksicht herrschen hier über die Tat.

Bei konisch verlaufender Spitze wird dieser Mensch eher ruhig, rücksichtsvoll und nachgiebig sein, besonders wenn sich sein Daumen einbiegen läßt (Fig. 76 u. 77) und schmal ist. Eine spatelförmige Daumenspitze weist eher auf bestimmtes befehlendes Auftreten hin, eine kugelig-stumpfe Spitze bei kurzem Nagelglied auf rücksichtslose Energie, Mangel an Feinfühligkeit, auf vernunftlos-gewalttätiges Handeln.

Der kleine und biegsame Daumen bei kräftigem Ballen und vollen Handformen läßt leicht die Sinnlichkeit im Leben Sieger werden. Es ist die unpersönliche, willensschwache Form.

Ein langer, fester, kräftiger Daumen verleiht allem Auftreten, allem Handeln ruhige Festigkeit. Denn das eigentliche Ich kommt im Daumen in interessantester Weise zum Ausdruck.

*

Die übrigen Finger müssen in ihrer Form und in ihrem Maßverhältnis zueinander betrachtet werden. Sicherlich hat jeder seine besondere symbolische Bedeutung. Nichts am Körper kann ohne eine klar ausgesprochene oder verborgene Idee sein.

Im Zeigefinger liegt das mehr männliche Prinzip, der kritische Verstand, im vierten — dem Ringfinger — mehr das Prinzip des Weiblichen, das Gefühl. Ragt darum der Zeigefinger sichtlich über den Ringfinger hinaus, so steht der Verstand über dem Gefühl. Ein solcher Mensch geht mit kritischer Überlegenheit an die Dinge heran. Wo indessen der Ringfinger länger als der Zeigefinger ist, da herrscht das Gefühl, der Impuls, die Idealität.

Bei Frauen in akademischen Berufen, die viel kritischen Verstand haben, fand ich oft — als den Einschlag des Männlichen — diesen langen Zeigefinger, bei Künstlern und poetischen, lyrischen Naturen unter den Männern den langen vierten Finger.

Der fünfte, der kleine Finger findet sich auffällig lang bei Menschen, die viel Selbstgefühl und Intelligenz haben. Bei scheuen, unpersönlichen, innerlich gedrückten Menschen sah ich oft den kleinen Finger gekrümmt, auffällig kurz oder gar verkrüppelt. Bei diplomatischen Naturen mag die auffällige Länge des kleinen Fingers an ihrer Hand die innere Überlegenheit verraten.

Dies Vorragen des einen oder des anderen Fingers mag allerdings nicht allzu entscheidend sein. Wichtiger ist wohl die Form der Finger selber. Kein Handkundiger unterschätzt z. B. die auffälligen Gelenkknoten an manchen Fingern. Gelenke bedeuten in der gesamten organischen Entwicklungsgeschichte eine Gliederung, eine Organisation der Kräfte und damit auch des Denkens. Gelenke sind überall der Ausdruck höheren Geisteslebens. Denn auf den niedersten Stufen ist überall das Leben gelenklos. Es ist körperlich und geistig unorganisiert.

Wo also an einem so gelenkreichen, durchgeistigten Organ, wie es die Hand ist, die Fingerknöchel deutlich hervortreten (Fig. 61, 62, 65), da steht der Intellekt durchaus im Vordergrund. Es ist die Hand des denkenden, geistig klaren und geistig geordneten Menschen. Ordnung und Organisation, Methodik und Systematik sind also die Eigenschaften dieser Knöchelhände. Im Gelenkknoten zwischen dem dritten und zweiten Glied liegt die Ordnungsliebe in materiellen Dingen, im Verbindungsgelenk zwischen dem zweiten und dem Nagelglied die Ordnung in den Gedanken, also das methodische Denken. Bei den Wissenschaftlern ist oft das vordere Gelenk und auch das hintere stark, im Volke vielfach nur das hintere. Es besteht dann Ordnung in materiellen Dingen, aber ungeordnetes, unlogisches, planloses Denken.

Die Hand mit den knotigen Fingern zeigt also den logischen und kritischen Kopf — gegenüber dem rein gefühlsmäßigen, unüberlegten, impulsiven Menschen, an dessen glatten, runden Fingern die Gelenke, die Knöchel, kaum hervortreten. Das unmittelbar aus dem Handrumpf hervorgehende dritte Fingerglied ist die symbolische Darstellung des Sinnlichen, das zweite Glied die Symbolik des Gefühls. Das erste oder Nagelglied hingegen stellt das Gebiet des Intellekts dar. Die Feinheit des Intellekts ist also um so größer, je länger und je zarter geformt das Nagelglied ist.

Die lebensvoll warme Gefühlshand hat immer volle Finger mit weichen Geweben. Denn alles Gefühl wächst in der normalen Fülle gesunden Gewebes. In der Dürre liegt mehr die Kühle des Verstandes. Ist deshalb das Gewebe in den Händen so geschwunden, daß die Gelenke und die Handknochen

skelettartig hervortreten, dann ist in solcher totenähnlichen Hand alles Gefühl verloren. Ein kalter, berechnender Verstand beherrscht das Leben, Eigennutz, Habsucht, Geiz das Handeln. Die Krallenhand (Fig. 71) ist stets die Form teuflischer Gefühllosigkeit und mitleidloser Gier.

*

Wie beim Daumen seine Starrheit oder seine Biegefähigkeit zwei durchaus entgegengesetzte Charakterrichtungen kennzeichnet, so müssen wir auch die übrigen Finger in ihrer hauptsächlichen Struktur, ihrer Oberfläche, ihrer Bewegungsfähigkeit und ihrer Lagerichtung sorgfältig betrachten, um die wichtigsten Aufschlüsse über den Charakter zu erhalten.

Finger und Hände, die sowohl auf dem Handrücken als auch in den Innenflächen fast ohne Falten und Linien sind, zeigen den unkomplizierten Charakter, den Menschen mit dem ereignislosen Leben. Man findet diese uninteressanten, wahrhaft geistlosen Hände bei oberflächlichen jungen Mädchen, bei allen leeren, gehaltlosen, innerlich unbewegten Menschen überhaupt. Die glatte Oberfläche läßt keinerlei seelisches Erleben, keinerlei Kämpfe in den Tiefen vermuten. Wo aber Denken und geistiges Ringen, Leid und Freude, jauchzende Begeisterung und stürmisches Wollen, glühendes Sehnen und leidenschaftliches Genießen einen Menschen in den eigenen Tiefen weckten, da wird auch die Oberfläche der Hand davon künden, daß dies Leben kein friedlich in der Sonne schlummernder Talsee ist. Linienreiche Handflächen sprechen von der dramatischen Lebendigkeit eines ereignisreichen Lebens. Eine belebte Oberfläche macht die Hand „geistvoll". Es ist, als ob in jedem Hautwinkelchen ein Erlebnis sitze.

Ja, hierin liegt vor allem das, was wir die „nervöse Hand" nennen, jene innere Unruhe, Sprunghaftigkeit und geistige Raschheit, über der es am Ende doch wie Müdigkeit liegt, weil dieser erregbaren Lebendigkeit die Ausdauer fehlt.

Finger, die sich leicht und weit spreizen lassen, zeigen den zwanglosen Menschen, der sich leicht über etwas hinwegsetzt. Starrgehaltene, wenig spreizfähige Finger aber sprechen von inneren Hemmungen, von Engherzigkeit und Vorurteilen, von konventionellem Wesen. Man spürt schon beim Händedruck dies unangenehm sperrige, bockig dumme Wesen, das man besonders bei den weiblichen Stelzvögeln in allen Gesellschaftslagern, namentlich aber bei den eingebildeten Töchtern „besserer Leute" findet. Dieser sperrigen Hand mangelt der Gemütsinhalt, und deshalb sucht sie alles in einer gespreizten äußeren Form.

Finger, die im anatomischen Bau die natürlich-gerade Richtung haben, zeigen Ehrlichkeit, Einfachheit, Gerechtigkeit, Wirtschaftlichkeit und gesunden haushälterischen Sinn.

Nach oben gebogene Finger (Fig. 78) scheinen nicht fest zuzupacken und festzuhalten. Sie geben leicht Geld aus, sind freigebig, großzügig.

Und wenn sie zudem sehr lang, schlank und spitz sind, neigen sie in ihrer grenzenlosen Freude am Schönen zur Verschwendung. Es ist die überschlanke Aristokratenhand, die nichts schafft und nichts erringt, aber mit Grazie und erlesenem Geschmack die feinsten Schöpfungen aus Kunst, Literatur und Gewerbe um sich sammelt. Nicht, um es bloß zu besitzen, sondern in Wahrheit, um es mit dem ganzen subtilen Empfindungsreichtum dieser Hände zu genießen. Und man be-

Fig. 78. Finger nach oben gebogen = freigebige, verschwenderische, ästhetisch genießende, aristokratische Hand. Freude an Eleganz. Sinn für vornehme Erscheinung. Schönheitssinn und Geschmack.

Fig. 79. Finger nach unten gebogen = sparsam, sorgenvolle Arbeitshand, hält den Besitz zusammen, legt keinen Wert auf die äußere Erscheinung.

greift, daß starke, breite Manneshände alles, was sie kraftvoll dem Leben abgerungen haben, anbetend in diese geliebten, königlich-schlanken Frauenhände hinein legen.

Nach untengebogene Finger halten, wie ihre Geste zeigt, Geld und Besitz fester. Es ist die typische Form der Arbeit, des Schaffens. Diese Hand ist sparsam, bedächtig, vorsichtig, hartnäckig. (Fig. 79.) Und wo diese leichte Einwärtsbiegung zur Krümmung wird, da entsteht die raffende Hand, die nie genug hat, die begehrlich, habgierig und geizig ist.

Finger, die in ihrer eigenen Achse geradlinig gerichtet sind, zeigen Redlichkeit und gute Eigenschaften. Bei krummen Fingern geht ihr Besitzer wohl nicht immer gerade Wege. Und von einem sehr krummen kleinen Finger wird gesagt, daß in ihm die Lüge sich verrät.

Ist der Zeigefinger der Vertreter geistiger Interessen, so begreift man, daß bei auffällig dickem, schwammigem Zeigefinger dies Geistige zurücktritt und einer Freude an unbegrenztem Essen und Trinken Platz macht.

*

Die Fingerspitzen verraten die mannigfaltigsten Geheimnisse per-

sönlichen Wesens. Das ganze Nagelglied muß für sich und auch im Verhältnis zur übrigen Fingerform betrachtet werden.

Die spatelförmigen (schaufelartigen) Fingerkuppen (Fig. 80) sind meist bei praktischer Intelligenz zu finden. Es ist die materielle Form; denn jede breitere Fläche irgendwo am Körper deutet auf die Wirklichkeit hin. Darum sprechen diese vorne sehr breiten Finger von einer materiellen Hand. Es ist nicht die Hand ästhetischer Betrachtung, sondern praktischen Tuns. Sie liebt die Arbeit, geht den Anstrengungen, den Strapazen weniger aus dem Weg, als die schmalen konischen Finger. Das Materielle, Nützliche steht hier über dem Ästhetischen und Idealen. Bei den Metaphysikern, unter den Philosophen oder Okkultisten ist diese Fingerform wenig zu finden, mehr hingegen in den technischen Berufen, in Landwirtschaft und Industrie. Diese Finger betreiben alles, was nützlich ist und Geld einbringt. Den Gewinn schätzen sie höher als das Suchen nach Wahrheit.

Knotige Finger mit Spatelkuppen (Fig. 61) verraten Berechnung, berechnendes Wesen, Egoismus, kaufmännische Nüchternheit, Tatkraft, Mangel an Phantasie, derbe Offenheit, Geschäftstalent.

Glatte Finger mit Spatelkuppen (Fig. 80) hat der sinnliche Genießer. Es ist die Schieber- und Protzenhand, die Hand des Menschen, der ein praktisches Tun mit Lebensgenuß verbindet.

Eckige Fingerspitzen (Fig. 81) weisen auf wissenschaftliche Interessen hin, auf das methodische Denken, das aller Wissenschaft zu Grunde liegt. auf eine trockene Intelligenz. Diese eckigen Finger gehören aber — auch in der Wissenschaft — mehr den klugen und fleißigen Verstandesmenschen, als den genialen Pfadfindern; denn diese brauchen Phantasie und Intuition, brauchen die innerste Verbindung mit den ewigen Wahrheiten, die nur vom Gefühl, nicht vom Verstand, gefunden werden. Dies Vordringen in unbekanntes Geistesland gelingt eher den Menschen mit den konischen Fingerspitzen. Die andern mit den eckigen Kuppen sind eher die Systematiker. Je knochiger ihre Hand ist, desto mehr bevorzugen sie die realen Wissenschaften vor den idealen, philosophischen. Aber sie fassen alles mit nüchternem Wollen, mit zielbewußter Gründlichkeit und Energie an. Auch wo diese breiten Spitzen an der Künstlerhand gefunden werden, da sprechen sie von einer Kraft in der Gestaltung der Materie, mit der es ja doch am Ende jeder Künstler zu tun hat. Durch diese breitgerundeten Fingerspitzen und die starken Knöchel ist nun manches Künstlers Hand keineswegs die eigentlich schöne Hand. Oh — ganz im Gegenteil. Aber es ist die charakteristische, die kraftvoll-gedankenreiche, die bildende und gestaltende Hand.

Die konischen Finger (Fig. 82), die vorn in zarter Rundung auslaufen, scheinen sich mehr von der stofflichen Welt zu entfernen. Es sind die

Fingerspitzen der sensiblen Naturen. Wie ihre Tastfläche geringer ist, so ist die ganze Hand zartfühlender, weniger derb. Wie die Hand, so läuft hier auch alles Innenleben in zartes Empfinden aus. Es ist die Hand der Idealisten, der phantasievollen, künstlerisch empfindenden, zarten und rücksichtsvollen Naturen. Und doch haben sie — eben aus ihrer idealen Geistigkeit heraus — einen Drang nach Unabhängigkeit. Und unter den Sklavennaturen, den anpassungsfähigen Nützlichkeitsmenschen, wird man eher den breiten als den konischen Fingerspitzen begegnen.

Fig. 80. Spatelfinger.
Fig. 81. Eckige Finger.

Knotenfinger mit konischem Nagelglied vereinen zartes Empfinden, Intuition und Verstand. Männliches und Weibliches hat sich hier verbunden. Denn die knotige Hand ist mehr die männliche, die konisch verlaufende mehr die weibliche Hand. Beides vereint ergibt die künstlerische oder erfinderische Hand. Sie ist fantasievoll und grüblerisch zugleich, die Hand des echten Philosophen, in dessen Denken sich Diesseits- und Jenseitsphilosophie, Wissen und Glauben, Reales und Ideales miteinander verbindet. (Fig. 83.)

Glatte Finger mit konischen Spitzen (Fig. 69, 78, 82) bilden die ideale Hand. Hier eint sich die Schönheit des Lebens mit dem Idealismus. Das Materielle tritt zurück, und aus dem idealen Gefühlsboden

Fig. 82. Konisch verlaufende Fingerspitzen.

Fig. 83. Geistvolle Hand mit knotigen Gelenken und konischen Fingerspitzen.

wächst religiöses Sehnen, wächst reiche, tiefe Liebe. Die langen, spitzen Fingerenden verraten eine abstrakte Intelligenz.

In der konischen Form wurzelt das Empfinden immer noch in einem Stück Wirklichkeit. Dies schwindet aber ganz, wenn bei glatten oder dünnen, gelenk-

armen Fingern das Nagelglied ganz spitz zuläuft. Dann entsteht Oberflächlichkeit und unbedenklicher Leichtsinn. Diese Form ist bei der Negerhand viel zu finden.

Sehr kurzes, abgestumpftes Nagelglied aber zeigt, daß aller Idealismus, alles höhere Sinnen, alle Feinfühligkeit gänzlich fehlt. Es ist die stumpfe Form der Tierklaue, die Fingerform der Dirnen und der Verbrecher, das Kennzeichen eines elementaren Verstandes. Es sind Menschen, deren elementare Triebe nicht durch jene Zartheit und höchste Empfindungsschönheit veredelt und gekrönt werden, die im äußersten Glied der Finger von einem innersten und hochgespannten ästhetisch-sittlichen Lebenswillen spricht. Darum verrät das kurze, abgestumpfte Nagelglied auch in seelischer Hinsicht Stumpfheit, ästhetische Begriffsstutzigkeit. (Fig. 56.)

Sind aber bei langem Nagelglied die konisch zulaufenden Finger an den Spitzen ein wenig rund und fleischig, so tritt wieder das mehr sinnliche, vollsaftige Gefühl hervor. Solche Finger haben nicht die langen, schmalen und vornehmen Nägel der idealen Hand. Ihre Nägel sind kürzer und breiter, womit denn das Gefühlsleben hier gleichfalls mehr in's Breite, Lebensvolle rückt und sich von allzugroßer Feinheit und Zartheit entfernt.

Diese Hand mit den vollen, weichen Fingern und den Spitzen, die nicht allzufein, sondern von gefühlsreicher Fülle sind, haben die guten Hausfrauen, die wohlige Behaglichkeit ausstrahlen. Es ist eine Hand, die arbeitet, aber allem, was sie tut, verleiht sie Wärme. Sie unterscheidet sich durchaus von der vornehm-schlanken Hand der Aristokratin, die niemals mit dem Leben kämpfen oder irgendein schwieriges Werk gestalten will.

*

Die Fingernägel sind das letzte Kapitel in der Betrachtung der Hand. Sie hängen eigentlich zusammen mit Form und Charakter des Nagelgliedes. Die normale Länge des Nagels ist genau gleich der Hälfte des Nagelgliedes. Ein langes Nagelglied ist sozusagen eine Blüte ästhetischer Kultur. Reiche Blüte kostet immer Wurzelkraft, biologische Energie.

Lange Nägel zeigen deshalb, namentlich wenn sie recht schmal sind, niemals soviel Lebenskraft und Gesundheit, wie kurze und breite. Denn alles Kraftvolle, Ursprüngliche, Wurzelstarke, hat eine breite Handfläche. Lange Nägel sind bei sensiblen, ästhetischen, phantasievollen, idealgesinnten Menschen zu finden. Das Triebhafte und Materielle tritt bei ihnen zurück hinter dem Verstand. Darum sind sie ruhiger, beherrschter, nachgiebiger, verständnisvoller als die Menschen mit den kurzen Nägeln.

Die langen Nägel findet man bei dem hochaufgeschossenen phtisischen Habi-

tus. Sind sie dünn und schwach, so lassen sie auf konstitutionelle Schwäche, auf Neigung zu Erkrankungen der Atmungsorgane schließen.

Kurze Nägel zeigen mehr Kraft, aber auch stärkere Triebhaftigkeit und darum Erregbarkeit, hitzigeres Wesen, manchmal Streitsucht an, namentlich dann, wenn sie mehr breit als lang sind. Dann verraten sie den vernunftlosen, halsstarrigen Menschen.

Ebenso ungünstig aber sind auch schmale, nach unten gebogene, krallenartige Nägel. Sie verraten Habsucht, Bösartigkeit. Sie erinnern an Tierkrallen, sind also eine niedere Formstufe.

Starke Nägel sprechen von guter Konstitution, von Langlebigkeit und zäher Ausdauer, aber auch von Hartnäckigkeit und Energie. Dünne, weiche Nägel verraten Körperschwäche, geringere Lebensenergie. Eingerissene oder ständig abgekaute Nägel gehören in das Gebiet angeborener nervöser Anlagen.

Gesunde Nägel sind *rosa* gefärbt; stark *rote* verraten Reizbarkeit, *bläuliche* Herzleiden, *bläulich-weiße* Blutarmut, *gelb-grüne* kachektische Zustände. Wo solche Anzeichen chronischer Leidenszustände in den Fingernägeln auftreten, da sind meist auch die sogenannten *Handberge* der inneren Handfläche nicht sonderlich stark. Denn diese Handberge sind das Wurzelgebiet aller Kräfte und Neigungen, die in den Fingern ihren formalen Ausdruck, ihre Richtung in's Leben finden.

Wo starke Handberge und starke Handwurzel, da sind auch starke Lebensantriebe. Darum sind sie mehr zu finden in den elementaren und praktisch-motorischen, also in den eigentlichen Schafferhänden, als in den intellektuellen und ästhetischen Handformen. Es sind die derben, kraftvollen, ursprünglichen, naturhaften Menschen, die diese prallen Berge der Innenhand haben. Denn immer ist der Handrumpf die Natur, die Finger aber sind das geistige Prinzip. Es sind die wirklichkeitsstarken Tatmenschen, die die gesunde sinnliche Kraft, in der Arbeit das Draufgängertum und die nötigen körperlichen Reserven haben. Der Trieb ist eben noch stärker als die Idee. (Fig. 84.)

Wo die Berge schwächer werden, wie in den Händen der durch die Kultur gebändigten Menschen, da müssen die Triebe den Gedanken gehorchen. Die Rumpfkraft der Hand geht zurück. Die Architektur der Finger, ihr reizvolles geistiges Spiel drängt die Urkraft der Triebe zurück. Mit dieser Sinnenkraft aber trocknet auch das Seelenleben in den Tiefen aus. Aus vollsaftigem Gefühl wird die Zartheit des Empfindens. Und wo die Handberge gänzlich schwinden, wo sie sozusagen eingestürzt sind, flach oder gehöhlt sind, da ist alle dramatische Erlebniskraft der gesunden Menschennatur gänzlich geschwunden. Nüchterne Kühle umgrenzt das ängstliche Leben mit Kleinlichkeit und Egoismus, mit Geiz und bissiger Krittelei. Diese Menschen mit den völlig zusammengefallenen, er-

schlafften Händen gleichen erloschenen Kratern. Sie brechen nicht mehr aus, schleudern nicht mehr wildkochend zerstörende Lava, aber sie glühen und leuchten auch nicht mehr. In erschlafften Händen starb die Natur, versiegte der Quell aller menschlichen Geistes- und Charakterkräfte. (Fig. 85.)

*

Fig. 84. Starke Handberge. Ursprüngliche Lebenskraft; starke Triebe.

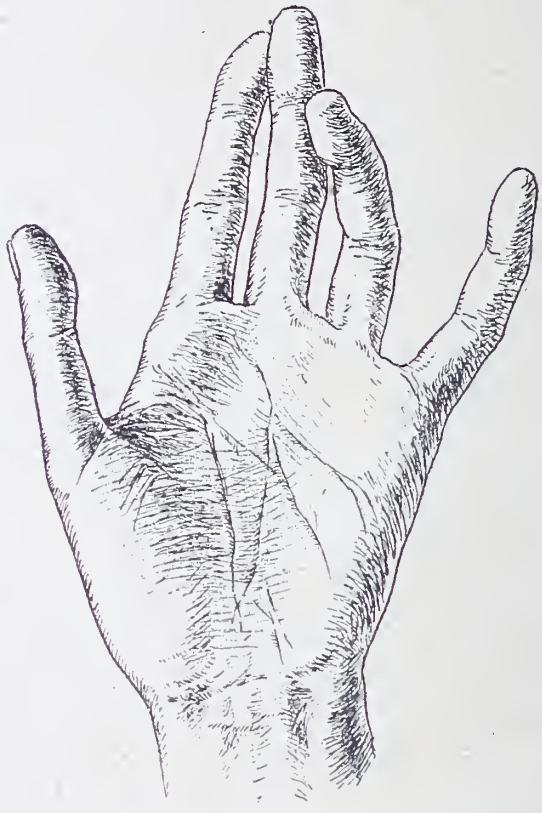


Fig. 85. Schwache Handberge. Zurückgegangene Lebenskraft. Nervöser Typus.

So gibt's — auch in der Hand — nur Kraft oder Schwäche, nur hohe oder niedere Formstufe, nicht aber Gut und Böse. Alles ist gut, sofern's am rechten Platze steht. Grobe Hände sind so notwendig wie zarte und feine. Was nützen und etwas schaffen soll, vermag sich niemals zu der reinen und zarten Schönheit dessen zu erheben, das ohne Nützlichkeitszweck lediglich um seiner selbst willen gedeiht. Nie hat ein knorriger Apfelbaum die schlanke Schönheit einer Lilie. Nie kann darum eine fleißig schaffende, sorgende Hand einer sorgfältig gepflegten gleichen, nie die Hand eines Schlossers, eines Jägers, eines Bauern derjenigen der Dame im Salon. Harte Arbeit hält ein paar Generationen hindurch die Handfläche breit und die Finger kurz. Ja, wenn auch im Gesicht der Menschen geistige Anlagen sprechen und die Sehnsucht nach ihrer Verwirklichung im Herzen sich regt — die Hände sind stets Wirklichkeit und Gegenwart.

Man möchte sagen: die Form der Hände zeigt die Grenze, über die ein Mensch in seinem Wesen, in der äußeren Gestaltung seines Lebens, nicht hinauskommt. Es gibt Hände, die einen Menschen fördern und andere, die ihn in seinem

Leben hemmen. In schönen, feingliedrigen, aristokratischen Händen liegt eine so mit dem Wesen verwachsene Freude am Schönen, am Eleganten in der eigenen Kleidung, am Vornehmen in der persönlichen Umgebung, daß ein Mensch mit solcher Hand in häßlicher, nüchterner Umgebung schwer leidet.

Aber wie das Schöne, das Vornehme, hier Bedürfnis sind, so wird sehr oft auch der Trieb, die Kraft geweckt, es zu erwerben. Dann haben diese edlen Hände das Leben gefördert.

Kurzfingerige, derbe Hände sind oft gar zu einfach in den persönlichen Gewohnheiten. Sie neigen eher dazu, das äußere Leben einzuengen. Es liegt in ihnen ein Hang zur Primitivität. Menschen mit solchen Fingern legen geringeren Wert auf ihre äußere Erscheinung und ihre Umgebung. Aber eben darum kann in solchen Händen eine unerkannte Hemmung des Lebens zum Ausdruck kommen.

Es ist höchst interessant, in der Handschrift den gleichen Formen zu begegnen, die die Hand selber besitzt, ja geradezu den gesamten körperlichen Typus, die Konstitution, das Naturell, das Temperament, in der Schrift ausgedrückt zu finden. Wir wären versucht, diesem so wichtigen Zweig praktischer Menschenkenntnis hier zu folgen, wenn nicht der Gegenstand so klar und eindringlich behandelt wäre in dem Werke von Dr. Ludw. Klages „Handschrift und Charakter"*), einfacher noch in dem Buche von M. Ivanovic „Menschenkenntnis durch die Handschrift."**)

Die Summe aller geistigen Anlagen und Fähigkeiten liegt zwar im Gehirn. Aber sein getreuester Diener, sein intelligentester Mittler zwischen Idee und Ausführung, zwischen Ich und Außenwelt, das formale Prinzip und das wundervollste Instrument alles Vollbringens und Verwirklichens, das Organ, das aller Idee erst Leben gibt — ist die Hand.

*) Leipzig, Joh. Ambros. Barth.
**) Volkskraft-Verlag.

14. Kapitel.

Die Beine und die Füße.

Ist es auch schwer, am vielfach umkleideten Körper die Form des Beines zu erkennen, so geben Badeanstalten, See- und Luft- Licht-Bäder, sportliche Veranstaltungen, vor allem aber moderne Tänzerinnen, doch reichlich Gelegenheit, diesen Körperteil zu bewundern, der durch ständiges Verdecktsein mehr sinnlichen Reiz erhielt, als ihm eigentlich zukommt.

Zunächst stellen die Beine zwei Säulen dar, auf denen — aufrecht und

hochragend — sich die Körpergestalt erhebt. Kein Tier hat diese Gestalt, diese edle Haltung, bei der das Rückgrat und die Beine sozusagen eine einzige gerade Linie bilden. Die vierbeinigen Tiere haben eine parallel zur Erde laufende Wirbelsäule. Die zweibeinigen neigen den Oberkörper schräg nach vorn.

Bei keinem Tier sprechen wir deshalb so vielsagend von der „Haltung". Und wenn wir sehen, wie sehr diese Haltung, dieser Ausdruck einer geistigen Freiheit im aufrechten Gang, im hoch- und stolzgetragenen Kopf, von den Beinen und von den Füßen abhängt, dann begreifen wir, warum kein einziges Tier der weiten Erde die wundervolle Form der Beine, die intelligente Vielgliedrigkeit der Füße hat, wie der Mensch.

Wollten wir mehr auf die Bildhaftigkeit unserer Sprache achten, so müßte es uns auffallen, wie in ihr unbewußt die symbolische Bedeutung von Bein, Fuß und Gang sich ausdrückt. Ein „aufrechter" — d. i. redlicher — Mann kann wohl nicht gut dürre, schwächliche Beine haben. Und wenn man ihn verachtet, so hat er in der menschlichen Gesellschaft seine „Stellung" eingebüßt. Von einem charaktervollen Menschen verlangen wir, daß er „standhaft" sei. Und wir sagen von einem Mädchen, das gegen die Sitte sündigte, es sei „gefallen".

Wir sehen am Beine die gleiche Gliederung wie beim Arm. Es ist auch hier die Dreiteilung in Trieb, Gefühl, Verstand. Der Oberschenkel ist — entsprechend dem Oberarm — die Triebsphäre, die gesammelte Kraft, der Unterschenkel — entsprechend dem Unterarm — die Gefühlssphäre, das sensible Gebiet, der Fuß endlich — entsprechend der Hand — das intelligible Organ, der Verstand. Wie beim Arm, so geht auch beim Bein die Entwicklung von einem einfachen, einknochigen Oberglied, dem Oberschenkel, über ein zweiknochiges, formenreicheres Mittelglied, dem Unterschenkel, zum vielgliedrigen, gelenkreichen Endglied, dem Fuß.

Im Oberschenkel also liegt die gesammelte Kraft. Er ist im gesamten Bein die Energie, das Motorische, also ein Gefüge aus Kraft und Stoff. Er muß deshalb eine geringere Bedeutung für die geistige Persönlichkeit haben, als der Unterschenkel oder gar der Fuß.

Immerhin ist nichts ohne solche Bedeutung. Und wie beim Tiere allgemein die Kürze und die Unvollkommenheit des Oberschenkels auffällt, so muß nun solch ein kurzer, plumper Oberschenkel beim Menschen seine geistige Persönlichkeit hemmen, ja vermindern. Von zwei Menschen mit gleichem Kopfbau und demnach gleichen Geisteskräften wird doch der mit dem längeren Oberschenkel lebhafter, beweglicher, hemmungsloser sein. Denn kurze Oberschenkel sind sozusagen die erdgebundenere Form. In solcher Form ist stets das Geistige gefesselt. Sie macht befangen, geistig eng, philisterhaft, scheuer und unsicherer im Auftreten.

Der hochgewachsene Mensch hat's immer im Leben leichter. Seine Kör-

pergröße erleichtert ihm, sich geltend zu machen, sich durchzusetzen. In aller Kürze und Plumpheit des Körpers liegt eine innere Fesselung, eine vom Geist hemmend empfundene Stofflichkeit.

Die Griechen haben ihren Helden, ihren schönen Jünglings- und Frauengestalten lange, ja allzulange, den Satyren hingegen kurze Oberschenkel gegeben. Haben sie nicht darin mit künstlerischem Blick die edle, in's Geistige gerichtete Bildung von der genußfroh-trägen Sinnenwelt unterschieden?

Männer haben längere Gliedmaßen als Frauen und darum die größere geistige Lebendigkeit, den rascheren und beweglicheren Willen. In kurzbeinigen Gestalten steckt etwas Zögerndes, Langsameres, Ruhendes. Die hochbeinigen Engländerinnen sind energischer, bewußter, selbständiger als die deutschen Frauen, die kürzere Beine haben. Aber sie sind auch von geringerer Innerlichkeit.

Frauen haben kürzere Gliedmaßen als Männer. Darin liegt das Sensible, weniger Motorische ihres Wesens. Es ist ein Zug der Kindhaftigkeit, der scheuen Zurückhaltung. Das Erleben ist stärker als die Idee.

Dies steigert sich aber zur Unterwürfigkeit, wenn die Kurzbeinigkeit zur rassischen Eigentümlichkeit wird. In Griechenland war die Herrenkaste schlank und hochbeinig. Die Sklaven hatten kurze Beine. Der ichbewußte Engländer, der sehnige Araber, der stolze, sonnendurchglühte Beduine, sind langbeinig.

Die germanischen Völker sind allesamt langbeiniger als die romanischen. Niemand wird auch leugnen, daß ihre Natur geistiger, diejenige der Romanen sinnlicher und materieller ist.

Gerade die aufrechte Haltung, die weitschreitende stolze Geistigkeit des Ganges, haben ja im Laufe der Entwicklung den längeren Oberschenkel bewirkt. Und es ist nur zu verständlich, daß überall da, wo Tiefstand oder gedrückter Sinn herrscht — bei den schwarzen Völkern, den Juden, bei der Masse des Volkes — der kürzere Oberschenkel gefunden wird. In der stolzen, von Überlegenheit getragenen Aristokratie trifft man sicherlich die größere Zahl schlankgebauter Männer und hochbeiniger Frauen.

Ja, es ist durchaus nicht nebensächlich, daß das größte Herren-Volk der Welt die langschenkeligen Engländer sind. Auch in Schweden und im nördlichen und nordwestlichen Deutschland sitzen die langbeinigen stolzen Menschen, die in jedem Lande nach dem Osten und nach dem Süden hin den Rassen mit den kürzeren Beinen und den kürzeren Oberschenkeln Platz machen. Darum sitzen in jedem Lande im Norden die motorischen, beweglichen, energischen, organisatorischen Menschen, im Westen die geistig regen, im Osten die seßhaften, konservativen Landleute und im Süden die sensiblen Naturen.

Der straffe, muskulöse Oberschenkel ist dabei stets die männliche, die aus-

gesprochen motorische Form. Sie kennzeichnet den energischen, entschlossenen, körperlich und geistig beweglichen Menschen (Fig. 86, 46).

Die runde Fülle der Oberschenkel, in der die Muskelgebilde zurücktreten, ist die charakteristische Form am weiblichen Körper. Denn hier ruhen die breiten Hüften, ruht auf solch kräftigen Säulen das Becken. Und in all dieser Breite und Fülle sehen wir die Form des fruchttragenden Lebens, die im Weibe verkörpert ist. (Fig. 87.)

Fig. 86. Hermes von Antikythera. 4. Jahrh. v. Chr. Athen. Schlanke und doch kraftvoll-männliche Gestalt mit hervorragend schöner Plastik der Beinmuskulatur.

Magere, fettarme Oberschenkel, die bei harter Muskelentwicklung wohl gar einen männlichen Eindruck machen, zieren eine Frau nicht. Umgekehrt werden fettreiche, übervolle Oberschenkel und breite Hüften beim Manne weibisch wirken. In der Tat sind sie bezeichnend für den eunuchoïden Typus.

Wird aber der Geschlechtscharakter durch solche Unterschiede im Hüften- und Schenkelbau ausgeprägt, so begreift man, daß die natürlichste seruelle Kraft, die ergiebigste Fruchtbarkeit überall da besteht, wo die typische Form gewahrt ist. Der schmalhüftige Mann mit muskelstarken Oberschenkeln wird eine ebenso normale Zeugungsenergie in sich bergen, wie die breithüftige Frau mit der schönen Fülle der Oberschenkel die natürliche Sinnlichkeit und Fruchtbarkeit.

Diese beiden Geschlechtstypen üben darum auch die stärkste Anziehung aufeinander aus. Sah man je, daß der hagere Mann ein hageres Weib liebt? Zieht ihn nicht die wohlige Fülle des gesunden Frauenkörpers an? Und ist es nicht, als ob sein unruhiger Tätigkeitsdrang gezügelt würde und Frieden fände durch die Ruhe, die von der fruchtbaren, erdatmenden Schönheit eines vollen Frauenkörpers ausströmt?

Wird aber nicht auch umgekehrt das ruhig-ausreifende Frauenleben in Liebe magisch angezogen durch die straffe Körperkraft des Mannes? Sein energisches Wesen, das in der schärferen Kontur seines ganzen Körpers liegt, trägt Bewegung in die in sich selber ruhende Friedlichkeit ihres Lebens hinein. So wirken Ruhe und Bewegung, der negative und der positive Pol, das empfangende und das zündende Leben aufeinander ein.

Übergroße Fülle des Hüften- und Schenkelbaues bei der Frau setzt die Fruchtbarkeit, aber auch die sinnliche Empfänglichkeit herab. Denn solche Fülle mehrt den Fett- und Wasserreichtum der Gewebe allzusehr und erstickt damit die höhere Lebensenergie, die Schwingung der Elektronen.

Ebenso aber wird auch bei allzu dürren Schenkeln des Mannes geschlechtliche Kraft bald erschöpft sein, denn sie nährt sich doch zum Teil aus der Spannung, aus dem Stoffwechsel der umgebenden Hüften- und Schenkelgewebe.

Die schöne Norm dieser Partien gewährt Mann und Weib die Natürlichkeit in der Auswirkung ihrer sinnlichen Kräfte. Denn Hüften- und Schenkelgewebe sind doch — beim Weibe mehr noch als beim Manne — sozusagen das Erdreich, aus dem die Organe der Fortpflanzung ihre elementare Kraft ziehen. Ungezügelte Sinnlichkeit, unbeherrschtes Trieblеben zerstört diese Gewebe, saugt sie aus. Die großen Rollhügel der Hüften verlieren ihre Straffheit. Sie sinken herab oder werden hager. Die Oberschenkel bekommen Höhlungen auf den Innenlinien. Das Leben ist dann in seinen Grundlagen erschüttert. Denn im Hüften- und Schenkelbau liegt die Kraft- und Triebsphäre und damit das Wurzelwerk des Lebens.

Wie der allzukurze, plumpe Oberschenkel bei Mann und Frau immer die tiefstehende Bildung darstellt, so noch mehr seine starke Behaarung. Denn hier werden wir erinnert an das Fell des Tieres, an Satyr und Waldschratt. Bei der Frau ist dies ein weit schlimmeres Zeichen noch als beim Manne. Denn ihre helle und weiße Haut ist wie die Melodie eines in Seelenschönheit strahlenden Lebens. Alles, was solche Beseeltheit trübt, ist ein Erinnern an Niedrigkeiten, ein Hervordrängen überwundener Häßlichkeit. Darum lieben wir die weiße Schönheit der Frau, die auch dem Mongolen, ja dem Neger über allen Rassentypus hinaus das höchste Wunder der Schöpfung ist. (Fig. 87.)

*

Der Unterschenkel ist das Gefühlsgebiet des Beines. Ihn trennt der Oberschenkel von der Region des Sinnlichen. Das Sensible tritt stärker hervor.

Es ist ein natürliches Empfinden, wenn ein formlos plumper Unterschenkel uns abstößt, während eine Linie, die von schlanker Fessel in graziöser Schweifung zu schöngerundeter Wade ansteigt, unser Entzücken weckt. Denn wir fühlen, hier sei belebter Stoff. Es ist beschwingte Kraft, die aus Gelenk und Muskel zu so reizvollem Gebilde sich fügt. (Fig. 46, 86, 47, 87.)

Fig. 87. Aphrodite Kallipygos. 4. Jahrh. v. Chr. Neapel, Nationalmuseum. Prachtvolle Gestaltung der Beine und der auf ihnen ruhenden Hüften- und Beckenpartie. Das Ruhende, sinnlich Empfangende, Fruchttragende des Frauenkörpers ist in diesen natürlichen Formen ausgeprägt.

Manch reizendes Wesenkind verrät die sehnsüchtige Lebenslust in graziös geschweiften Beinlinien, in leichtbeschwingtem Gang. Die Koketterie des Schreitens verrät ein ungeduldiges Herz, ein ungestümes Blut.

Die Mode der kurzen — ach oft allzukurzen — Röckchen bei der Frau brachte dem Menschenkenner reiche Ernte. Hier war eine Fülle naiv gebotener Lieblichkeit, aber — leider — mehr noch naiv enthüllter Mängel. Wir sahen den elastischen Gang und die temperamentvolle Beweglichkeit schöngeformter Unterschenkel, bei denen eine kräftig-schlanke Wade über reizvollem Fußgelenk wie eine anschwellende Säule sich aufbaut. Und wir empfanden, daß in solchem

Spiel zartgeschwungener Linien ein reger Geist spricht, eine Seele, die beweglich dem bunten Bilde des Lebens folgt.

Aber wir sahen auch andere Unterschenkel, in deren Plumpheit und grober Kürze sich ebensoviel Dummheit wie geistige Schwerfälligkeit verriet. Wie hier die Beweglichkeit des Fußgelenks durch formloses Gewebe umlagert wird, so wird der Geist in Trägheit herabgezogen. Es sind die phlegmatischen, indifferenten, elementaren Naturen, die auf solchen Elefantenbeinen durch's Leben stampfen. Wie ihr Fuß sich kaum vom Boden hebt, so ringt auch ihr Geist sich nicht vom Stoffe los. Sie sind materiell, von grober Sinnlichkeit, von schwerer Erdgebundenheit. Ihrem Wesen mangelt das Ästhetische. Es fehlt die Grazie, die geistige Regsamkeit. (Fig. 88.)

Fig. 88. Häßliches, plumpes Bein.

Fig. 89. Bein eines Negers. Wadenloser Unterschenkel.

Könnte man sich eine Tänzerin mit solch grobgeformtem Unterschenkel vorstellen? Würde nicht die Dickflüssigkeit ihrer Bewegungen uns ein Bild geben von der Schwerfälligkeit ihres Gehirns?

Dies steht in unmittelbarer Verbindung. Wo — wie in der Bodenseegegend und in der Schweiz — die Wucherung der Schilddrüse den häßlichen Bläh-hals und den Kropf bewirkt, da wird das Gehirn träge, das Wesen schwerfällig, der Gedanke langsam. Aber man findet da auch sehr zahlreich die plumpen Unterschenkel, die bis zu völliger Formlosigkeit verquollen sein können.

Ganz sicher aber vermißt man an solchen Menschen auch die rasche Denkkraft, die schnelle Auffassung, den Entschluß, ja die ganze Lebendigkeit und Elastizität des Wesens, wie sie etwa den Norddeutschen auszeichnen.

*

Solche Beweglichkeit birgt wohl auch Gefahren. Und wenn das Volk von einem „Leichtfuß" spricht, so meint es sicher den, dem ein gar zu schmales, gar zu feinsehniges Fußgelenk die wohltuende „Standhaftigkeit" nimmt. Solch allzu feines Gelenk, das den gar zu leichten Schritt hat, verrät auch in anderer Hinsicht Leichtigkeit. Ich glaube gesehen zu haben, daß in den schmalfesseligen Frauen, denen in der Schwäche des Gelenks leicht der Fuß umknickt, der Leichtsinn sitzt. Viele halten ihn für den Hauptzug der gelockerten Weiblichkeit von heute. Wenn

es so wäre — wie schade wäre das! — so hätten in diesem unedlen Wettstreit die Frauen mit den überschlanken Fußgelenken ganz sicher den Vorsprung. Denn was körperlich die Festigkeit gefährdet, kann sie moralisch wohl kaum sichern.

*

Die Schienbeinlinie darf nicht ganz gerade sein. Sie ist leicht — aber nicht allzusehr — konkav.

Strindberg hat in seinem „Blaubuch" die Wadenmuskulatur als das Gebiet der schönsten Linien des menschlichen Körpers bezeichnet. Das begreift man, wenn man weiß, daß vom Bau des gesamten Unterschenkels zum großen Teil der aufrechte Gang und damit die Würde des Menschen abhängt.

Beim dummen Menschen werden wir leicht überall am Körper, sichtlich an Armen und Beinen, und also auch bei der Wade, der reinen Kugelform begegnen, beim geistig lebendigeren mehr dem Oval, der Ellipse. Stets ist der Kreis die embryonale, infantile (kindliche) Form, die keine sonderliche geistige Leistung verrät. Die organische Schöpfung aber streckt und differenziert aus der geistigen Entfaltung heraus auch die körperlichen Formen.

Alles Runde bleibt dabei im Gefühl, im Empfinden stecken, alles Gerade und Eckige aber wird Bewußtheit, Verstand, Wille. Der kluge und weitblickende Lavater sagt (Physiognomik, Wien 1829): „Ich wollte beinahe als Axiom setzen: alle Geradheit in den Formen verhält sich zur Gebogenheit wie Kraft und Schwäche, wie Steifsinn und Biegsamkeit, wie Verstand und sinnliche Empfindung."

Die reine Kreis- oder Kugelform stellt am Körper allemal etwas allzu Stilles, In-sich-Beruhendes dar, einen Mangel an geistiger Energie. Selbst beim Hals, beim Oberarm und beim Oberschenkel, die doch der reinen Kreisform am nächsten kommen, darf man die leicht elliptische Bildung für die ästhetischere halten. In diesen höheren Kurven, den elliptischen, parabolischen Linien, ja in den (z. B. in der Wirbelsäule vorkommenden) Doppelkrümmungen liegt die reizvolle Lebendigkeit und damit der Geistgehalt der körperlichen Erscheinung des Menschen. Selbst der Laie könnte den gröberen Tierknochen vom feineren Liniengebilde des Menschenknochens unterscheiden. Und gerade mit der graziösen Schweifung des Rückgrates, des Unterarmes und der Wadenlinie beim Menschen ist gar nichts in der Tierwelt zu vergleichen.

In der weiblichen Wade darf, der natürlichen Fettauskleidung des Frauenkörpers entsprechend, das Muskelgebilde nicht scharf hervortreten. Es würde damit ein männischer Typus entstehen. Wundervoll sind die Unterschiede des Männlichen und des Weiblichen, des Tatvollen und des Gefühlvollen, von den griechischen Bildhauern dargestellt worden. Man vergleiche nur die muskelstraffen

Unterschenkel des Diskuswerfers in Fig. 46 mit den weitaus weicheren und volleren der Aphrodite Kallipygos in Fig. 87.

Sehr breite und dabei flache Waden sind ein Kennzeichen niederer Art. An edlen Gestalten sind solche Waden nicht zu finden.

Der größte Umfang der Wade sollte wenigstens dem Halsumfang gleichkommen, darf diesen auch wohl ein wenig übertreffen, keinesfalls aber geringer sein.

Wo die Wade fehlt oder nur kümmerlich entwickelt ist, da fehlt sozusagen ein ganzes Gefühlsgebiet. Wir empfinden unbewußt diese Unterschenkel, die ohne die anschwellende Fülle der Wade in einer langweilig geraden Linie verlaufen, als gefühl- und temperamentlos. Kein Tier hat eine Wade. Selbst die fetten und rumpfgewaltigen Wiederkäuer zeigen doch nur ein aus Knochen und Sehnen hager gefügtes, gefühllos-unschönes Bein. Alle tiefstehenden Rassen und Völker haben die sehnig-hageren Unterschenkel. (Fig. 89.) Wo wir solcher Form an den Menschen unserer Umgebung begegnen, da darf man mit Sicherheit auf eine Trockenheit des Gefühls, eine sperrige, unsinnliche Natur schließen. Irgend etwas im Gefühlsleben ist da verkümmert.

In Thomas Mann's Roman „Buddenbrooks" beobachtet der hypochondrische, neurasthenische Sonderling Christian Buddenbrook zeitweise seine Waden, wie sie einfallen. Die energielos-wehmütige Stimmung des Mannes hängt mit diesem Schwund der Muskeln zusammen, kommt darin zum Ausdruck. Denn wie die Beinkleider ihm um die dürren Schenkel schlottern, so ist mit dieser Schwäche seiner Standorgane auch seine Stellung im Leben erschüttert.

Wo aber das gefühlsreich schöne Gebilde der Wade sich steigert zu einer hart und prall herausspringenden Muskelfülle, da wird die Kraft nicht mehr durch die Weichheit des Gefühls gemildert. Darum verrät solch athletische Bildung bei entsprechender Gesichtsform einen schroffen und brutalen Willen. Solch prall herausspringender Wadenmuskel ist nicht die vornehme, nicht die aristokratische Form, sondern die plebejische. Es ist die rohe Kraft, die — ohne es zu sehen — taktlos das Gefühl der Andern zertritt.

Fig. 90. Knie des Apoxyomenos des Lysippos. Trotz der kraftvoll-männlichen Gesamtgestalt ein sehr schlankes Knie.

Alle wahre Schönheit liegt nur in der vom Gefühl gebändigten Kraft. Darum ist die schönste, die wahrhaft harmonische Form des Unterschenkels die, deren Linie vom kräftig-schmalen,

festen Knöchel in schöner Schweifung zur gesunden Fülle der Wade ansteigt und dann — sich verjüngend — in das lebendige Gebilde des Knies übergeht. (Fig. 90.)

*

Das Knie ist — wie alle Gelenke — ein hochintelligentes Organ der körperlichen Beweglichkeit. In jedem Gelenk steckt ein Stück höheren Lebens. Ja, man wäre versucht, die Gelenke als die Transformatoren (Umschaltestationen) des elektrischen Betriebs im Körper, als Unterbetriebe des Gehirns anzusehen.

Die Gelenke sichern in ihrer elastischen Kraft unsere Persönlichkeit. Ist nicht die aufrechte Haltung zum Teil ein Verdienst des Kniegelenks? Und geben wir nicht unser Ich auf, wenn wir „das Knie beugen"?

Alle Tiere haben irgendwie eingebogene Kniee. Und ein Mensch mit ständig gebeugtem Knie verrät damit seine niedere Stellung, seine devote Gesinnung oder auch seine organische Minderwertigkeit.

Plumpe, breite Kniegelenke findet man in der Masse. Sie sind der Ausdruck undifferenzierten, aber auch formlosen, unfeinen Wesens. Stehen sie hart, knochig und eckig heraus, so erinnern sie an Tiergelenke. Ist es nicht interessant, solche Gelenke als Folgen von Rhachitis und Skrophulosis zu finden? Sieht man nicht hier, wie alle Krankheit die edle Form zerstört? Wie mit der Häßlichkeit auch die überlegene Vornehmheit des Geistes sich wandelt?

Wie sehr die griechischen Bildhauer das dicke Knie für häßlich hielten, erkennt man daran, daß sie selbst der kraftvollsten Figur antiker Kunst, dem Farnesischen Herkules, verhältnismäßig schlanke Kniee gaben. Es ist eben nicht die Aufgabe des Künstlers, das Gemeine und Gewöhnliche darzustellen, sondern das, was er für das Schöne hält. Darum finden wir bei allen griechischen Plastiken auffallend schlanke Kniegelenke. (Fig. 90.)

Wahrlich — die großen Künstler Griechenlands waren erstaunliche Menschenkenner. Denn jede ihrer Gestalten ist überreich an wunderbar beobachteten psychologischen Zügen. Und diese Kunst ist nichts anderes als eine einzige und großartige Offenbarung der geistigen Welt in der körperlichen Form.

*

Der Fuß.

Gehen wir schließlich und endlich zum Fuß über, so sehen wir in ihm wie bei der Hand ein Gebilde, das durch zahlreiche (26) Knochen und Gelenke zum persönlichsten, sozusagen geistigsten Teil des Beines wird. Die ungeheure Mannigfaltigkeit der tierischen Fußformen weicht beim Menschen einer gewissen Gleichmäßigkeit, die natürlich eine Menge individueller Abweichungen umschließt.

Gerade dieser Vergleich mit dem Tier zeigt uns, daß weder ein allzugroßer, noch ein gar zu kleiner Fuß, weder ein solcher von auffälliger Schmalheit und Länge, noch ein anderer von plumper Kürze und Breite den Menschen ziert. Denn all dies gemahnt an irgendeine der vielen Formen des Tierfußes.

Ganz sicher drückt der Fuß ein geringeres Maß geistigen Lebens aus als die Hand. Ist doch auch seine Ausdrucksfähigkeit geringer, ja seine ganze Stellung mehr untergeordneter Art. Denn er dient der Fortbewegung, die Hand aber, weil näher dem geistigen Zentrum liegend, der Verwirklichung höherer Dinge.

Fig. 91. Männlicher Fuß. Breit, kraftvoll mit starker großer Zehe, starken Ballen.

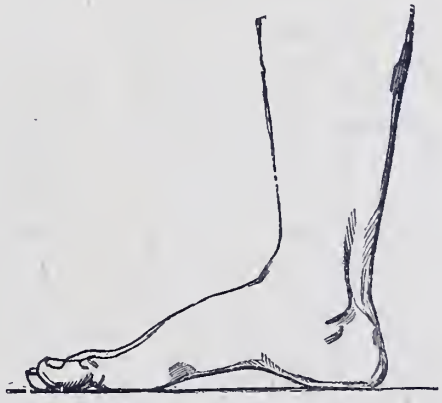


Fig. 92. Weiblicher Fuß mit zarteren Formen und kleinerer Großzehe, kleinem Ballen.

Man begreift, daß der Fuß geringeren Anteil hat an inneren Vorgängen, daß er eben darum aber auch beständiger in seiner Form, bleibender in seiner ganzen Beschaffenheit ist. Das Leben, das seine Spuren in Antlitz und Hand eingräbt, läßt den am Boden schreitenden Fuß unbeteiligt am seelischen Erleben.

*

Allerdings unterliegt der Fuß der natürlichen Entwicklung. Die weiche und breite Form unterscheiden wir an ihm — genau wie bei der Hand — von der Trockenheit und Saftlosigkeit des Alters. Und auch hier können wir sagen, daß ein gewebsarmer, dürrer Fuß, wo er schon in jüngeren Jahren gefunden wird, von einer frühalten, greisigen Anlage spricht, die im Gemütsleben frühzeitig verkümmerte, sofern sie jemals recht entfaltet war.

Im Fuß zeigen auch Mann und Frau ihr abweichendes und eben darum einander ergänzendes Wesen. Äußert sich nicht die willensstarke Festigkeit des Mannes in seinem breiteren Fuß, den größeren Zehen, den festeren Nägeln? Liegt nicht in der kräftigeren Ferse, im volleren Ballen der großen Zehe, seine Energie, in der sehnigeren Kraft des Fußes seine Aktivität, seine motorische Grundanlage? (Fig. 91.)

In tiefsinniger Gegensätzlichkeit steht all dem der Fuß des Weibes gegenüber. (Fig. 92.) Schmaler, weicher, zarter, mit kleinerer Ferse und schmaleren

Zehen, verkörpert er die sensible Grundanlage der Frau, ihr weicheres, nachgiebigeres, mehr zur Ruhe neigendes Wesen, das mehr ein Leben gemütvoller Innerlichkeit schätzt, als unruhvollen Kampf nach außen.

Wo die launische Natur dem Manne einen kleinen, schmalen und weichen Frauenfuß, der Frau aber einen festen, breiten, weitausschreitenden, mit großem Ballen versehenen Männerfuß gab, da sind auch die Rollen vertauscht. Da ist die Intelligenz solch eines kleinfüßigen Mannes vermindert, und sein Wesen wird weich, unmännlich, unpersönlich. Das Gefühlsmäßige schiebt sich allzusehr im männlichen Charakter vor. Bei der großfüßigen Frau aber drängen Verstand und Wille das Gefühl zurück. An Stelle der Hingabe tritt die Tatkraft, der Unternehmungsgeist. Das Motorische, das Männliche also, hat das Gefühlsmäßige, das Weibliche, zurückgedrängt.

Die Aufgabe des Fußes liegt in der Bewegung. Sein geistiger Gehalt ist geringer als der der Hand. Man kann darum beim Fuß nicht so feine und typische Unterscheidungen machen wie bei der Hand.

Es gibt zwar eine plumpe, elementare Form des Fußes; aber der Begriff einer psychischen Form besteht nicht. Denn wenn schon in der psychischen Hand die Nützlichkeit erlischt, so würde eine entsprechende Fußform sinnlos sein. Ein Fuß, der nicht mehr motorisch ist, hätte seinen Zweck verloren.

Eher findet man — im athletischen Fuß (Fig. 93) — noch eine Steigerung des Tatcharakters. Der elementare Fuß ist die plumpe, unschöne Form der geistig trägen, indifferenten Menschen. Es ist eine gemeine Fußform, die niemals Intelligenz oder geistige Beweglichkeit zeigt. Er ist kurz und breit, hat nicht die schöne Höhlung der gewölbten Sohle, sondern ist eingesunken und ein Plattfuß. (Fig. 94.)

Es ist der Fuß der niedrig organisierten Menschen, die ihre Schwerfälligkeit und Erdgebundenheit durch eine große Schuhnummer verraten. Sie treten derb und laut auf. Und wenn etwa ein weiblicher Dienstbote uns tagtäglich mit solchen Füßen umstampft, dann sprechen wir schaudernd von einem „Trampel".

Denn der elementare Fuß ist das sichere, ja untrügliche Zeichen einer materiellen und taktlosen Natur. Man wird sich überzeugen, daß jede höhere individuelle Kultur, jeder gesteigerte Grad persönlicher Vornehmheit sich auch in einer verfeinerten Form der Hände und Füße — als den Endgliedern organischer Bildung und geistiger Ausstrahlung — zeigt. Wo darum diese Endorgane plump und häßlich sind, da ist der innere Mensch noch allzu ungeformt. Ihm fehlt die feine geistige Differenzierung, das, was wir im ästhetischen Sinne „Kultur" nennen. Es fehlt das Aristokratische, das, was wir mit einem unendlich gehaltvollen Wort als die „Gesinnung" bezeichnen.

In der Masse des Volkes ist der elementare Fuß häufig; man trifft ihn

hier und da — als nach außen gedrehten Plattfuß — auch unter den Juden. Es ist der typische Schieberfuß, der auch im Lackschuh nicht vornehmer wird.

Eine zu lange, nach hinten herausstehende Ferse ist eine gemeine Form. Sie erinnert an Tierfüße und wird bei Negern und tiefstehenden Rassen gefunden. Solche Füße haben meist auch einen niederen Rist, sind eingesunken

Fig. 93. Athletischer Fuß. Sehr große, dicke Zehe. Muskulöser Bau.

Fig. 94. Elementarer Fuß. Plumpe, breite Form. Materielle Natur.

Fig. 95. Plattfuß, Negerfuß, dessen Ferse hinten weit herausteht.

und ohne Sohlenhöhlung. Zudem ist es ein Kennzeichen aller niederen Rassen, daß sie auf dem äußeren Sohlenrand auftreten und darum auch die Schuhe hier abnutzen. (Fig. 95.)

Die Griechen haben ihre Satyre mit klumpigen Bocksfüßen dargestellt, damit das tierhaft-sinnliche solcher Form darstellend, das gierig genießend an der Erde klebt. Hermes, dem Götterboten, aber gaben sie Flügel an die Füße. Denn sein schlanker Fuß schwang sich zum Olymp hinauf.

Bei Kunstwerken (Apoll von Belvedere) findet man — häufiger als im Leben — die zweite Zehe länger als die erste, die große. Dies ist ganz sicher die edlere Form, die von den griechischen Bildhauern (Fig. 96) sehr häufig dargestellt wurde. Sie wird bei der arischen Rasse häufiger gefunden als bei anderen Rassen. Die Füße der Aristokraten, namentlich schönentwickelter, vornehmer Frauen, zeigen diese ästhetische Merkwür-

Fig. 96. Griechische Plastik. Ideal schöner Fuß mit langen Zehen, in denen die Durchgeistigung und Veredelung des Körpers zum Ausdruck kommt.

digkeit weit häufiger, als man sie im unteren Volke trifft. Es kann entschieden als eine gewöhnliche Formbildung angesehen werden, wenn von einer sehr langen Zehe eine schräge Linie einfach bis zur kleinen Zehe läuft.

*

Man kann wohl sagen, der typische Männerfuß sei der rein motorische, der typische Frauenfuß der mehr gefühlsmäßige. Sind sie auch im Grunde — dem natürlichen Zweck des Fußes entsprechend — beide motorisch, so ist es doch der männliche Fuß in einem ganz ausgesprochenen Maße.

Immerhin kann und darf dem weiblichen Fuß das Motorische nicht gänzlich fehlen. Vielleicht würde er dann nur für das Dasein einer Odaliske, für ein Haremsleben ausreichen. Sieht man aber einmal die wundervoll gebildeten und geübten nackten Füße moderner Tänzerinnen, so hat man entzückende Beispiele für die Vereinigung des Motorischen und des Sensiblen in einem weiblichen Fuß. (Fig. 97.)

Hier wird der Fuß zur Musik. Er wird Rhythmus. Es geht unendliche Grazie von ihm aus. Im Tanz ist er voller Leben und Leidenschaft. Solch künstlerischer Ausdruck ist dem elementaren Fuß unmöglich. Er ist nur dem schmalen, langen Fuß verliehen, in dem Kraft und Gefühl — das Motorische und das Sensible — sich verschwistern. Denn alles Künstlerische ist die Vereinigung von Empfinden und Gestalten.

Der Tanz ist den Völkern schon in den Anfängen ihrer Kulturen ein Akt innerer Befreiung. Er geht der kriegerischen Begeisterung — als Schwert- und Waffentanz — voraus. Er verbindet sich als Tempeltanz mit religiösem Kult. Er ist in der Gesellschaft wie ein lockender, werbender Sang der Liebe. Aber wo er zur echten Kunst sich erhebt, da pflegt, veredelt und preist er vor allem den Körper. Und der künstlerische Bühnentanz von heute hat in diesem Lobgesang des schönen Körpers schließlich auch den Fuß befreit. (Fig. 98.)

Denn der Fuß ist in der Kultur eingekerkert. Er ist ein Gefangener der Eitelkeit. In Schuhen von allen möglichen Kalibern wird er eingezwängt und vergewaltigt.

Solch einen im Schuh verwahrlosten und verkrüppelten Fuß wird der Menschenkenner wohl nicht mehr zu Gesicht bekommen. Es müßte auch schwer sein, an einem so verzwängten und verdorbenen Gebilde, an dem die Zehen übereinander gequetscht sind und sich mit Horn

Fig. 97. Fußform, die aus Kraft und Gefühl gemischt ist.

und Hühneraugen gegen den Unterdrücker wehren, die ursprüngliche Form zu erkennen und damit die Individualität des Besitzers.

Umsomehr aber verraten nun von dieser Individualität die Schuhe und der Gang.

Fig. 98. Stefan Sinding: „Lebensfreude." Prachtvoll beschwingter Körper, kräftig-schlankes Bein mit natürlich geformtem Fuß.

15. Kapitel.

Die Schuhe und der Gang.

Darf man lächeln über die Schlüsse, die man aus dem Schuhwerk auf irgendwelche Charaktereigenschaften zieht? Ist nicht die Geschichte der Kleidung zugleich die Geschichte der menschlichen Schwächen und Torheiten? Ist es nur

Eitelkeit, die aus der Kleidung, aus dem Schuh spricht? Ganz sicher liegen hier in der Mode gewichtige Entscheidungen. Aber vielleicht verrät kein Kleidungsstück so sicher das Individuelle eines Menschen, wie der Schuh.

Wie die Ordnung, die innere Vornehmheit eines Hauses sich nie in der repräsentativen Scheinpracht des „Salons", sondern in den unbeachteten Räumen, ja in Speicher und Keller, zeigt, so auch das verborgenste Wesen eines

Fig. 99. Elegantes Schuhwerk. Schönheit, Grazie, Charme, aber auch Lebenslust, Eitelkeit, sinnliches Empfinden und Äußerlichkeit verratend.

Menschen in seinen Händen und Füßen. Hier kann er niemanden über sich täuschen. Jeder Oberkellner ist darin ein Menschenkenner. Denn er rangiert die Gäste nach einem einzigen Blick auf die Schuhe.

Der ästhetische Mensch liebt elegantes Schuhwerk, die Dame zierliche Formen, weiches Leder und hohe Absätze. Derbes, vierschrötiges Wesen zeigt sich in plumperen Schuhen. Niedrigere Absätze bei Frauen sprechen von praktischem, wirtschaftlichem Sinn, von sparsamem oder resolutem, männlichem Wesen. Das weiblichste Weib wird überall in der Kleidung den Eindruck des Graziösen, Spielerischen, Zarten hervordrängen, wird das Derbe, Praktische, Nützliche, Zweck-

mäßige nicht sonderlich betonen. Denn dies stellt den Verstand in der Kleidung dar und ist deshalb das Männliche, das Allgemeingültige. Das Weibliche ist stets mehr gefühlsreich und subjektiv, individuell. (Fig. 99 und 100.)

Es ließe sich einwenden, daß das Schuhwerk doch von der Mode und vom Geldbeutel abhänge. Ganz recht. Aber schaut einmal einen alten, getragenen Schuh an und seht, was Art und Gang seines Trägers aus ihm gemacht haben.

Ein hinten abgetretener Absatz spricht von Tatkraft, von Energie, von Redlichkeit und Mannhaftigkeit, ja auch von Rücksichtslosigkeit und Grobheit. Sagten wir nicht, daß der Mann die breite Ferse hat, und daß in einer kräftigen Ferse die Energie des Fußes steckt?

Fig. 100. Schuhwerk eines einfachen Mannes. Derb, nützlich, zweckmäßig. Einfacher, nicht eitler, sparsamer, anspruchsloser, geradsinniger Mensch.

Auch im Fuße herrscht doch die über den ganzen Organismus verteilte Dreiteilung: Trieb, Gefühl und Verstand. Die Ferse ist das Gebiet des Triebes. Aus ihr quillt die Kraft. Sie ist das Prinzip der Tat, das Motorische. Im Mittelfuß liegt das Sensible, das Gefühl, das Ästhetische. Begreifen wir, warum ein hochgewölbter Fuß die schönste Form darstellt? Warum der Araber den Fuß der Geliebten preist, wenn unter seiner Höhlung ein Wässerchen durchfließen könnte? (Fig. 92.) Diese schöne Wölbung des Mittelfußes zeigt so sicher edlen Sinn und gefühlvolles, beseeltes Wesen an, wie ein flacher, langer und platter Fuß — wie er häufig bei Engländerinnen ist — die unsinnliche Kühle.

Die Zehen endlich sind am Fuße das intelligible Gebiet, der Verstand, die Überlegung. Im Gang nun erfährt diese Dreiteilung sozusagen ihre lebendige Steigerung. Männer treten mehr auf der Ferse auf, treten also den Absatz hinten rascher ab als Frauen. Und unter diesen sind's die energischsten, ja die männlichen, denen Willen und Tatkraft von den Schuhen abzulesen sind.

Wo der Absatz geschont und der Schuh nur vorne an der Spitze abgetreten wird, da mangelt also in der Ferse die kraftvoll selbstbewußte, aufrechte Art. Diese Spitzen- und Zehengänger sind die Leisetreter, die devoten Naturen, die Menschen mit der übergroßen Ergebenheit, die Lakaienseelen. Es mangelt diesen Zehengängern das Selbstbewußtsein. Es sind die Menschen mit dem schwachen

Hinterhaupt. Das Zentrum der Festigkeit, des Willens, des Ichgefühls, das motorische Zentrum — dies alles ist hier schwach entwickelt. Darum die mangelnde Energie im Fußgelenk, in der Ferse. Es sind die vorsichtigen, überhöflichen Menschen, die aber auch hinterlistig und gefährlich werden können.

Wer den Schuh stets genau auf der Mitte der Sohle durchläuft, darf als ein ordnungsliebender, geradsinniger Mensch angesehen werden. Er hat nicht den harten Willen oder die Rücksichtslosigkeit der Fersenmenschen mit dem energisch oder herrisch abgetretenen Absatz, nicht die zögernde Bedächtigkeit oder Unterwürfigkeit des hinterhauptschwachen Zehengängers. Er tritt ruhig und gleichmäßig auf.

Wo der Schuh nach außen abgetreten und ausgebogen wird, da darf man eine auf das Materielle gerichtete Natur vermuten. Es liegt darin etwas Ungeistiges, das man in der Masse und in niederen Rassen findet. Je mehr sich dabei die Füße nach außen legen, desto geringer ist die geistige Energie, ja desto niedriger kann das ganze Wesen sein. Bei Frauen ist diese Form schlimmer noch als beim Manne. Es ist die ausgelatschte, schief nach außen gedrückte Schuhform der klatschsüchtigen, boshaften Weiber in der Hefe des Volkes.

Vornehmere Naturen haben eher eine Neigung, die Schuhe auf der inneren Linie der Sohle zu verbrauchen. Dies hängt — vor allem bei Frauen — mit der scheuen Zurückhaltung des hochrassigen Empfindens zusammen, bei dem jede Geste von Verinnerlichung spricht. Die Griechen haben die holde Scham ihrer herrlichen Venusgestalten meist durch eine Haltung dargestellt, bei der Oberschenkel und Kniee sich berühren. (Siehe auch Fig. 127.) Hierin liegt selbst in der Bewegung eine edle Gemessenheit. In dieser Kunst der sprechenden Bewegung sind die griechischen Bildhauer nie wieder erreicht worden. Die graziöse Stellung der Venus von Milo, die herrlichen Linien der schreitenden Frauen am Parthenon in Athen — liegt darin nicht die Erkenntnis vom Seelenwert dieses Schreitens?

Oft mag's in der Ruhe schwer sein, einen Menschen zu erkennen. Aber der Gang verrät ihn sicher. Glaubt man, ein liebreizendes, seelenvolles junges Weib könne den Gang einer Kuhmagd haben? Oder den Gang eines Akrobaten?

Der Mensch mit hohem Hinterhaupt und breiten Schultern, der selbstbewußte, energische, tatkräftige Mensch, wird sicher und weit ausschreiten. Er drückt die Kniee durch, läßt die Wadenmuskeln wirken und setzt den Absatz fest auf.

In solchem Gang liegt oft Anmaßung, Überhebung. Das Körperliche ist nicht durch das Geistige gehemmt. Anders der Schüchterne, der Rücksichtsvolle. Sein Gang ist zögernd, wie durch Gedanken oder irgend welche Ängstlichkeit gehemmt. Die Güte, die Sanftmut, die tiefe religiöse Gesinnung, das Grübeln, das Zweifeln — alles das nimmt dem Gang die Unbedenklichkeit, den weiten

Schritt. Es macht langsamer, bedächtiger. Kommen Ängstlichkeit, Feigheit oder Hinterlist, Heimtücke hinzu, so wird der Gang zögernd, schlotternd, schleichend, schlurfend.

Jeder feinfühlige Mensch vermag wohl die Menschen seiner Umgebung — auch aus etlicher Entfernung — am Schall der Tritte zu unterscheiden. Ist nicht der Gang wie die innerste Melodie eines Menschen?

Ein rascher Gang, so urteilt ein schwedischer Charakterologe, „ist das Kennzeichen von Energie und Temperament. Wer auf den Zehenspitzen geht, ist meist neugierig, vorsichtig oder voll Geheimnistuerei. Menschen, die die Füße einwärts setzen, sind gewöhnlich zerstreut und vorurteilsvoll. Der Habgierige nimmt kleine, kurze, nervöse Schritte, bleibt oft stehen und bewegt sich fast geräuschlos fort. Langsamer Gang, ganz gleich, ob die Schritte lang oder kurz genommen werden, ist ein Zeichen milder Gemütsart und ruhigen Seelengewichts. Der Stolze, Hochmütige hat einen würdevollen, gemessenen Gang; er setzt die Füße stark auswärts und geht mit steifen Gelenken. Der Rachsüchtige, der es versteht, seinen Charakter unter der Maske von Freundschaft und Wohlwollen zu verbergen, verrät sich ebenfalls durch seinen Gang, der stets lautlos und schleichend ist. Falls unsicheres, unstetes Gehen nicht von Krankheit hervorgerufen ist, kann es als ein Zeichen eines schwankenden, wankelmütigen Charakters angesehen werden. Eigensinnige Menschen, die größeren Wert auf äußerliche, als auf seelische Macht legen, setzen den Fuß hart auf; sie haben einen schweren und langsamen Gang an sich und schreiten in der Regel mit gespreizten Beinen einher."

So viele Jahre schon beobachte ich mit Interesse die Füße, die Fußgelenke, die Schuhe der Menschen, schaue prüfend ihren Gang. Und ich weiß: hier — in einer Sphäre des Unbewußten — verrät sich alle Vornehmheit, aller Adel der Gesinnung, aber auch alle Gemeinheit und Niederträchtigkeit des Menschen.

Wie die Griechen der Gestalt des Hermes Flügel an die Fersen hefteten, so wissen auch wir, daß die Beschwingtheit und ästhetische Feingliedrigkeit der Seele genau so wie ihre Niedrigkeit und Plumpheit, ihre derbgemeine Erdgebundenheit am Fuß und am Gang erkannt werden.

Schau auf der Straße die Füße und den Gang der Frauen. Gerade bei ihnen verrät sich die eigentliche Melodie ihres Wesens in der Selbstvergessenheit des Ganges. Das leise Wiegen der Hüfte, der graziöse, kurze Schritt — drückt das nicht die gefühlsreich beherrschte, ästhetische Art ebenso deutlich aus, wie bei andern ein plumper Trampelschritt ihr vierschrötiges Wesen?

Es gibt einen Gang, der wie Rythmus, wie Musik ist, getragen und gleichmäßig, ein wenig schwebend, federnd, elastisch und doch ruhig und fest. Er gehört dem harmonischen Menschen mit künstlerischem Gehalt. Seine Bewegungen — und also auch sein Gang — sind ein Gemisch von Kraft und Weichheit. (Fig. 98.)

Und einen andern Gang gibt es — den Gang der disharmonischen, durch und durch unruhigen Menschen — der eckig, hastig und fahrig ist. In ihm liegt nicht jene edle Gelassenheit, die die innere Sicherheit widerspiegelt. Es gibt einen trippelnden Gang, aus dem nervöse Ängstlichkeit spricht und den weiten und doch streng gemessenen Gang der Herrschernaturen, der Grandseigneurs.

Der Gang des Mannes ist freier, gelockerter, weiter ausschreitend, als der des Weibes. Es liegt darin das Motorische, die nach außen wirkende Tat. Im scheueren Frauentritt sehen wir das Sensible, die in sich selber ruhende Seelenwelt. Wo auch eine Frau, ein junges Mädchen den weit auswerfenden Schritt des Mannes haben, da herrscht männischer Geist, selbständiger Wille. Oder es ist eine Vergröberung durch den Sport, der stets das Sensible durch die Brutalität des Motorischen verdrängt.

Den gleichen Trieben folgen auch die Fußspitzen. Beim Manne stehen sie weiter nach außen und geben so seiner motorischen, nach außen wirkenden Persönlichkeit die größere Standfläche. Die Frau setzt die Fußspitzen weniger nach außen. Dies hängt zusammen mit der schamvollen Verinnerlichung ihres Wesens, die auch eine Stellung mit gespreizten Beinen, ja jede unbeherrschte Stellung als unweiblich und deshalb unedel, ja roh und gemein erscheinen läßt.

Die Griechen haben das alles fein empfunden. Der kraftvoll aufgestemmte, nach außen gestellte Fuß des Borghesischen Fechters (Fig. 121) ist etwas ganz anderes als die nur ganz leicht auseinandergehenden Füße der Knidischen Venus im Vatikan in Rom (Fig. 127).

Eine Frau mit nach außen gestellten Fußspitzen ist männisch, selbständig, willensstark, herrisch. Ein Mann aber mit parallel oder gar einwärts gerichteten Füßen ist scheu, schüchtern, weiblich, oder pedantisch, ängstlich, kleinlich. Dies umsomehr, wenn er die Kniee nach vorne drückt und dadurch die aufrechte Straffheit einer natürlichen Haltung zerstört.

Dies Aufrechte ist doch die stolze Eigenart des Menschen. Es macht ihn zum Anthropos, zum Aufblickenden. Im Wunsch nach Größe, nach Überlegenheit, wurzelt doch der hohe Absatz, der letzte kümmerliche Rest des hohen Kothurns, auf dem die griechischen Schauspieler schritten. Wer dies Hohe, Aufrechte des Menschen durch eingedrückte Kniee mindert, ist eine Lakaiennatur, ein Pedant, oder ein Mensch mit Minderwertigkeitsgefühlen, ein Neurotiker. Es ist ein Ausdruck geringer Entwicklung des Hinterhauptes, das sonst — als das Kraftwerk des motorischen Betriebs im Körper — alle Gelenke mit federnder Energie versorgen müßte.

Juden haben oft diese eingeknickten, eingebrochenen Kniee. Hängt es bei ihnen auch wohl mit dem häufigen Vorkommen des Plattfußes zusammen, so ist

es doch auch die dienerische Geste eines gejagten, jahrhundertelang unterdrückten Volkes, dem das Erinnern an lange Gefangenschaften noch in den Gelenken zu stecken scheint.

Sind doch die nach vorn gedrückten Kniee ein erstes Anzeichen, durch das die schlaffe Haltung allmählich zum Kniefall, zur Geste der Bittenden, der Besiegten, der Furchtsamen und Zerknirschten, ja der Knechtsnaturen wird. Der aufrechte Mensch nähert sich wieder der Erde, der Ebene des Tieres.

Ganz über die Sphäre des Alltäglichen hinaus aber hebt sich der Tanz. Er bringt den Gang, das einfache Schreiten, zu wundervollster Steigerung. Der ganze Körper wird zur Melodie, zur Symphonie, zu einem einzigen entzückenden Spiel der Seele. Wer je Hannelore Ziegler sah oder Klotilde Sacharow oder die Karsawina, der sah auch im lockenden, werbenden, wirbelnden Spiel ihres Tanzes, im temperamentvollen Rythmus dieser Beine, dieser schönen, geschmeidigen Körper, in der süßen, wilden Sprache dieser edlen, schmalen Füße die höchste Ausdrucksform der Seele, die nicht im Manne, sondern im Weibe liegt.

Ist es nicht selbstverständlich, daß in der Jugend die tiefverwurzelte Freude am Tanze lebt? Irgend etwas muß der Tanz ausdrücken, sei es Jugend, Liebe, Sehnsucht, Erotik oder einfach jubelndste Lebensfreude. All dies aber quillt aus einer inneren Elastizität, aus einer Spannkraft der Seele, die in ihrer schöpferisch bildenden Kraft auch ihrem letzten Organ, dem Fuß, jene edle, schmale, graziöse Form gab, die wie von innen her belebt scheint. Denn alles Körperliche ist doch nichts anderes als die Sprache der Seele.

Zweiter Teil.

Formtypen und Naturelle.

16. Kapitel.

Formtypus und Formstufe.

Der tiefe Sinn aller Wissenschaft liegt darin, in das Chaos hineinzugreifen und zu gliedern, zu regeln, zu ordnen. Kultur ist Ordnung und Gesetz. Sie will in der Fülle der wechselnden Erscheinung den symbolischen Gedanken, in den Formen der Idee finden. Allem Erschaffenen liegt eine Idee zugrunde. Eine allgemeine sowohl wie eine individuelle. Die allgemeine trägt das Bild der Norm in sich, die individuelle rückt von der Norm ab und formt die Persönlichkeit.

Die Norm ist ein ideelles Gebilde, ein konstruierter Begriff. Sie wird im künstlerischen Schauen zum Ideal; aber sie ist in der Wirklichkeit nicht zu finden. Alles strebt hin zur Norm; aber von keinem Lebendigen wird sie erreicht. Denn darin liegt eben der Sinn des Lebendigen, daß es in eigenwilligem Individualismus stets von der Regel abweicht. Es hat tausend Besonderheiten, und nichts Lebendiges stimmt überein.

Wie das ganze Reich der Musik, ihre Schönheit und ihre Formen- und Melodienfülle eigentlich auf den sieben ganzen und fünf halben Tönen der Oktave beruht, die in immer neuen Verbindungen und Lösungen alle Gefühle der Menschenbrust zum Ausdruck bringen, so ist die göttliche Idee der Schöpfung im Menschen dargestellt in immer anderer, immer neuer Form. Denn keine einzige von allen, die da waren, kehrt jemals wieder. Immer anders mischen sich die Elemente, und immer andere Individualitäten werden daraus gefügt.

Wer wäre imstande, die Fülle der Gesichte zu überschauen! Muß doch mit dem Hervortreten des einen oder anderen Grundzuges und mit der dadurch bedingten Veränderung der äußeren Gestalt sofort auch im geistigen Leben eine wesentlich oder gänzlich andere Individualität sich ergeben.

Vor dem Forum physiognomischer Menschenkenntnis stürzt eine Theorie, die sich in unserer Zeit politisch auswirkt, wie sie es zu allen Zeiten tat. Eine Theorie, die eine menschenfreundliche Maske trägt, hinter der sich aber ein teuflisches Antlitz birgt. Es ist die Theorie der Gleichheit.

Vernunft wird Unsinn! kann man mit Goethe sagen. Was so einleuchtend und beglückend scheint, ist in Wahrheit zerstörend, kulturlos und barbarisch. Ein Wahngebilde, das aufreizt und aufpeitscht.

Alles Lebendige ist bis in die innersten Tiefen, bis in Blut und Säfte hinein, ungleich. Gleichheit ist Masse, ist Chaos, Brei, Stillstand, Abschnürung der Entwicklung und darum Verfall.

Kultur ist Entwicklung und also Ungleichheit. Ohne den Entwicklungsgedanken ist eine physiognomische Menschenkenntnis undenkbar. Alles Leben beginnt in rohen, ungegliederten, formlosen Gebilden. Es wächst an geistiger Energie und mehrt — wie wir im 7. Kapitel dieses II. Bandes zeigten — den Reichtum seiner Gliederung. Es veredelt und verfeinert sich, strebt vom Unbewußten in's Bewußte, vom Stofflichen in's Geistige. Damit erhöht es die Plastik seiner Form, die Architektur seiner äußeren Erscheinung. Es steigert bis zu höchster Lebendigkeit das „Sprechende" des Ausdrucks. Der Geist hat mit einer wachsenden Macht und Kraft den Stoff bezwungen und tritt sozusagen aus dem Stoff heraus. Der Formtypus hat das Grobe, das Grobstoffliche, Stumpfe, Erdhafte verloren. Er wird vergeistigt.

Hier gewinnen wir für die physiognomische Menschenkenntnis den wertvollen Begriff des Formniveaus, den Dr. Ludwig Klages („Handschrift und Charakter"*) mit Glück und gedanklicher Überlegenheit in die Wissenschaft der Graphologie eingeführt hat.

Wir wollen Formstufe sagen und verstehen darunter die jeweilige geistige Entwicklungshöhe, die in den Linien und Flächen an Gestalt und Kopf ihren formalen Ausdruck findet.

Die Qualle etwa, die ungegliederte Molluske, haben die tiefe Formstufe, die geringe Geistigkeit, das bewußtlos-unpersönliche Sein. Sie sind Gebilde der Tiefe und gehören dem passiven Element des Wassers an. Auf höherer Formstufe steht der Hund, das Pferd, der Hirsch, auf höchster der Mensch, der Träger bewußter Geistigkeit, der im aufrechten Gang den Himmel über sich erblickt und durchdenkt. Auf tiefer Formstufe wieder steht der elementare, primitive Mensch, auf höherer der denkende, geistige Mensch, der Mensch des sittlichen Bewußtseins.

Auf einfachen Stufen — an der Erde, in schwerer, grober Arbeit, in notvollem Kampf um's Dasein — beginnt das Menschenleben. Was in ihm lebt, ist die Menschenidee. Das geistige Ziel, die Norm, wird unbewußt durch die Geschlechter, durch die Zeiten und Jahrhunderte, als Ideal hindurchgetragen. Eine Form nach der andern vergeht, zerfällt wieder. Denn Stoff ist Staub. Aber

*) Leipzig 1921. Joh. Amb. Barth.

was nicht vergeht und nicht zerfällt, das ist das ewige Bild, das im immer neu geformten Stoffe wieder aufersteht — immer schöner, immer feiner, immer edler, wie von unsichtbarer Meisterhand gemalt, die übend immer größere Vollkommenheit erlangt.

Was beim Vorgang der Fortpflanzung in der Keimzelle geschieht, das wissen wir nicht und werden es nie wissen. Erkennen können wir nur, daß in dem Wunder der Keimzelle die unsterbliche Idee, das lebendige und unzerstörbare Bild einer Lebensform eingeschlossen ist und getreulich aufbewahrt wird, bis der heiße Wille zweier Liebenden dies Bild wieder in's Leben ruft. Immer entsteht so das Bild neu. Und es ist doch nicht das gleiche, das schon einmal da war. Eine Vogelmutter, die ihre Eier erbrütet, sieht Junge heranwachsen, die ihr ähnlich und doch nicht gleich werden. Eine Pflanze, die tausendfältigen Samen dem Winde anvertraut, sieht rings herum sich selber im nächsten Sommer tausendfach erblühen. Ein holdes Auferstehungswunder! Und doch sind tausend und abertausend Blumen, scheinen sie auch das gleiche still und farbenfroh erglühende Antlitz zu tragen, tausend und abertausendfach verschieden.

Um wieviel mehr der Mensch! Scheint er nicht in der wilden Dramatik seines sozialen Lebens, in der grüblerischen Selbstquälerei seiner Philosophie, der fernhinziehenden Sehnsucht seiner Seele, der stillen, schweigenden Gesetzmäßigkeit der Natur entronnen?

Wie muß dies innere Toben beständig die äußere Form wandeln! Ist es nicht wie die tausendtönige Melodie des Meeres, dessen ewig rollende Wogen zu immer neuen Gebilden sich aufbäumen und zerfallen?

Und doch gilt es, in die verwirrende Fülle menschlicher Formerscheinungen — will man sie begreifen — Teilung und Ordnung hineinzutragen. Wir müssen sichten und gruppieren, müssen den Menschen, den wir beurteilen sollen, in seine Formstufe einreihen. Dann fassen wir die tausendfältigen individuellen Besonderheiten zu Gruppen zusammen, zu Formtypen.

Das mag schwer sein; denn jeder Typus ist doch am Ende eine Konstruktion des Verstandes, ein gedachtes Bild, ein Klischee. Die Natur aber schafft nicht Klischees, sondern lauter Originale. Jeder Mensch ist eine kleine Welt für sich und nur in sich selbst zu begreifen. Aber jeder Mensch kommt doch irgend einem Typus nahe.

Solche Typen sind seit langem und von vielen schon aufgestellt worden. Carus („Symbolik der Menschengestalt") nimmt ihrer 18 an und spricht von Konstitutionen. Das Wort legt sich zu sehr auf das Körperliche, auf die physiologische Beschaffenheit fest. Huter und Ullrich gebrauchten das Wort Naturell. Es kennzeichnet den Einfluß der körperlichen Formbeschaffenheit auf den inneren Menschen und seine seelische Richtung.

Huter nannte 3 primäre Naturelle: Das Ernährungs- und Ruhenaturell, das Bewegungs- und Tatnaturell und als drittes das Empfindungsnaturell. Das entspricht etwa dem französischen Konstitutionsbegriff des Type digestif, Type musculaire und Type cérébral. Huter und Ullrich stritten sich in der Frage der Naturelle zeitlebens um das Prioritätsrecht. Beide aber lehnten sich wohl an Schopenhauer an, der in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit" (1844–1850) von den „Drei physiologischen Grundkräften" spricht, die „als die Quellen dreier Arten möglicher Genüsse auftreten, aus denen jeder Mensch, je nachdem die eine oder die andere jener Kräfte in ihm vorwaltet, die ihm angemessenen erwählen wird. Also zuerst die Genüsse der Reproduktionskraft: sie bestehn im Essen, Trinken, Verdauen, Ruhen und Schlafen. Diese werden daher sogar ganzen Völkern als ihre Nationalvergnügungen von den andern nachgerühmt. Zweitens die Genüsse der Irritabilität: sie bestehn im Wandern, Springen, Ringen, Tanzen, Fechten, Reiten und athletischen Spielen jeder Art, wie auch in der Jagd und sogar in Kampf und Krieg. Drittens die Genüsse der Sensibilität: sie bestehn im Beschauen, Denken, Empfinden, Dichten, Bilden, Musizieren, Lernen, Lesen, Meditieren, Erfinden, Philosophieren usw."

Durch Mischung dieser 3 primären Naturelle untereinander kommen bei Huter noch 3 weitere – sekundäre – Naturelle heraus. Er steigerte sie dann in seiner Broschüre „Die Naturell-Lehre" (Detmold, Arminiusverlag) auf 32.

Huter ist ganz auf der richtigen Spur, und die Lehre von den Naturellen ist, obzwar er durchaus auf Schopenhauer fußt, seine positive Leistung. Wir begegnen diesen auf die drei physiologischen Grundkräfte sich aufbauenden, von Huter sogenannten 3 Primärnaturellen auch in der Darstellung dieses Werkes. Indessen weichen wir in der morphologischen und physiologischen Begründung und in den psychologischen Folgerungen sehr wesentlich ab von der ebenso intelligenten wie interessanten Auffassung Huters. Das sogenannte Bewegungsnaturell ist uns einfach der männlich-motorische Normtypus. Das „Ernährungsnaturell" hat in der nachfolgenden Darstellung der verschiedenen Rumpfnaturelle eine morphologisch befriedigendere Erklärung gefunden. Hierin, wie auch beim sogenannten „Empfindungsnaturell" und namentlich beim „disharmonischen Naturell", leitete uns die Gegenüberstellung von Rumpf- und Hirnleben. Dabei haben wir die mannigfaltigsten Anregungen empfangen aus Dr. Ernst Kretschmer's interessanter Arbeit „Körperbau und Charakter" (2. Aufl. Berlin 1922, Jul. Springer) und aus Dr. Jung's „Psychologische Typen" (Zürich 1922, Rascher).

Morphologisches (formensprachliches) und biologisches (lebenskundliches) Denken führen uns zu der Aufstellung von 10 Formtypen. Nirgendwo

werden diese Typen in reinster und deutlichster Ausprägung gefunden. Es sind Schemen, die wir nicht in photographischer Treue im Leben wiederfinden. Ihre Eigentümlichkeiten mischen sich in jener seltsamen Mannigfaltigkeit, in der allein des Lebens Melodie erklingt. Immer neu, immer anders tritt es uns entgegen — ähnlich und doch nicht gleich.

*

Die Norm als Typus ist uns in der klassischen Kunst gegeben. Die höchste Schönheit der Form, die Menschenauge je geschaut und Künstlerhand je geformt hat, ist ihr Ziel, ihr Ideal.

Nicht so, daß in eine einzige Form alles Sehnen münden solle. Leben ist Vielgestaltigkeit. Läge auf allen Gesichtern der Ausdruck einer Norm, in allen Gestalten die Maße einer Regel, so wäre eine starre Form erreicht, die keine Differenzierung mehr birgt und darum ungeistig, „geistlos" würde. Denn das Wirken des Geistigen, das lebendige Leben, drückt sich eben aus in der Differenzierung, der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Formen.

In starrer Regelmäßigkeit liegt darum nicht geistige Lebendigkeit. Das Charakteristische, Eigentümliche steht in seinem Intelligenzwert geistig höher als das Durchschnittliche, das die Regel ausdrückt. Wie bei der Handschrift eine gleichmäßig „schöne" sogenannte Schulhandschrift uns nicht etwa Intelligenz verrät, sondern eher geistige Monotonie und Mangel an Persönlichkeit, so wird auch im Antlitz und am Körper die charakteristisch bewegte Form einen lebendigeren Geist verraten, als die freundliche Stille einer ruhigen, regelmäßigen Linie. Wo die Oberfläche allzu gleichförmig gebildet ist, da geht in den Tiefen nichts vor. Geistige Lebendigkeit spricht gerade aus jenen feingeschwungenen Linien an Nase, Mund und Kinn, am gesamten Körper, in denen der individuelle Charakter liegt. Sie spricht nicht aus einer unbeweglich glatten Stirn, sondern aus einer in den Flächen bewegten. Je stärker die Kraft der inneren Leidenschaftlichkeit, desto tiefer, markanter, plastischer meißeln sich die Züge heraus. Zerreißt nicht auch des Meeres kochender Zorn, wenn er aus den Tiefen aufsteigt, die ruhige Oberfläche?

Wo aber solche Bewegtheit, solche von innen her anstürmende Lebendigkeit eine Menschengestalt aus dem Gleichmaß des Durchschnitts herausreißt, da darf doch nicht Planlosigkeit und wilde Unregelmäßigkeit der Form entstehen. In aller Bewegtheit muß der Rhythmus erhalten bleiben. Denn er bedeutet innere Ordnung, Wille, geistiges Wachsen, Bewußtheit des Lebens. Er bedeutet ein Ziel, während das Unrhythmische in sich planlos ist.

*

Die Rätsel der mannigfaltigen Formtypen sind tief im embryonalen Werden eingeschlossen. Nie werden uns diese Rätsel völlig gelöst entgegentreten.

Das am meisten vorwaltende Organsystem drückt der Gesamterscheinung den Stempel auf, drängt sie in die eine oder die andere Richtung, und dies ist es eben, was den Formtypus ergibt, bei dem es zudem noch gilt, die tiefe, mittlere oder hohe Formstufe genau festzustellen. Der Formtypus zeigt die geistige Richtung an, die Formstufe aber die individuelle geistige Rangstufe, die größere oder geringere geistige Lebendigkeit. Aus der Zusammenfassung von Formtypus und Formstufe zeichnen wir das Charakterbild eines Menschen.

---

17. Kapitel.

Die Polarität von Rumpf und Kopf.

Das Gegenspiel der Kräfte.

Leben ist Tätigkeit. Und Tätigkeit ist Kampf, ist ein Ringen der Kräfte. Das allertiefste Gesetz des Lebens ist das der Polarität. Die Wissenschaft spricht vom Antagonismus der Kräfte. In dem Verstehen dieser Gegensätzlichkeit liegt das Begreifen des Lebens selber. Denn Leben — Bewegung — kann nur aus einer Gegenwirkung der Kräfte entstehen. Ja, auch die menschlichen Formtypen, die Naturelle, sind nur begreiflich, wenn man das Gesetz der Polarität, das ständig wechselnde Spiel entgegengesetzter Kräfte im Körper erkennt und versteht. Wir wollen versuchen, in einer kurzen Darstellung die Sache zu erfassen.

Jeder kennt einen Magneten, weiß, daß Magnetismus Anziehungskraft ist. Ein Stabmagnet, eine Magnetnadel, hat zwei Pole, den Nordpol und den Südpol. Beide haben Anziehungskraft, also Nord- und Südmagnetismus. In der Mitte der Nadel ist ein Punkt ohne alle Anziehungskraft, ein in sich selber ruhender Punkt, also ein Punkt ohne Richtung, ohne Streben, ein Indifferenzpunkt. Nord- und Südpol und damit Nord- und Südmagnetismus sind Gegensätze. Nähert man den Südpol einer Magnetnadel dem Nordpol einer andern, so ziehen sich beide an. Zwei Nordpole aber oder zwei Südpole, also zwei gleiche Pole, stoßen sich ab. Das ist bekannt.

Wir sehen also, daß gleiche Kräfte sich abstoßen, daß aber Gegensätze sich anziehen.

Hängt nun aber z. B. ein vom Nordpol eines Magneten angezogenes Stückchen Eisen an ihm, so fällt es sofort ab, wenn dieser anziehende Nordpol berührt wird vom Südpol eines andern Magneten. Die Gegensätze sind also vereinigt, die Anziehung hört auf, und es tritt wieder die Indifferenz ein. Indifferenz ist also Einheit der Gegensätze.

Im ruhenden, also untätigen Magneten erlischt die Anziehungskraft. Sie zieht sich zurück in die Mitte, den Indifferenzpunkt. Beim arbeitenden Magneten aber wächst die Kraft der beiden Pole, die offenbar aus dem Indifferenzpunkt — als dem Kraftzentrum — herausgezogen wird.

Je nach der Inanspruchnahme wird die Kraft bald mehr nach dem einen Pol, bald mehr nach dem andern gezogen. In der Ruhe aber gleicht sich's wieder aus. Denn alle Ruhe ist ein Zurückkehren in die Indifferenz. Das ist wie beim Wagebalken einer Wage. Er schwankt nach links und rechts, je nachdem das Gewicht oder die Wage schwerer ist. Bei der ruhenden Wage aber hat das Zünglein keinen Ausschlag. Es steht genau im Indifferenzpunkt.

Wir haben also hier das Bild der verschiebbaren (passanten) Kraft, das uns beim menschlichen Nervensystem in den beiden Polen: Rückenmark und Gehirn, also Rumpf und Kopf, gegenübertritt. Die Indifferenz liegt im verlängerten Mark (medulla oblongata).

Hier also — im verlängerten Mark, dessen Bedeutung zuerst von dem französischen Physiologen Flourens erkannt und durch den Ausdruck „Lebensknoten" gekennzeichnet wurde — liegt das Zünglein für die Wage des Lebens. Hier ist die Einheit der Gegensätze Rumpf und Kopf, die Indifferenz und das Kraftzentrum für die beiden Wagebalken: Rückenmark und Gehirn.

Im Rumpf herrscht das Triebleben und die dunklen Gefühle, im Kopfe der zügelnde und triebhemmende Gedanke und das Licht der Erkenntnis. Der Gegensatz beider, ihr beständiger Kampf miteinander, das gegenseitige Streitigmachen ihrer Kräfte nennen wir Leben. Es ist Unruhe und Bewegung. Ihr Ausgleich liegt in der Ruhe, im Tod. Die Indifferenz der Kräfte, der Punkt, von dem sie auseinanderstrebten und in den sie im Tode wieder zurückkehren, liegt im verlängerten Mark.

Hier liegt die individuelle Idee, die menschliche Einheit, der Ewigkeitsteil der Menschennatur, der apolare Punkt, der schon in der Keimentwicklung in zwei Organen — in Rückenmark und Hirn — und damit auch in zwei Seelenrichtungen auseinanderstrebt.

Wie das Körperliche sich polarisiert, so tut es auch die individuelle Idee. Es sitzen also in Rückenmark und Gehirn zwei polare Kräfte, zwei entgegengesetzte Ideen, die ihr Kraftzentrum, ihren Regulator, im verlängerten Mark, also in der Nackengegend haben.

Aber jeder Pol ist eigentlich wieder in sich selber polarisiert und trägt in sich selber ein Teilchen jener individuellen Norm, jener Uridee, also einen Indifferenzpunkt. Auch beim Magneten gibt es ja doch weder einen reinen Nord-, noch einen reinen Südpol. Jeder Pol ist eigentlich wieder ein Magnet, wieder pola-

risiert in Nord- und Südmagnetismus, also von einem Indifferenzpunkt auseinanderstrebend nach zwei entgegengesetzten Richtungen.

So hat auch jeder der beiden polaren Nervenstränge wieder in sich selber einen ruhenden Punkt, eine Indifferenz, das Rückenmark in seinem mittleren Teil und ebenso das Gehirn im Mittel- oder Zentralhirn. In beiden wohnt die Ruhe, das Gefühl, die Versenkung. Hier sitzt die ausgleichende, regulierende Kraft. Von hier aus streben die Kräfte wieder polar auseinander.

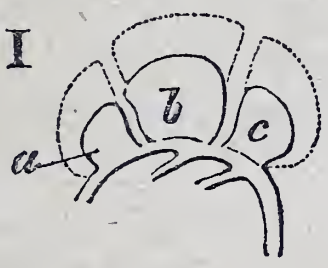


Fig. 101. Gehirn eines Embryos. Das Mittelhirn — als Quellgebiet des übrigen Hirns — hat die größte räumliche Ausdehnung.

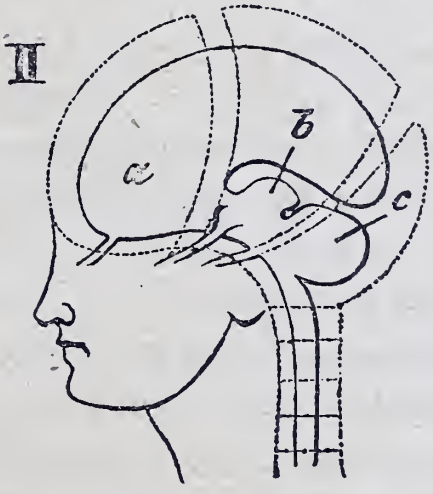


Fig. 102. Gehirn des Erwachsenen. Die Großhirnhälften dehnen sich über Mittel- und Hinterhirn aus und überragen alles.

Die großen Nervengeflechte und Ganglien, die in der Magengegend des Rückenmarks liegen, und die wir unter dem Namen des Sonnengeflechts zusammenfassen, bergen einen gewaltigen Kompler unbewußten Gefühlslebens. Das war schon den alten Indern bekannt. Und einer der neueren biologisch denkenden Ärzte, Dr. A. Damm, hat sich in der Annahme einer „Rückenmarksseele" nie beirren lassen.

So ist auch beim Hirn das eigentliche Quellgebiet das Mittelhirn, die sogenannten Vierhügel (4 Sehhügel). Beim Kinde ist das weitaus größte Hirnteil das Mittelhirn. Beim Erwachsenen tritt es weit zurück hinter den mächtig sich darüberlagernden Großhirnhemisphären. Man erkennt hier, wie das seelische Leben dem Dämmer des Unbewußten entsteigt und in die Macht der Erkenntnis, in die Kraft des Handelns, hineinwächst. (Fig. 101 und 102.)

Das Mittelhirn ist ein Sammelherd seelischer Vorgänge, eine Quelle, ein Ursprungsgebiet bewußten Seelenlebens. Die seelisch reichen Naturen sind demnach diejenigen, die die gewölbten Mittelköpfe haben. In ihnen ist am meisten Ruhe, Sammlung, Innerlichkeit, aber unter Umständen auch Untätigkeit, Unentschiedenheit, Passivität; denn das Mittelhirn ist der Indifferenzpunkt der polaren seelischen Kräfte: des Denkens und des Handelns.

Alles Leben ist eben Gegensätzlichkeit und darum Unruhe. Der Friede liegt allein im Tode. Leben aber bedeutet überall ein Überwiegen des einen Pols über den andern. Das ist beim Menschen von allem Anfang an so. Körperarbeit gibt dem Rumpfpol Kraft und entzieht sie dem Hirnpol. Geistesarbeit stärkt den Hirnpol und schwächt den Rumpf. Stets sucht der eine Pol mit dem andern in's Gleichgewicht zu kommen. Stets auch müssen wir besorgt sein, daß es geschieht.

Die Arbeit in den Rumpforganen — Verdauung, Geschlechtstätigkeit, Muskelanstrengung — entzieht dem Gehirn Kraft. Der Mensch wird hirnmüde, geistesträg. Angestrengte Hirnarbeit aber zehrt von der Kraft der Rückenmarkssphäre. Ja, diese kann durch ein Übermaß geistiger Arbeit geschwächt, ausgesogen, erschöpft werden. Dann wird der Rumpf schwächer, und mit seiner Stoff- und Kraftfülle geht die Energie der Atmung, die Leistungsfähigkeit der Verdauung, die Tätigkeit der Drüsen zurück. Der Körper wird schlank, überschmal, schwach, ausgelaugt und verbraucht.

Der Rumpf umschließt eben das *vegetative*, das unbewußte Leben. Im Rückenmark liegt also der stoffbildende, aufbauende, *treibende* Pol. Er ist das Kraftzentrum der *Triebe*. Hier ist das Wachstum jener dunklen, unbewußten Regungen, die wir *Gefühle* nennen und die dadurch, daß sie im Rückenmark aufwärts in's Gehirn steigen, uns als *Stimmung* dann zum Bewußtsein kommen. Man darf Gefühle nicht im Kopfe suchen. Denn darin liegt ja das Ergebnislose und Kärgliche aller Hirnforschung, daß man im Körper nur Körperliches sucht und alles Seelische einzig dem Gehirn zuweisen möchte. Das Seelische ist überall, in jedem Organ des Körpers. Alle Organe sind beteiligt am Zustandekommen seelischen Lebens. Insbesondere die lebenswichtigen inneren Organe. Ja, die bestimmte Anzahl dieser Körperorgane steht in ganz bestimmten Beziehungen zu der ebensogroßen Anzahl von Charaktereigenschaften. Seine eigentliche Haupt- und Stammeswurzel aber hat das Seelische im Rückenmark.

Was von hier zum Gehirn aufsteigt, wird vom Gehirn verarbeitet, geformt, verbraucht, verzehrt und geäußert. Dieser Wundermechanismus Gehirn also *verarbeitet* in ungeheuren Leistungen den Stoff, der ihm zugeführt wird. Und wenn er mehr Stoff verbraucht, als die vegetative stoffbildende Tätigkeit der Rumpfsphäre ihm zuführt, so erschöpft er das ganze System, schwächt den Organismus. Darum eben muß der Geistesarbeiter mehr schlafen als der Körperarbeiter. Das Gehirn muß schlafen. Das Rückenmark hingegen ist immer tätig. Es schläft nie.

Hirnmenschen gebrauchen unstreitig mehr Schlaf als Bauch- oder Stoffmenschen. Ist doch das Hirn der stoffverbrauchende Pol. Die Rastlosigkeit des

Denkens, die immerwährende Spannung im Nerven- und Hirnapparat bringt stärkere Erschöpfung als Körperarbeit. Im Schlaf sind endlich alle Tore zugeschlagen, durch die das Licht des Denkens eindringt. Die Seele versinkt in das Dunkel des Unbewußten. Sie ruht an ihrem Quell. Sie tränkt sich mit geheimnisvoll neuer Kraft. Die Nerven werden mit neuer Spannung geladen. Erwacht — ist unser Denken klarer, das Vorstellungsleben frischer, bildhafter, die Gestaltungskraft reger und plastischer.

*

Das Gehirn also formt, gestaltet. Was im Rückenmark dunkel, unbewußt war, wird im Gehirn hell, bewußt. Aus Fühlen wird Wissen, aus Trieb — Erkenntnis. Was die Triebe stürmisch begehren, zügelt und regiert das Denken, das Gehirn. Im Rückenmark liegt die unbewußte Seele, im Gehirn die bewußte.

Im Gehirn wiederholt sich diese Polarisation. Denn vom Mittelhirn, dem Zentrum ahnender Gefühle, strebt die Einheit auseinander nach hinten in Trieb und Begehren, nach vorn in Denken und Erkennen. Und wie das Gehirn als Ganzes in seiner Masse das Übergewicht über das Rückenmark hat, so ist nun in ihm selber das herrschende Prinzip des Erkennens in der souveränen Masse des Großhirns triumphierend ausgebaut.

Zwischen Trieb und Hemmung schwankt der Mensch. Der Trieb ist die Natur, die Hemmung der Geist. Der Trieb wohnt in der Sphäre des Rumpfes. Er ist das Unbewußte und Willenlose. Die Hemmung wohnt im Großhirn. Sie kommt aus Denken und Überlegung, aus Wille und sittlichem Gesetz.

Trieb und Wille sind also Gegensätze, Feinde oder — wie die Wissenschaft sagt — Antagonisten. Starkem Trieb kann ein starker oder schwacher Wille gegenüberstehen, schwachen Trieben — im kärglichen Rumpf — aber auch (im ausdrucksvollen Kopf) eine allzustarke Hemmung, die alles in Willen, alles in eine Idee zwängt und sozusagen den letzten Ton der Natur in uns verklingen läßt.

*

In den Menschen mit kräftigem Rückenmark, also mit breitem Rumpf, sitzen die nötigen Reservekräfte für alles geistige Leben. Ja — aus solch vollsaftigem Wurzelbau erhält alles Geistesleben, alles Denken, eine naturhafte Fülle, eine wohltuende Natürlichkeit. Das Denken ist aus der Wirklichkeit geboren und mit natürlichen Instinkten genährt.

Solche Menschen sind ursprünglich und voller Kraft. Ihr Wesen urwüchsig, humorvoll und behaglich. Sie sind zuverlässig, gleichmäßig in ihrer

Stimmung. Denn ihr Leben, ihr Wesen, ihr Denken — das alles hat im kräftigen Rückenmark ein zuverlässiges Fundament.

Aus solch kraftvollen Formen wächst auch schließlich alles Geistige heraus. Und man begreift, daß die Talente, die Genies, nicht aus der körperlich erschütterten geistigen Oberschicht des Volkes herauswachsen, sondern aus der wurzelkräftigen, rückenmarksstarken Unterschicht. Solch kraftvolle Fundamente muß jedes Volk sich erhalten. Denn ohne ihre wurzelhafte, tragende Kraft bricht selbst das stolzeste Kulturgebäude, selbst der höchste geistige Ehrgeiz zusammen.

Geist kann im letzten Grunde nicht von außen herangetragen werden. Geistiges Leben wächst im Innern, steigt aus dem Dämmer des Unbewußten in die Helle des Bewußtseins. Was nicht verstehend in uns selber wächst, und nicht vom Unbewußten — aus dem Schoß der Natur (Rückenmark) — mit Instinkt genährt ist, das können wir auch nicht theoretisch an uns heranbringen.

Wo in schmächtig-langem Rumpf die Kraft des Rückenmarks geringer wurde, da ging nicht nur von der ursprünglichen körperlichen Widerstandskraft und der robusten Gesundheit ein gut Teil verloren, nein, auch das geistige Leben büßte sein Fundament, seinen Wurzelboden ein. Das Denken wird theoretisch, reflektierend, grüblerisch. Es wird saftlos, blutlos, unlebendig.

Wie man Pflanzen im Herbarium trocknet, so präparieren solche rückenmarksarmen Hirnmenschen das Leben gern in theoretischen Begriffen, in Abstraktionen. Es sind die Menschen, deren Leben auf lauter Grundsätzen und Lehrsätzen wie auf Stelzen läuft, weil ihnen im schwächlichen Rückenmark der Boden der Natur unter den Füßen schwand.

Das „Zurück zur Natur" wird solchen grüblerisch-spintisierenden Menschen ein Gebot der Selbsterhaltung. Körperarbeit, Wandern, Turnen, Schwimmen, Ackerbau, Essen und Schlafen hilft dem Rumpf, sich gegen das Hirn zu wehren. Der Kraftstrom wird im Rückenmark gebunden. Das zügelt das Hirn und schützt das Leben. Denn das Hirn ist die große Opferflamme, in die am Ende alles Leben hineingeworfen wird.

Wer im Kindesalter allzu früh und allzusehr das Gehirn beschäftigt, wird das Rückenmark seiner Kinder, den Stoffpol in ihrem Leben, schwächen. Der Rumpf bleibt zurück. Die inneren Organe kümmern. Allzufrüh zog das geistige Leben aus ihnen Kraft. Die ersten Blüten allzujunger Bäume zerstört ja auch ein kluger Gärtner. Die allzufrühen Früchte nimmt er vorzeitig ihnen ab. Erst will er starken Stamm und kräftige Äste. Zurückgedrängte Frucht wird später umso reichlicher wachsen.

Kinder sollen Kinder sein, sollen wie Pflanzen ruhig und langsam wachsen in dem weiten Garten der Natur. Nicht allzufrüh darf man den geistigen

Motor im Gehirn ankurbeln. Das Wissen kommt noch früh genug. Die Kraft im Rumpf gilt es zu pflegen. Dann wächst aus solch körperstarker Wurzel auch später ein gesundes, zur Ruhe gezügeltes Geistesleben.

*

So stehen sich hier zwei große Gruppen von Formtypen gegenüber: die saftvollen, mehr der Natur und dem Reich der Triebe angehörenden Rumpf- und Rückenmarksmenschen und die saftärmeren Kopf- und Hirnmenschen, die mehr in einer Welt des Wollens und der konstruktiven Ideen leben. Jene wachsen aus stofflich-leiblichem Lebensreichtum, aus sinnlicher Lebensfülle heraus und bilden die große Armee der sogenannten Realisten. Diese aber — die Hirnmenschen — sind stoffärmer, von geringerer Lebensfülle, aber von unruhigerem Geist, von lebendigerem Willen. Jene sind die naturhaft Gewachsenen, diese die bewußt Gewordenen. Jene voll von der saftreichen Ursprünglichkeit, die wir im Pflanzen- und Tierleben finden, gefühlsreich und unmittelbar in ihrem ganzen Wesen, diese aktiv, tatvoll, gefühlsärmer, weniger in sich selber ruhend, voll unruhiger Pläne, ja schließlich voller Zwiespalte und Konflikte. Und wenn wir diese beiden großen Gruppen — die rumpfschwächeren, stoffärmeren Hirn- und Willensmenschen und die saftvollen, gefühlsreicheren Rumpfmenschen — gegenüberstellen, so haben wir in ihrem tiefsten und innersten Wesen nichts anderes als die große Gegensätzlichkeit, die weltbewegende Polarität des Männlichen und des Weiblichen.

*

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir nun

10 Formtypen

aufstellen, die die allmähliche Entwicklung vom Stofflichen, Naturhaft-Unbewußten der vorwiegenden Rumpfbetonung in's Geistige des bewußten Hirnlebens darstellen. Wir werden dabei sehen, wie im Rumpf die großen Kraft- und Gefühlsquellen des Lebens liegen, das große Reservoir der bildenden Naturkräfte im Menschen, aus dem alles Geistesleben gespeist wird. Wie dieser Stoffpol allmählich und immer mehr zu Gunsten des Geistpols verschoben wird, wie Hirn und Geist als Blüte aus dem Wurzelwerk des Rückenmarks und dem Stamm des Rumpfes herauswachsen und am Ende das Leben in reichster Geistesblüte sein Schwanenlied singt und in wachsender Schwäche „in Schönheit stirbt".

Diese 10 Formtypen sind:

1. Der elementare Mensch (= Primitiv-Typus),
2. Der Ernährungsmensch (Vegetativer oder Bauchtypus),

3. Der Ernährungs- und Gemütsmensch (Saftreicher, lebensvoller Typus),
4. Der Kraftmensch (Brust-Rumpftypus),
5. Der Tatmensch (Motorisches, männliches Naturell),
6. Der reine Gefühlsmensch (Sensibles, weibliches Naturell),
7. Der Hirn- oder Geistmensch (Idealistisches, ethisches oder ästhetisches Naturell),
8. Der disharmonische Mensch (die komplizierten, nervösen Typen),
9. Der Durchschnittsmensch (Indifferenter Massentypus),
10. Der harmonische Mensch.

---

18. Kapitel.

I. Der elementare Mensch.

(Primitiv-Typus, Elementar-Naturell.)

Vom Häßlichen zum Schönen geht alle Entwicklung. Vom elementaren Menschen können wir sagen, er sei die häßlichste Menschenform, der wir begegnen. Es ist der Mensch auf der untersten Stufe der Entwicklung, der ungeformte, ungeistige, tiefrassige Mensch, der undifferenzierte Typus, der eine sehr tiefe Formstufe darstellt.

In Kulturvölkern tritt dieser Typus zurück. Die geistige Entwicklung hat ihn verdrängt. Hochrassige Völker kennen ihn kaum. Unter den germanischen Stämmen ist er seltener als unter den Slaven, Finnen oder Mongolen. Und bei den Germanen selber war der Gote sicherlich der straffere Typus als etwa der Alemanne.

Es gibt ganze Völker von elementarem Typus, wie es etwa die Hunnen waren, oder wie es in der Gegenwart die Hottentotten und Buschmänner, die Feuerländer, die Eskimos und gewisse Negervölker im Innern von Afrika und Australien sind. Auch auf dem Lande und in sehr primitiven Lebensverhältnissen ist er im Einzelnen anzutreffen.

Der elementare Mensch hat eine grobe körperliche Organisation. Er ist immer häßlich, weil er ungeistig ist. Roheste Körperlichkeit scheint im Innern alles geistige Leben geradezu zu zertreten. Der Körper ist plump, die Haut ohne Helligkeit, von dunkler Färbung und oft stark behaart. In den kurzen Beinen und den langen Armen liegt Tierähnlichkeit. Die Formen sind entweder dürr oder fettig verquollen. In jedem Falle fehlt der Reichtum sanftgewölbter Linien, der den geistig höherstehenden Menschen auszeichnet. Es fehlt der Adel der Form.

(Fig. 103.) In den dicken Gelenken, den plumpen Knöcheln an Hand- und Fußgelenken liegt die geistige Langsamkeit, die Schwerfälligkeit des Willens. Hände und Füße sind groß, schwer und von elementarer Form. Finger und Zehen sind kurz, die Nägel von primitiver Kürze. Der Gang ist schwer und plump. In den schweren Gelenken liegt keine federnde Kraft. Die nach vorn geknickten Knie und die parallel nach einwärts gestellten Füße zeigen die geistige Unregsamkeit einer träge beharrenden, zur Erde gerichteten Natur. Bei den Frauen erschlaffen

Fig. 103. Elementar-Typus; sehr tiefe Formstufe. Kurze, tierhafte Nase, verquollene Augen, übergroße Kieferpartie, formlose Oberlippe. Ein durchaus ungeistiger, materieller Kopf.

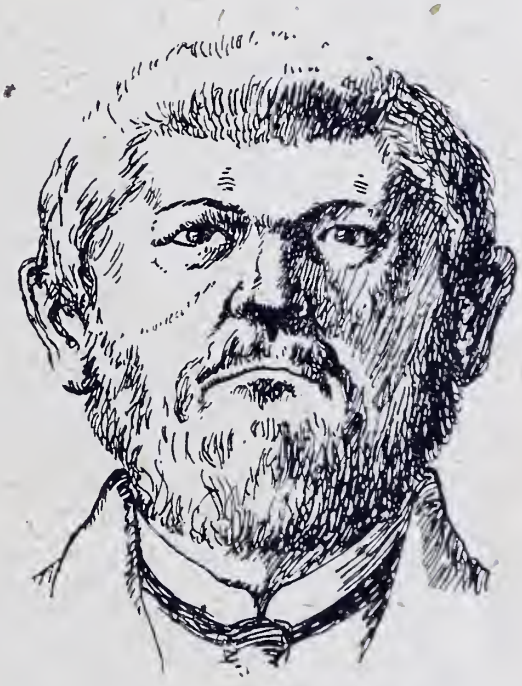


Fig. 104. Elementar-Typus. Sehr niedrige Stirn mit tief hereingewachsenem Haar. Völliger geistiger Tiefstand. Die Schädelbreite über den Ohren erinnert an die Tierform.

frühzeitig Brust- und Bauchgewebe, ja, bei etlichen Völkern — wie bei den Hottentotten — besteht eine Neigung zu ungeheuerlicher Fettanhäufung in der Gesäßpartie (Fig. 43) (Steatotypie) und zu auffälliger Hautfaltenbildung unterhalb des Venusberges. Dies stellt — auch wo es bei den Individuen der weißen Rasse gefunden wird — allemal eine Primitivform dar.

Der Kopf des elementaren Menschen tritt sichtlich zurück hinter dem langen und langarmigen Oberkörper. Er kann klein, aber auch dick und groß sein. In beiden Fällen aber fehlt ihm die plastische Modellierung. Die Gesichtsorgane sind ohne jede feinere Zeichnung. Das Auge ist klein und unlebendig, der gesamte Ausdruck träge, stumpf, böotisch.

Beim elementaren Typus finden wir oft niedere Stirn, aufgestülpte Nase mit sichtbaren Nasenlöchern, in die Stirn hineinwachsendes Haar (Fig. 104), vorstehende Backenknochen und einen offenen Mund, der beim Sprechen oder

Lachen das Zahnfleisch sehen läßt. Solch sichtbares Zahnfleisch verrät immer irgendeine mindere Seite im seelischen Leben, sei es auch nur eine schlechte persönliche Lebensform. Das ganze Gesicht dieses elementaren Typs hat etwas Formloses, Ungeistiges. Beim höheren, edleren Typus begegnen wir der geraden, höheren Stirn, deren reine Schönheit das klügere Denken, das höhere Bewußtsein verrät. Der obere Gesichtsteil hat entschiedenes Übergewicht über den unteren.

Fig. 105. Kopf des Schimpansen. Der Gesichtsschädel ist weitaus größer als der Hirnschädel. Die Triebe stehen also nicht unter der Herrschaft der Vernunft.

Bei allen tieferstehenden Rassen, Völkern und Einzelmenschen ist der Gesichtsschädel größer als der Hirnschädel. Dieser letztere ist der über den Augen und Ohren sich erhebende Teil, der die Masse des Hirns birgt. Er entwickelt sich auf Kosten des Untergesichts, also des Gesichtsschädels, der bei höheren Kulturen zurücktritt. Diesem Primitivtypus begegnen wir hier und da bei niederrassigen Bauern, deren angeborene Roheit und Gefühllosigkeit in solcher Schädelform zu Tage tritt. (Fig. 103.)

Beim Elementarmenschen also ist der Oberschädel niedrig, der Radius von der Ohröffnung bis zur Scheitelhöhe, ähnlich wie beim Affen (Fig. 105), weit geringer als von der Ohröffnung nach dem Kinn. Trotzdem tritt oft das Kinn zurück hinter der breiten, häßlichen Mund- und Kieferpartie. Dadurch kann niemals ein eigentliches Profil zustande kommen. Lavater sagt mit Recht „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch". Kein Tier, keine primitive Rasse hat ein Kinn. Es ist durchaus eine Form bewußteren, tätigeren Geistes. Darum zeigt sich der Mangel an geistiger Aktivität, an planvollem Denken, beim elementaren Menschen gerade in der unausgesprochenen Kinnpartie. Er ist der Mensch ohne Profil, darum ohne geistige Persönlichkeit.

Die Nase ist meist kurz, oben eingedrückt und unten breit wie man's am besten an dem Negerkopf (Homo primitivus) in Fig. 106 sehen kann. Sie entbehrt der edleren Bildung. Das Sinnliche, Erdhafte, herrscht in ihr über das Geistige, Persönliche. Die Stirn ist niedrig, über den Augen stark vorspringend, nach oben enger werdend und zurücktretend. Zusammenfassendes, logisches Denken ist deshalb unmöglich.

Gerade beim elementaren Typus begegnen wir oft den überaus großen und dicken Köpfen. Aber sie sind dann plump und ungeformt. Sie verraten Dummheit, Brutalität, Dickköpfigkeit. Sie lassen alle seelische Feinheit vermissen. Und

wenn wir die feinste Ausbildung des Charakters nach der Seite des Sensiblen und Ästhetischen oft gerade bei den kleineren, aber feinmodellierten Köpfen finden, so pflichten wir durchaus Eduard Reich*) bei, wenn er sagt, daß „die großen Köpfe oft mehr Schafs- als Philosophenköpfe" seien.

Das Haar des Primitiv-Typus ist kurz, hart, borstig oder struppig. Seine regellose Widerspenstigkeit verrät ein störrisches, verständnisloses Wesen. Es hat keine schönen Grenzlinien, die überall Gesicht und Nacken freilassen, sondern wächst tief in Nacken und Stirn hinein. (Fig. 104.)

Das Gesicht hat meist stark hervortretende Backenknochen und darum hier seine größte Breite. Darin liegt unbeherrschtes Gefühl, unkontrollierter Instinkt, triebhaftes Wesen, aber auch meist starke Neigung zum Fleischgenuß.

Fig. 106. Sudanese. (Homo primitivus) aus Stiehl: „Unsere Feinde." (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) Der Kopf ist profillos, weil Nase und Kinn die Primitivform zeigen. Durchaus elementarer Typus.

Karl Ernst von Baer erwähnt in seinen Forschungen über die Tartaren, daß ihr Schädel in der Gegend der Jochbeine umso breiter sei, je entschiedener sie Fleischesser seien; ja daß die Fleischesser sich überhaupt durch abstehende Jochbogen von den Pflanzenessern unterscheiden.

Die Haut des elementaren Menschen ist rauh und von grobem Gewebe. Meist duftet sie schlecht. Der individuelle Hautduft des elementaren Menschen ist unangenehm. Denn sein Stoffwechsel steht auf tiefer Stufe. Es fehlen die höher organisierten chemischen Stoffe, die ätherischen Öle, die beim höher orga-

*) Der Mensch und die Seele. Berlin 1872.

nisierten Menschen in feinen Duftwellen von der Haut und namentlich vom Haar aufsteigen und für die zarten Tastkörperchen empfindsamer Nerven die unsichtbaren Boten eines reichen Empfindungslebens sind.

Des Negers Haut riecht schlecht. Jeder elementare Mensch riecht schlecht. Nicht nur, weil er sich nicht pflegt (er hat kein Bedürfnis dazu!), nein — in diesem schlechten Duft liegt das Tierhafte seines Wesens. Duft ist eine Ausstrahlung innersten Wesens, ein Ausdruck der Seele.

Je übelriechender und stumpfer die Haut eines Menschen, desto weniger empfindlich ist dieser Mensch gegen Gerüche außer ihm.

Nichts ist von so zarter Schönheit der Farbe, nichts so von innen heraus belebt, nichts eines so seelenvollen Ausdrucks fähig, wie die Haut. In der Menschenhaut ist alle Buntheit der Natur geschwunden. Sie ist zusammengezogen in eine Farbe, die eigentlich keine ist, sondern eher ein wundersames Transparent für die Empfindungswellen aus dem Reich des Seelischen. In der ganzen bunten Deutlichkeit der roten und blauen, grünen und gelben, schwarzen und weißen Tierwelt ist kein Tier so seelenvoll von innen her durchleuchtet, so gefühlszart verschönt, wie der Mensch in dem lieblichen Gebilde seiner Haut.

Wo, wie beim Elementarmenschen, die Haut nichts von der zartrosa Tönung des empfindungsreichen Menschen besitzt, wo sie derbrot, schwarz, schmutzig oder gelb ist, da ist niemals auf ein höheres Seelenleben zu schließen. Und wo irgendetwas an der Beschaffenheit dieser Haut an die Rauheit, die Borsten, Stacheln, die Horngebilde des Tieres erinnert, da darf man auch wohl irgend einen Mangel an jener höheren Feinfühligkeit annehmen, die nur dem Menschen eigentümlich ist.

Die Haut ist ein dem äußeren Keimblatt entwachsendes Organ. Sie gehört damit in das Organsystem der Nerven, ist ein *sensibles* Organ. Ihre Aufgabe liegt im Gefühl. Die grobe Haut des elementaren Menschen zeigt stumpfes Gefühlsleben. Sie hat Wetterfestigkeit, ist nicht abhängig vom Witterungswechsel. Sie ist gröber und weniger zahlreich durchnervt, als eine sensiblere Haut.

Darum hat der elementare Mensch auch die einfacheren, die elementaren Lebensbedingungen. Er macht keine Ansprüche, hat grobe Lebensformen. Er braucht keine Kultur, hat kein Schönheitsgefühl und nur geringe geistige Neigungen. Er ist ein Stück grober Natur, darum herrschen die Grundkräfte der Natur: Ernährung und Fortpflanzung in ihm vor.

Von einem Liebesleben kann man nicht reden. Das Geschlechtliche beherrscht ihn als bloßer Trieb, ohne jene zartere seelisch-ästhetische Ausgestaltung, die wir Liebe nennen. Sein Trieb ist Brunst und wie beim Tier periodisch. Befriedigt, ist er gesättigt und wendet sich ab von seinem Objekt.

Dies ist überall die elementare, primitive Form der Liebe.

Auch in der Ernährung kommt es dem elementaren Menschen nur darauf

an, das Hungergefühl zu stillen. Er will gefüllt sein, gleichgültig womit. Gewisse Elementar-Völker sollen Kröten und Spinnen essen, andere sind Menschenfresser. Der Elementarmensch in Europa mästet das Schwein. Er liebt im Speisezettel vor allem die aus Magen und Darm des Schlachttieres bereiteten Gerichte. Aber er ist überhaupt nicht wählerisch. Feldfrüchte, Mengen groben Gemüses, mit reichlichem Fett getränkt, gekochten, schweren Kohl, den lockend verborgener Speck nicht leichter macht, führt er sich schmatzend zu Gemüte. Und von den Hunnen erzählte uns schon in der Schule der Lehrer, daß sie rohes Fleisch unter dem Sattel mürbe ritten.

Der Magen des Elementarmenschen arbeitet wie Mühlsteine. Was hineinkommt, wird zerrieben. Wahllos wird er im Hunger gefüllt. Das Hirn nimmt ihm ja keine Kraft weg. Ungehemmt, automatisch arbeitet der stoffbildende Pol — der Rumpf. Aus dem niedersten Tierreich, den gröbsten Pflanzenorganisationen, nimmt der europäische Elementarmensch seine Nahrung. Er ißt sie aus der Hand, ißt sie mit den Fingern, er braucht nicht das ästhetische Bild eines gedeckten Tisches. Er kann den Schmutz vertragen, auch in der Nahrung. Verdorbenes Fleisch, übelriechende Wurst, ranziger Speck, schimmeliges Brot — das alles ißt er ohne Folgen. Er wird nicht krank davon. Sein Nervenapparat ist auf ganz grobe Reize eingestellt. Er hat, wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, eine „tiefe Reizschwelle". Auf Feinheiten reagiert er nicht. Er ist keine differenzierte Natur, weder körperlich noch geistig. Wie sein eigenes Wesen derb, formlos, schwerfällig und träge ist, so darf man ihn auch nicht zart und überhöflich anfassen, sondern deutlich, mit einfachen Worten.

Der elementare Mensch ist kulturlos. Er liest keine Bücher, hat keinerlei Anteil an irgendwelchen geistigen Fragen. Sein Horizont ist so kläglich eng, wie seine Großhirnmasse gering ist. Seine religiösen Vorstellungen sind primitiv. Er hat keinerlei besondere geistige Gaben, ja sein schwaches Gehirn wehrt sich gegen alle sonderliche Anstrengung. Seine Vorstellungen von Weltall und Menschheit sind kindhaft. Ihm fehlt in seinem mangelhaften Vorderhirn jegliche Kombinationsgabe. Und weil er ohne höhere und selbständige Geistigkeit ist, muß er geführt werden, darf in wichtigeren Dingen nie selbst entscheiden. Er ist ein sehr schwieriges Objekt für Schulbildung, kann niemals in geistige Berufe eintreten. Er lernt mit Mühe das Notwendigste und muß einen körperlichen Beruf ergreifen, der irgendwie mit der Natur und mit der Erde — aber nur rein mechanisch — zu tun hat. Er kann Ackerknecht oder Erdarbeiter werden, Arbeiter auf Farmen und Pflanzungen oder Viehhirt, wobei ihn sein Naturinstinkt und seine natürliche Beobachtungsgabe unterstützen. Man kann ihn eine automatische Tätigkeit in industriellen Betrieben verrichten lassen. Nie aber wird das ein eigentlicher B e r u f, immer nur eine B e s c h ä f t i g u n g sein. Nie auch

eignet er sich zur Selbständigkeit, zur Führung Anderer. Vermag er doch kaum in seinen eigenen Gedanken Ordnung zu halten. Er ist ohne Wille und Entschluß. Darum braucht er die feste Hand. (Fig. 107.) Er ist roh und grausam.

Wenn auch selbst im geistig ärmsten Menschen beständig die innere Stimme spricht, die wir das Gewissen nennen, so kann doch gerade der elementare Mensch,

Fig. 107. Skythe, das Messer für Marsyas schleifend. 3. Jahrh. v. Chr. Florenz, Uffizien. Der Schädel ist sarmatisch, der Gesichtsschädel weitaus größer als der niedrige Hirnschädel. Darin und in den breiten Backenknochen und dem rohen Maul liegt das Elementare. Er schleift das Messer, um dem am Baume hängenden Marsyas die Haut abzuziehen. Die groben, riesenstarken, affenartig langen Arme kennzeichnen das Barbarische der ganzen Gestalt.

von schlechter Hand geführt, zum Verbrecher werden. Denn in ihm haben Kindhaftigkeit und Tierhaftigkeit sich zu einem primitiven, grobschlächtigen Wesen vereinigt, das mit Klugheit und auch mit verstehender Liebe geführt werden muß, weil in allem, was Menschenantlitz trägt, der göttliche Funke lebendig ist.

Gibt's Begriffe, die bedenklicher, ja gefährlicher sind als die von „gut" und „böse"? Darf der Menschenkenner mit so gefährlicher Kurzsichtigkeit ur-

teilen? Was ist „gut", was „böse" oder „schlecht"? Wenn wir es recht bedenken, so ist der „schlechte" Mensch nur der auf tiefer Entwicklungsstufe stehende. Das Wollen und Begehren — im starken Hinterhaupt — sind vielleicht zu heftiger Kraft gesteigert. In niederer Stirn wohnt nicht genug zügelnde, hemmende Erkenntnis. Das flache Mittelhaupt zeigt armseliges, stumpfes Gefühl, Mangel an Ehrfurcht, geringe sittliche Kraft. Hier findet die Verführung keinen Widerstand; sie siegt und triumphiert. Der Mensch wird ihr Opfer, der Mensch, in dem die Erkenntnis schwächer ist als der wilde Trieb der Natur.

Die Natur kennt weder gut noch böse. Sie tut weder etwas Nützliches noch etwas Schädliches. Sie ist.

Aber sie gibt dem einen Menschen Gaben, die sie dem andern versagt. Dem Einen gab sie die Krone geistiger Kräfte, dem Andern alle Marter der Unvollkommenheit. Den Einen segnete sie mit der Güte, die in ihm wohnt, und mit der er so triebhaft wirkt, wie der Andere mit seiner Bosheit. Was wir das Schlechte in uns nennen, ist nur die wilde Zügellosigkeit, der erbarmungslos über das Leben schreitende Schritt der Natur.

Eine über der Natur stehende Macht aber legte in uns auch die Erkenntnis, die geheimnisvoll thronende Richterin über Gut und Böse. Die Erkenntnis ist der Richterstuhl für unsere Handlungen. Und die Menschenkenntnis zeigt uns, welches Maß von Erkenntnis in einem Menschen wohnt.

Ganz falsch ist es, zu glauben, dieser elementare Mensch sei der biologisch hochwertige. Nein, er ist einfach der primitive, der tiefstehende, und deshalb nur von ganz geringer geistiger Energie. Wir aber haben erkannt, daß alles organische Leben im letzten Grunde eine schöpferische Idee ist, die — wie schon Aristoteles sagte — ihr ätherisches Material, also den Stoff, braucht, um ihm eine individuelle Form aufzuprägen.

Die schöpferische Idee aber, mit anderen Worten: die geistige Lebensenergie, die aus der groben, häßlichen Form des elementaren Menschen spricht, kann nur sehr gering sein. Darum hat er keineswegs das höhere Lebensalter. Elementare Naturmenschen sterben früher als gesunde Kulturmenschen. Dies ist eine Folge der geringen geistigen Lebensspannung, aus der sie geworden sind. Sie sind ein Anfang, sind das Unausgesprochene, das Ungeformte, das Elementare. Auf seinen tiefsten Stufen aber hat das Leben weder die Schwungkraft, noch die Dauer, die es in seinen höher entwickelten, vollendeteren Formen zeigt.

19. Kapitel.

2. Der Ernährungsmensch.

(Vegetativer oder Bauch-Typus. Fig. 108–111.)

Zwischen dem elementaren und dem Ernährungstypus liegt eine weite Strecke organischer Entwicklung. Jener steht am Anfang geistigen Lebens und wird bei den Primitivvölkern viel gefunden. Er ist das Unausgesprochene, Unselbständige und erringt mit bescheidener Arbeit stets nie mehr, als er zum nackten Leben braucht.

Der Ernährungsmensch aber gedeiht nur in üppiger Umgebung, niemals in primitiven Lebensformen. Er ist eine Erscheinung der Wohlhabenheit und hat eine Gabe, Wohlhabenheit um sich zu verbreiten. Darum ist er keineswegs ein primitiver Typus, sondern eine interessante, ausgesprochene und ungemein charakteristische Erscheinung, deren Wesen es tiefer zu erfassen gilt.

Der Ernährungsmensch ist ein Rumpftypus. Die starke Entwicklung des Rumpfes ist das Kennzeichen seiner körperlichen Erscheinung. Die Gliedmaßen treten dagegen zurück. Die Organe der Bewegung: Hals, Arme, Beine, Hände und Füße sind meist verhältnismäßig kurz. Es fehlt also der Antrieb zur Bewegung.

Dies ist erklärlich, denn beim Ernährungsmenschen ist das Hinterhaupt meist schwach, das mit dem Knochen- und Muskelsystem in Verbindung steht und die motorischen Impulse (Bewegungsantriebe) enthält. Der Ernährungsmensch ist meist ein Rundschädel. Je schwächer das Hinterhaupt, desto stärker sein Gegenpol, der Bauch. Fehlen im schwachen Hinterhaupt die Bewegungsantriebe, so wird dem ganzen Organismus sozusagen der Wunsch nach Ruhe aufgedrückt. Liegt aber nicht dieses Prinzip der Ruhe schon in der Fülle des Rumpfes? Der Ernährungsmensch hat den hochsitzenden Nabel, infolgedessen die geräumige Bauchhöhle. In seinen Rumpforganen ist das vegetative, das pflanzenhafte Leben, sehr stark entwickelt. Hier wächst alle Kraft aus ihren Wurzeln, aus einem starken Rückgrat. Es herrscht das lebenerhaltende, konservative Prinzip.

Hier aber wachsen auch die Gefühle. Denn sie sind die Sprache der Natur in unserem Organismus. Das Gefühlsleben ist das unbewußte Seelenleben im Gegensatz zum bewußten, das wir Geist nennen. Geist ist die reifste Frucht, die höchste Steigerung jener warmen, dunklen Vorgänge im Seelenleben, die wir Gefühl nennen.

Es war der Fehler aller Physiognomen, ja aller schulmäßigen Psychologen bis heute, daß sie Gefühl und Empfinden immerfort durcheinander warfen und verwechselten. Gefühl wächst und drängt organisch von innen. Es keimt in uns und entquillt einem starken Rumpf, einem gesunden Rückgrat.

Es wächst aus einem vollen, weichen, warmen Gewebe. Empfinden aber kommt von außen. Empfindungen sind eine Sache von Nerven und Gehirn. Sie wachsen nicht sozusagen organisch im dunklen Erdreich der Rumpf- und Rückenmarkssphäre, sondern werden durch Sinneseindrücke im Mittelhirn geweckt und im Stirnhirn zum Bewußtsein gebracht. Empfindungen und Gefühle gehen nebeneinander her, berühren sich und sind doch nicht dasselbe; denn sie entspringen zwei ganz verschiedenen Quellen.

Man kann reich an Gefühl und arm an Empfinden sein, aber umgekehrt auch überreich an Empfinden und kalt in seinem Gefühl. Empfindung ist Blüte, und das schwächste Leben hat oftmals die reichste Blüte. Gefühl aber ist Wurzelkraft. Lebensfülle und Fülle des Gefühls haben die gleiche Form. Sir John Falstaff ist sicherlich ein arger Schlemmer. Aber in seinem feisten Gesicht ist warme, herzensfrohe Gutmütigkeit, die Teufel aber und die gefühllosen, hartherzigen Hexen hat sich das Volk von jeher mit dürrem, hagerem Körper vorgestellt. Wie in trockenem Wüstensand keine Rosen, sondern nur stachliche Kakteen wachsen, so auch in einem dürren Menschenleib kein warmes Gefühl.

Wir können darum den Ernährungstypus ruhig auch als den die Ruhe liebenden Gefühlsmenschen ansehen. Denn das Leben strahlt nicht aus im Gefühl, sondern es wurzelt im Gefühl.

Lediglich der Grad dieses Gefühls ist verschieden. Weniger die Richtung. Denn irgendwie haftet das Gefühlsleben des Ernährungsmenschen immer in materiellen Dingen. Nicht egoistisch, nicht so, daß er alles allein haben will. Niemand gibt herzlicher, als dieser gewebsreiche, wohlgenährte, warmherzige Mensch. Und der Geiz wird immer nur unter den hageren Menschen mit den spitz nach unten gerichteten Nasen gefunden. Aber der Rumpf ist nun mal der stoffbildende, stoffsammelnde, aufbauende Pol des Lebens. Daher die materielle Richtung im Gefühlsleben der Rumpf- und Bauchmenschen. Es sind die Repräsentanten des stofflichen, aufnehmenden, konsumierenden Prinzips.

Immerhin lassen sich beim Ernährungsmenschen zwei Richtungen, zwei Abarten, feststellen, die zwar nichts anderes sind als zwei verschiedene Formstufen, eine niedere, tiefere und eine höhere, belebtere. Es sind:

a) der fleischig-massige, grob-materielle (Fig. 108), den wir den vegetativen Typus nennen wollen;

b) der wohlgenährte, behaglich-lebensvolle Ernährungs- und Gefühlstypus.

Der erste wäre der reine Ernährungstypus. Dabei schalten wir die Fälle krankhafter Fettsucht völlig aus. Sie bilden Ausnahmen, Einzelfälle, die uns hier nicht interessieren; denn sie sind Krankheit und nicht Typus.

Immerhin aber hat auch der reine Ernährungstypus einen tief eingestellten

Stoffwechsel. Eine träge Ruhe liegt in seinem ganzen Organismus. In der schweren Fülle des nach unten bauchig zunehmenden Rumpfes kommt das zum Ausdruck.

Arme und Beine sind kurz und von massiger Fülle. Die Gelenke treten daran kaum hervor. Die Hände sind weich, die Finger wie kleine Würste. Der Hals ist kurz. Das Fett im Nacken macht den Eindruck einer Wellblech-Kon-

Fig. 108. Typus des Schlemmers. Formlos verquollene Fülle des ganzen Körpers. Schwammige, wasserreiche Gewebe. Sehr tiefe Formstufe.

Fig. 109. Kopf des Ernährungsmenschen. Das Stoffliche im Untergesicht überragt bei weitem das Geistige in der Stirn- und Augenpartie.

struktion. Die Hals- und Schulterlinien sind nicht in schöner Klarheit gegeneinander abgesetzt; es ist eine formlos verquollene Fülle, eine niedere Formstufe. (Fig. 108.) Der Kopf gleicht in seiner Form dem Rumpf. Sein größter Durchmesser liegt unten. Die Stirn ist niedrig und gerundet, also mit betonter Mittelstirn. Dies ist die Stirnform des Kindes, wie denn der Ernährungsmensch eigentlich eine ausgewachsene Ausgabe des vegetativen Kindestypus darstellt.

Demgemäß ist bei ihm auch das Mittelgesicht kurz und breit. Die Nase meist klein, eingesenkt oder auch gebogen, immer aber fleischig voll. Die Augen sind klein und scheinen im umgebenden Fett zu versinken. Der Mund hat die kindlich vollen Lippen. An der breiten Fülle des Untergesichtes ist das Kinn nicht beteiligt. Es ist klein, weich und ohne alle Schärfe. Das Wangengewebe überwuchert alles. (Fig. 109.) Es hängt gern zu beiden Seiten herab, verdeckt die Kinnladen, und unter dem Kinn bildet sich ein doppeltes oder gar ein dreifaches Kinn, das aber nicht mehr aus Knochen, sondern aus verfettetem Gewebe besteht

(Wampe). Dadurch sind Kopf und Gesicht — die geistigen Organe — nicht klar und plastisch aus Brust-, Schulter- und Nackengewebe herausmodelliert, sondern stecken rings in trägem Fett.

Hier kann höheres Geistesleben so wenig entstehen, wie durch die ungeschlachte Fülle des Bauches (Fig. 108) und die plumpe Gliederung des Ganzen überhaupt. In diesem schwammig-lockeren, wasser- und fettreichen Gewebe, das alle Muskelstraffheit spurlos verschwinden läßt, gedeiht kein reges Geistesleben.

Dieser vegetative Typus, den wir in seiner zum Prototyp aller Fresser und Schlemmer erhobenen Form in Shakespeares unsterblichem Sir John Falstaff (Fig. 110) kennen lernen, hat weder Regsamkeit, noch sonderliche Leistungsfähigkeit. Er ist langsam, von träger Beharrung, schwerfällig, hat keine Ausdauer und erreicht mit seinem wässerig-lockeren Gewebe kein hohes Lebensalter. Dies ist mehr den Menschen mit dem hohen, spezifischen Gewicht, den muskelhärteren Körpern beschieden. Der sehnige, sonnendurchglühte Araber wird älter als ein fettbäuchiger Hottentottenhäuptling.

Fig. 110. Sir John Falstaff. Der durch Shakespeares Genius unsterblich gewordene Urtypus der Fresser und Säufer, der sinnlichen Genießer.

Es liegt im Ernährungsmenschen etwas Wurzelhaftes. In der Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung und ihrer Anhäufung im eignen Körper liegt seine Kraft. Nicht so, daß er durchaus immer viel äße. Beileibe nicht. Über Mangel an Appetit kann er zwar niemals klagen. Aber nicht der Menge der Nahrung verdankt er seine Leibesfülle, sondern seiner fabelhaften Assimilationskraft. In der großen Bauchhöhle ruht seine Lebensmelodie. Magen, Darm, Leber, Nieren und das ganze Lymphdrüsensystem arbeiten vortrefflich. Den Verdauungsneurastheniker sucht man unter den Dickleibigen vergebens. Der hochsitzende Nabel zeigt, daß die Länge des Darms in dieser großen Bauchhöhle beträchtlicher ist als

bei den hageren Sterblichen. Was Wunder, daß von diesem kraftvoll-langen Darm selbst die einfachste Nahrung gründlich zerlegt und ausgenutzt wird.

Sucht man diesen Ernährungstypus im Pflanzenreich, so wird man ihn finden bei den Wurzel- und Knollengewächsen, der Kartoffel, den Runkelrüben, dem Kürbis, bei den schweren Kohlarten, Gurken und den Blatt-, Wasser- und Sumpfgewächsen. Wie beim reinen Ernährungsmenschen das schwammig-lockere Gewebe sozusagen das Skelett zurückdrängt und ein höheres Geistesleben nicht

Fig. 111. Rumpf- und Ernährungstypen in der Natur. Bauchige Gebilde, die eine wasserreiche Umgebung brauchen, Ruhe und Schatten lieben.

aufkommen läßt, so entfalten auch die Pflanzen mit niederem Formtypus wasserreiche Knollen oder Blätter, haben aber dabei keinen festen, harten Stamm. Auch haben sie nur eine geringe Blüte. Sie sind ohne Farben- und Formenreichtum, weil sie nicht der Schönheit, sondern der Nützlichkeit dienen. Sie sind weder der Typus der Energie, noch verraten sie reges Empfindungsleben. Darum sind sie ohne jene Sehnsucht, die zur Sonne strebt. Sie wachsen still und stumm, schwerfällig und bauchig unter der Erde oder dicht an ihrer Oberfläche, weil sie mehr Rumpfgebilde als Gliedmaßen sind. Sie lieben das Element, das am meisten ihren eigenen Bau gefügt — das Wasser. (Fig. 111.)

Darum wird man dem vegetativen Typus auch im Tierreich am meisten unter den Weich- und Kriechtieren, den Sumpf- und Wassertieren begegnen. Die Kröte, die Robben, das Nilpferd, das Schwein, die Kuh, der Hamster, der fette Dachs, die Gans, der Molch, die Otter, gewisse bauchige Fischarten, der im Sumpf lebende Karpfen, der Walfisch — sie alle sind Ernährungstypen, sie alle leben am Wasser, sitzen — wie die Kröte — unmelodiös quakend am Sumpf oder wühlen grunzend im Schlamm.

Der Drang zum Sattwerden beherrscht ja alle Lebewesen, beherrscht auch

den Menschen. Wer von uns hätte nicht Angst vor dem Hunger. Nur drängt bei den Ernährungstypen dieser Trieb alles andere zurück. Das vegetative Leben überwuchert ungeheuerlich alles geistige. In ihrem tief eingestellten Stoffwechsel herrscht nichts als der ewig träge Prozeß der Stoffansammlung. Ihr Talent heißt Dickwerden. Ihre fabelhafte Saftabsonderung im ganzen Verdauungsapparat bewältigt spielend selbst die elementarsten Dinge. Zermalmt nicht das Nilpferd Baumäste? Verarbeitet nicht der Wurm die Erde? Wühlt nicht das Schwein im ärgsten Schlamm? Grast nicht die Kuh mit stoischem Gleichmut ganze Wiesen ab?

Was aber sehen wir? Der Wurm hinterläßt eine lange Spur schleimiger Verdauungssäfte. Der Fisch ist ein schleimig-glitschiges Gebilde. Dem Nilpferd, der Kuh trieft überreicher Verdauungssaft die Lefzen hinunter. Sie sind Verdauungsorganismen. Und sie alle suchen ihre Nahrung nicht auf gefährlich wilder Jagd in Höhen und Fernen, sondern in geruhigen Tiefen, in beschaulich engem Kreis. Der fette Karpfen wühlt im Uferschlamm, der schlanke Hecht durchschießt jagend das Gewässer.

Die weich- und breitblätterigen, wasserhaltigen Sumpf- und Wasserpflanzen lieben weder den Sturm noch sengende Sonne. Behaglich-schattige Orte im feuchten Element des Wassers oder an seinem Rande, in seiner Nähe, sind ihr „Milieu". Der bauchig-großblätterige, wasserreiche Kohl sitzt tief auf feuchtem Boden. Gegen Trockenheit und gleißende Sonne muß man ihn schützen durch fleißiges Bewässern. Die Kuh liebt den warmen Stall und die nahe Weide. Sie braucht die Tränke, wie Gänse und Enten das nahe Wasser. Gemächlich und träge watscheln, trotten und trampeln sie alle dahin. Von Eile und Erregung will keins etwas wissen. Ihre kurzen Beine versagen im eilenden Lauf. Den schweren Rumpf tragen sie kaum. Sie sind meist und vorwiegend Pflanzenfresser, und ihr phlegmatisches Temperament, ihre in stoischer Ruhe mahlende Verdauungskraft hilft ihnen, aus Wasser und Gras, aus Stengeln und Blättern, aus elementarem Grünkram die strotzende Fülle ihres Leibes aufzubauen.

So hat auch der reine Ernährungsmensch einen geduldig-beharrlichen, langdarmigen Verdauungsapparat. Sein ganzes Wesen scheint sich in dieser elementaren, vegetativen Sphäre zu sammeln. Die Ernährung ist sein Ton, der Appetit seine Melodie, die Verdauung sein Talent. In der Masse seines schwammig-lockeren, wasser- und fettreichen Gewebes sitzt ein tief und niedrig schwingendes Leben, das nur ganz träge sich zu höheren Formen wandelt und am liebsten auch wieder in dem neuen Organismus auf den tiefen Stufen von Wasser und Fett verharrt.

Wer sähe nicht hier die Formverwandtschaft? Darum auch vermag der Ernährungsmensch die einfachsten Dinge zu verdauen. Seine reichen Drüsensäfte

verarbeiten die Pflanzenfaser. Er ist Pflanzenesser oder Gemischtesser. Wasser- und fettreiche Nahrung, Suppen mit einem einzigen großen blinkenden Fettauge liebt er. Metzelsuppen sind seine Leidenschaft. Ein Schlachtfest ist für ihn dasselbe, was für den Wagner-Enthusiasten Bayreuth. „Schwarzsauer" und „Gänseklein" machen den Ernährungstyp in Ostpreußen so schmatzend glücklich, wie den Kannibalen der Südsee ein frommer und wohlgenährter Missionar.

Je tiefer die Formstufe der Menschen, desto kompakter sind Masse und Gewicht ihrer Nahrung. Desto plumper und grober ist — oder wird — aber auch die Form ihres Körpers. Der Tessiner, der Italiener, der Grieche, der Spanier — sie alle essen mäßig und leben beständig in der Sonne. Es sind schöne, schlanke und bewegliche Gestalten. Der sehnige in der Wüstenglut ausdauernde Araber ißt eine Handvoll Datteln und trinkt wundervoll aromatischen Kaffee. Dem plumpen Eskimo läuft der Robbenthran die Mundwinkel hinunter. Wie klassisch schön ist oft ein Jünglings-, ein Mädchenkopf in Neapel oder auf Sizilien! Sie sind arm und haben wenig zu essen, aber viel, viel Sonne. Ich denke hier an die klassisch schönen Köpfe auf den Bildern von Anselm Feuerbach. Wieviel plumpen und geistlosen Gesichtern begegnet man hingegen bei den viel und gut essenden Bewohnern der feuchten Ebenen der Niederlande oder in Oldenburg. Der Begriff „gut essen" hängt hier stets mit Speck oder irgend etwas Schweinernem zusammen.

Essen und Trinken heben oder senken die Formstufe der Menschen. Namentlich der Alkohol ist zu meiden. Bier- und Schnapstrinken macht dumm und blöde, impotent, faul und schwerfällig. Die biertrinkenden Völker, wie die Deutschen, die schnapstrinkenden wie die Russen, die Holländer, die Schweizer, vergröbern ihre Gestalt. Sie machen sich häßlich, drücken sich durch solche Unsitten auf eine tiefere Formstufe herab. Wo schon die Kinder statt mit Milch mit Most aufgezogen werden, wie in der Bodenseegegend, da wird der Stumpfsinn großgezogen, der aus den häßlichen Körpern, den groben Mienen stiert. Der deutsche Bierstudent ist eine zwar viel bewitzelte, aber doch unendlich traurige, widerliche und menschenunwürdige Erscheinung. Er wird Gottseidank in unserer Zeit seltener und seltener.

Wein ist nicht besser. Und doch sind die weintrinkenden Völker schlanker, munterer, beweglicher. Die schärfste Kontur, die am meisten plastische Form, die schlankste Gestalt haben unter den Völkern die Kaffeetrinker. Der am Branntwein hängende russische Muschik, der hinter dem Maßkrug dösende Münchener, der heiter-dramatische, wenig Wein trinkende Neapolitaner, der im Aroma selbstgebrauten Kaffees von Suleika träumende Araberjüngling — ist ihr Leben, ihr ganzes Wesen nicht genau so, wie das, was sie „Genußmittel" nennen.

Ja — auch die geistige Welt scheint eingesponnen in den Dunstkreis dieser Genüsse. Die Phantasie der Orientalen wird so sicher durch den Mocca angefeuert, wie der Tee den verstandeskühlen Realismus der Engländer fördert, der Wutki die unterwürfigen Herdentriebe der Russen und das Bier den politischen Schwachsinn der Deutschen.

Trinker und Vielesser bekommen häßliche Körper und plumpe, schwerfällige Geisteswelt. Die meisten essen zu viel. Der aus einer materialistischen Seele geborene Freßwahn hat sie alle gepackt. Das ewige Kauenmüssen hemmt den Flug zum Ideal, lähmt den Schwung des Denkens. Der Empfindungsmensch erfrischt sich durch eine Tasse Kaffee, durch einen Gang über sonnige Fluren, über glitzernd vereiste Felder, durch ein köstliches Buch oder ein paar Klänge am Klavier. Seine Sehnsucht gehört unentwegt dem Schönen. *Schön sein und gut* — welch höheres Ideal gäbe es für alle Menschen! Beständig sollten wir hinwegstreben vom Gemeinen, heraus aus der Alltäglichkeit!

Der Ernährungsmensch trinkt Bier und ißt Kartoffeln mit Speckgrieben, Knackwürste, Wellfleisch, Stinkkäse und Blutwurst. Sein Geschmack in der Musik ist so ähnlich. Über seichte Plattheiten kommt er nicht hinaus. Im Lachen über fette Kalauer wälzt er sich, wie ein Karpfen im Schlamm.

Wehe, wenn ein anderer Mensch solchen Gebräuchen folgt! Tage- und wochenlang hätte er die Sünden des Bauches zu büßen.

Aber auch der Ernährungsmensch büßt. Nur nicht mit der warnenden Plötzlichkeit wie die Andern. Die merken den Schaden rasch und bessern sich — bis zum nächsten Mal. Der Ernährungsmensch aber wird leicht zum gedankenlos-genießenden Opfer unseres Fleischwahns. Er, der von Natur Pflanzenesser ist, er ißt sich bei seinem trägen, tiefeingestellten Stoffwechsel im Laufe appetitfroher Jahre sogenannte Stoffwechselkrankheiten an den Hals: Rheumatismus, Gicht, Zuckerkrankheit, Fettsucht — lauter Säureanhäufung aus reichlichem Fleischgenuß. Totsicher — — denn er stirbt daran.

Die Natur hatte ihn schon im Keim aus der Reihe der harmonischen Gebilde ausgestoßen. Hatte ihn zu einem Extrem, einer Einseitigkeit gestaltet. Er aber hatte nie versucht, zur *Norm* zu gelangen, hatte nie durch rege Tätigkeit, durch Bewegung und geistige Interessen sich der einseitigen Verdauungsbetonung seines Wesens entgegengestemmt. Die Trägheit seiner vegetativen Natur hatte den Geist, den Willen, in Wasser und Fett im eigenen Gewebe erstickt.

Bewußt aber sollte er wider sich selber kämpfen. Bewußt die Einseitigkeit ausgleichen, in der die Natur ihn bildete. *Denn jedes wahre und befriedigende Leben ist ein unablässiges Streben zur Norm, zur Harmonie, zum Ideal.*

Der starke Rumpf, die kurzen, runden Glieder — das alles ist hier nicht

etwa Krankheit. Nein, es ist Typus, ist eine der vielen seltsamen Gebilde der Natur. Im starken Körper ruht hier das Leben. Gerade, weil es der geistigen Energien ermangelt, braucht es die stoffliche Fülle! Irgendwie drückt das Formgesetz sich aus. Wenn plötzlich des Rumpfes Ausmaß schwindet, plötzlich die Beine abmagern, darf der Ernährungsmensch seine irdischen Angelegenheiten ordnen. Sein Tod ist nahe; denn sein individuelles Formgesetz geht zurück.

Wie sehr begreift man, daß in dieser leiblichen Fülle der vegetativen Region des Bauches auch seelisch die Behaglichkeit materiellen Lebens liegt! Ruhe und Bequemlichkeit, Geborgensein und Wohlstand — das sind die Grenzen dieses Lebens. Das Diesseits gilt, und das Jenseits kommt erst nach dem Sattwerden. Ein natürlicher Instinkt beherrscht die ökonomischen Fragen. Haus und Garten, Vieh und Acker, Küche und Keller, Mahlzeiten und geruhiger Schlaf — das alles interessiert den Ernährungsmenschen mehr als Materialisationsphänomene oder die Relativitätstheorie. Ihm ist nichts relativ, sondern alles absolut. Er ist durchaus Gegenwart, kein Grübler, kein Problematiker. Die Psychoanalyse kann mit ihm nichts anfangen. Er ist nicht Neurotiker, hat keine inneren Konflikte, wenn er satt ist. Er grübelt sich nicht — wie der Neurotiker — an den grausigen Abgrund des Selbstmordes. Behüte gar! Ihm ist das Leben eine einzige Formel: „was habe ich?" Ja, er kann darin von materieller Kaltherzigkeit sein. Der Hunger und das elende Schicksal der Andern stören nicht sein inneres Gleichgewicht. Mögen sie darben, mögen sie weinen — — er hat.

Seine bauchige Trägheit geht allen Kämpfen aus dem Wege. Sein phlegmatisches Temperament liebt nicht den Zank, nicht die Anstrengung. Er liest in der Zeitung, „wie hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen". Aber er selber ist ja gesichert. Er gehört zu denen, die sich gern die Berge von unten anschauen, die Kirchen von außen, aber die Gasthäuser von innen.

Er ist seßhaft, von endloser Geduld beim Skatspiel, konservativ in der Politik. Zum Teufel die Bolschewiki! Haus und Hof wollen sie haben! Das letzte Schwein holen sie aus dem Stalle, die letzte Wurst von der Stange. Daß Gott sie verdamme! Gott ist nur zum Schutze von Haus und Hof da. Ordnung muß in der Welt sein!

Diese dicken Phlegmatiker sind leicht zu lenken, phlegmatische Ernährungsvölker leicht zu regieren. Sie sind nicht revolutionär, sondern lieben die Ruhe. Sie lassen manche Fliege auf ihrer Nase sitzen, ehe sie die Hand heben, sie zu verscheuchen.

Aber Phlegmatiker können auch durch falsche Leitung, durch eine gewissenlose Regierung schwer geschädigt werden. Wie man den Phlegmatiker als Individuum schützen muß vor allzuvieler Ruhe, vor vielem Bier und schweren Speisen, so muß man ihn als Volk vor der geistigen Versimpelung schützen, vor politischer

Sorglosigkeit, mit einem Wort: vor dem Stumpfsinn. Wie man Hechte in Karpfenteiche setzt, so muß man den Phlegmatiker stets ein wenig in Atem halten, damit er nicht wie ein Kürbis faul an der Erde quillt.

*

Der Ernährungsmensch liebt die Häuslichkeit, liebt die Heimat. Er kann Landwirt sein, aber nur ein großer, nicht ein kleiner, der selber arbeiten muß. Er betreibt Viehzucht und versteht etwas davon. Aber es muß Mastvieh sein, dem etwas auf die Rippen wächst und das etwas einbringt. Denn — wie es im „Zigeunerbaron" heißt: „sein Ideal und Lebenszweck ist Borstenvieh und Schweinespeck". Er ist ein guter Wirt, ein erfolgreicher Weinreisender, der seine Geschäfte mit der geselligen, gemütlichen Natur des Ernährungsmenschen macht und wegen seiner eindeutigen Witze gern gesehen wird. Er macht überall mit, ist kein Spielverderber, kein Kostverächter. Seine Sprache ist saftig wie der Speck auf seinen Rippen. Er verträgt mit seinem schwammigen Gewebe weit mehr Alkohol, als ein hagerer Typus. Ihm lähmt der Alkohol auch weniger das Gehirn als dem Geistesarbeiter; denn sein Gehirn schafft nur das notwendigste. Er läßt andere für sich denken, andere für sich arbeiten. Seinen Besitz verteidigt der Rechtsanwalt. Um die Seele sorgt sich der Pfarrer, mit dem er am Stammtisch Skat spielt, und der ihm dafür einen Platz im Himmel sichert. Und wenn er sich übergessen hat oder die Arterienverkalkung aus dem Phlegmatiker im beginnenden Alter einen Melancholiker machte, dann überliefert er sich dem Herrn Sanitätsrat und wird nach Karlsbad geschickt. Da trinkt er frühmorgens Brunnen, der dünn macht, läuft und schwitzt am Vormittag vorschriftsmäßig sich ein Kilo herunter und frißt sich am Mittag seelenruhig alles wieder an. Das treibt er, bis er in seiner Sünden Maienblüte stirbt.

*

Der reine Ernährungstypus in seiner materiellen Form ist selten. Er gedeiht nie auf den untersten Lebensstufen eines Volkes. Er ist ein Produkt des Wohlstandes, der üppigen Trägheit. Man trifft ihn äußerst selten unter Bergvölkern, sondern stets nur in Ländern mit wasser- und sumpfreichen Ebenen. Er kommt in Rußland vor, unter den fetten Chinesen, in Ostpreußen, und hin und wieder trifft man ihn unter den im Schatten von Kellergewölben lebenden, Weißbier ausschenkenden Budikern in Berlin. Bei den fatalistischen Türken begegnet er uns, im Hofbräuhaus in München und unter den gut und viel essenden Holländern. Und wie ihn die alten Völker zum Urbild des Bachus nahmen, so war dieser Typus des Ernährungsmenschen gerade im Ausklang der Antike, im sterbenden Rom häufig geworden, wo die fetten Schlemmer sich auf Kosten des Volkes mästeten und amüsierten.

Unter den großen Denkern, den geistigen Führern der Menschheit ist der reine Ernährungsmensch nicht zu finden. Geist zehrt von der Fülle des Leibes, und „ein voller Bauch studiert nicht gern". Die wirklichen Denker, die Philosophen und Mathematiker, waren entweder harmonische Gestalten (Platon, Paracelsus, Bacon, Alexander und Wilh. von Humboldt, Goethe) oder sie waren hager (Kant, Schiller, Spinoza).

Einem Fettwanst begegnen wir hier und da auch einmal unter den Männern der Wissenschaft. Aber dann haben diese klugen und gelehrten Herren ihre Kenntnisse in hagerer Jugendzeit, ihre Leibesfülle aber in beschaulicheren Jahren erworben. In der herben Luft der Mathematik gedeiht der Bauch weniger als etwa in der idyllischeren Atmosphäre der Theologie. Manch feister Kleriker preist das Jenseits mit den stattlichen Formen des Diesseits. Immerhin — das wahre Genie, die eigentliche Geistesgröße, wird uns wohl nie auf der Erde mit faßförmigem Unterleib begegnen. Der Genius mit dem Fettwanst, mit dem Schmeerbauch, dünkt uns eine Unmöglichkeit. „Dein Werk muß dich mager machen auf viele Jahre", sagt Dante. Und er war selber jener härene und herbe Typus, dem wir unter den genialen Geistern so oft begegnen.

*

Die im Organismus des Ernährungsmenschen schlummernde Bequemlichkeit macht ihn unfähig für alle motorischen Berufe. Er kann nicht Mathematiker, nicht Ingenieur werden. In den technischen Berufen, beim Eisenbahnbetrieb, Brückenbau, in der Eisenindustrie wird man kaum jemals einem Bauchtypus begegnen. Nun gar erst in der Flugtechnik! Bauchmenschen haben keinen persönlichen Mut. Der Mut steckt in der Brust, nicht im Bauch. Sah man je einen Vogel fliegen, der auf der Erde einen Bauch angesetzt hat? Alle Vögel sind hager, haben einen schlanken Leib und fleischlos-sehnige Beine. Fliegend sehen sie aus wie ein Flugzeug. War nicht der fliegende Vogel das Modell? Gibt es nicht Flugzeuge, die „Taube" und „Albatros" heißen?

Der Ernährungsmensch sieht nicht aus wie ein Flugzeug, nicht wie ein Albatros. Er wünscht nicht zu fliegen. Die Luft hat keine Balken. Eher trifft man ihn noch auf dem Schiff; denn Erde und Wasser sind seine Elemente. Aber auf dem Schiff ist er nicht Heizer oder Signalmaat im schwindelnd hohen Mastkorb (um's Himmelswillen!) sondern Kapitän oder geruhsam behäbiger Koch.

Der Ernährungsmensch hat keine sonderlichen geschlechtlichen Leidenschaften. Bacchus steht ihm näher als Venus. Er ist häuslich, hat Familiensinn, aber er will seine Ruhe haben.

Alles, was das Nervensystem über die anderen Systeme hinaus erregt, steigert auch die Sinnlichkeit. Beim Ernährungsmenschen ist das stoffbildende,

vegetative System weit stärker betont als das Nervenleben. Darum ist er schwer erregbar, hat die tief liegende Reizschwelle. Er ist allzu träge, um Erotiker zu sein.

In der Jugend ist er meist Sanguiniker und verschmäht nicht ein erotisches Abenteuer. Aber später wird's ihm unbequem. Sein Bauchfett gedeiht um so üppiger, je weniger Geschlechtshormone von den trägen Keimdrüsen abgesondert werden. Die typische Mannesform hat er eingebüßt, und damit ist es auch mit seiner sexuellen Energie vorbei. Der fette Kastrat, der Haremseunuche, ist dafür ein längst bekanntes Beispiel.

Dieser reine, ganz auf vegetatives Leben eingestellte, aus Ruhe und langsamem Stoffwechsel zur Fülle gedeihende, träge durchnervte reine Ernährungsmensch ist durchaus selten. Hirn- und Nervenleben treten hier so sichtlich zurück hinter dem pflanzenhaft wuchernden Gewebe, daß dieser Typus sich niemals irgendwie über ein rein materielles Dasein erhebt, niemals sich aufrafft zu irgendeiner Form höheren Geisteslebens. Er ist ein plumpes Gebilde der Natur, ist wertvoll in seinem großen, praktischen Verständnis für alle materiellen, häuslichen, landwirtschaftlichen Fragen. Aber das Seelische schlummert. Der stoffbildende Pol im gewaltigen Rumpf hat das Übergewicht über den stofformenden im passiven Gehirn. Deshalb sammelt sich die das Leben bedrohende Gefahr zwar im Gebiete der großen Kraft, im Stoffwechsel des Rumpfes. Aber der Schlag selber, der das Leben vernichtet, fällt im Gebiet der Schwäche, im Gehirn. Ein Hirnschlag endet das Leben.

*

Auf ungleich höherer Formstufe steht der formverwandte und doch gänzlich andere nächste Typus.

---

20. Kapitel.

3. Der Ernährungs- und Gefühlsmensch.

(Saftreicher, gemütvoller, lebensvoller, vitaler Typus, Fig. 112–116).

Dies ist der gleiche Typus, aber auf einer höheren Formstufe stehend.

Auch hier — beim Gefühlsmenschen — sehen wir den starken Rumpf, mit der Neigung nach unten sich zu verbreitern. Aber zu solch schwammiger, abstoßender Fülle wie der rein vegetative Typus entwickelt er sich nicht. Es ist, als ob das Gefühlsleben hier den Stoff bändigt und in Schranken hält. Der Hirnpol hält dem Rumpfpol mehr die Wage. Das Triebhafte im Essen und Trinken gehorcht der Vernunft. Es ist die höhere Formstufe. Immerhin spricht auch hier

reiches Gewebe, sprechen die vollen Körperformen von einem gesegneten Appetit, von einer innigen Hingabe an die gedeckte Tafel, von einer völligen Ausnutzung des Genossenen durch eine prachtvolle Struktur der Unterleibsorgane.

Aber der volle Körper ist wärmer, sozusagen seelenvoller, das Gewebe heller, weniger grob. Der ganze Typus ist von dem Reichtum an unbewußtem Gefühl durchstrahlt, das im Rumpf der Sphäre des kraftvollen Rückenmarks entsteigt.

Hier ist das unbewußte Seelengebiet. Hier wachsen die Instinkte. Hier liegen die Zusammenhänge des Menschen mit dem ewigen Naturgeschehen. Bewußtsein und Geist müssen in gesundem Boden wurzeln, sonst verirren sie sich, werden zu Theorien, Hirngespinsten, weltfremden Ideen. Wahr ist nur, was irgendwie in der Natur wurzelt. Darum ist das menschliche Seelenleben solange natürlich, als es in einem gesunden Rückgrat wurzelt und wächst.

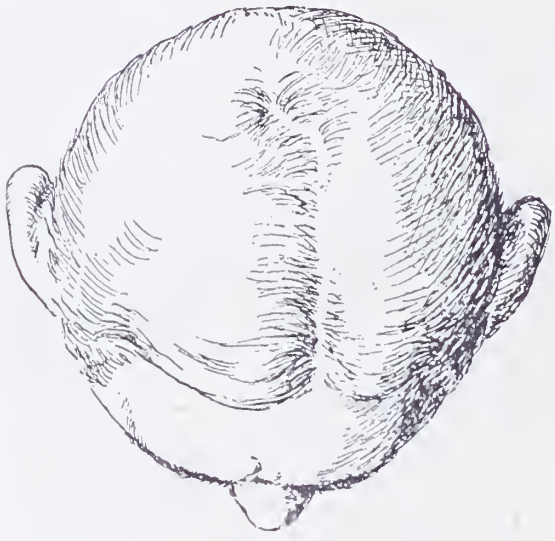


Fig. 112. Rundschädel.

Dieser Typus ist der vitale, der lebensvolle, saftreiche, gefühlvolle. Er wurzelt in der Erde, in der Wirklichkeit, in der Natur. Aber er ist nicht der krasse Materialist. Alles an ihm und in seinem Tun ist von Gefühl erfüllt, von einer wohltuenden Behaglichkeit. In ihm ist jene sichere Distanz zu den Dingen, die wir „Instinkt" nennen.

Der vitale Gefühlsmensch ist ein Rundschädel (Brachyzephale). Sein Schädel ist mehr breit als hoch und — von oben gesehen — rund (Fig. 112). Das Mittelhaupt ist stärker als Vorder- und Hinterschädel. Er neigt darum weder zu abstrakten Ideen, noch zu heftigen Willensäußerungen oder unruhigem, tatenreichem, wechselvollem Leben. Er ruht sozusagen gefühlsreich in sich selber, verliert nie die Wirklichkeit aus dem Auge, und läßt sich nicht voreilig durch neue Ideen aus den sicheren Grenzen seines natürlichen Instinkts und der Erfahrung heraustreiben. Seine Stirn ist gleichfalls rund und hat darin die kindliche Linie. Aber sie ist höher, klüger als beim vegetativen Typus. Die größeren Augen zeigen das erschlossene Seelenleben. Gütig, warm und lebensvoll-heiter blicken sie aus dem gesunden, vollwangigen Gesicht heraus.

Aber die Wangenrundung umlagert hier nicht in massiger, vergröbernder Fülle das Kinn. Sie liegt mehr im Mittelgesicht, im Gebiet des Seelischen, das die Fülle, die Zartheit und die Strahlung seiner Gewebe aus dem Zentrum des Gefühls — aus dem Mittelhirn — empfängt.

So entsteht ein freundlich-gesundes, vollwangiges Kindergesicht. Weich ist auch hier das Kinn. Schroffe Energie ist deshalb diesem Typus fremd. Eine seelenvolle Ruhe begleitet ihn. Behaglichkeit strahlt von ihm aus. Es ist, als ob ein Teil von der Wurzelkraft dieses starken Rückgrats auf andere übergeht. Man fühlt sich wohl in seiner Nähe, hat das Gefühl, sicher und geborgen zu sein.

Die Hände sind fleischig und voll, aber doch von zarterem Bau. Namentlich bei Frauen tritt bei diesem Typus die sensible Hand auf.

Der Mund hat volle, hübschgeformte Lippen. Er liegt eingebettet in hügelige Wangengebilde, die sich zu beiden Seiten erheben. Die Körperformen sind oft, besonders in der Jugend, trotz aller Fülle hübsch, verlockend. Und Frauen von diesem Typus haben auch in späteren Jahren etwas Appetitliches. Das Mütterliche, Häusliche, Gemütvolle, das Nahrhaft-Seelenvolle ihres Wesens zieht uns an.

Freilich ist auch hier das Materielle der Grundton. Aber es ist auf eine höhere Formstufe gehoben. Seelisches und Stoffliches sind zu gesundem Leben verwoben. Diese Menschen sind deshalb durchaus keine Schlemmer. Sie sind Feinschmecker, Genießernaturen. Auch sie nutzen die Nahrung vortrefflich aus. Aber sie tun das mehr durch die ungeteilte seelische Anteilnahme. Sie würden für eine Leibspeise ihre Erstgeburt verkaufen. Sie haben kein Talent zur Askese. Zum Fasten und Hungern sind sie nicht geboren. Aber sie bleiben stets mäßig. Denn sie schätzen die körperliche Gesundheit und verlieren nicht leicht das seelische Gleichgewicht.

Die eigentlichen Fresser findet man weit eher bei den disharmonischen Menschen, deren innere Unruhe ihnen ewigen Hunger diktiert.

Diese vitalen Gefühlsmenschen aber verbinden stets das Notwendige und Nützliche mit dem Angenehmen. Sie sind vortreffliche Landwirte, vergessen dabei aber nie einen Gemüsegarten und eine hübsche Blumenecke. Sie halten Vieh, pflegen es auch mit Liebe, lassen es nicht hungern und nicht im Dreck verkommen; denn sie fühlen mit allem Lebendigen.

Gerade hier ist der Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung bezeichnend. Gefühl ist Instinkt, ist warmes, volles Leben, ist der sinnliche Atem der Natur. Empfinden aber ist ästhetische Feinfühligkeit. Der ästhetische Empfindungsmensch z. B. findet Hühner „entzückend", „goldig", findet die Kückel „niedlich" und „reizend". Aber er vergißt die Hühner zu füttern und läßt die Kückel erfrieren. Und wenn sie alle tot sind, tun ihm die Tiere nicht so leid, wie er sich selber. Er findet es „schrecklich" und „entsetzlich". Aber das ist kein echtes Gefühl.

Der Gefühlsmensch hält die Hühner nicht, weil sie reizend sind, sondern weil sie Eier legen. Er wärmt die Kückel und sorgt sich um sie. Und wenn der

Fuchs sie geholt hat, schaut er in stummem Schmerz und mit Tränen im Auge wortlos in die Ferne, wie Iphigenie, „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Diesen Typus finden wir unter den Wirten, den Bäckern und Köchen. Sie kochen nahrhaft und schmackhaft. Die rundlichen, stattlichen Hausfrauen in diesem Typus füllen das ganze Haus mit der wohligen Behaglichkeit ihres eigenen Körpers aus. Sie sind nicht kleinlich, nicht engherzig. Geiz und Knickerigkeit gedeihen nicht in solch molligem Körper. Freilich — sie sind sparsam, weil sie häuslich sind. Aber sie lieben es, Küche und Keller gefüllt zu sehen. Sie sind gastfrei und zeigen gern ihre Vorräte, ihre nahrhaften Schätze. Es sind die Hamsternaturen, die für den Winter und für schlechte Zeiten vorsorgen.

Fig. 113. Gemütvoller, behaglich-warmherziger Frauentypus. Besorgt für Andere, sorglos für sich selber. Volles Gesicht mit kindlichen Zügen. Naiv, humorvoll, genießend. Wirtin vom „Goldenen Lamm."

Kann sich ein junger Mann eine sorgliche Pensionsmutter, kann sich ein Dichter, ein Musiker, ein fahrender Geselle, die Wirtin vom „Goldenen Lamm", vom „Bären", vom „Ochsen" oder gar die Lindenwirtin anders vorstellen? Steht sie nicht da in ihrer warmen Fraulichkeit, mit dem freundlichen, rundlichen Gesicht wie die verkörperte Gastlichkeit? (Fig. 113.)

Diese Frauen machen daheim alles behaglich. Sie haben Sinn für Blumen im Haus, für eine warme Stube. Sie lieben das Sattwerden und das gute Einkommen, aber sie genießen es auch, machen alles schön. Sie haben ein natürliches Gefühl für die Pflege der Gesundheit. Arzt und Apotheke werden von ihnen nicht reich, weil in ihrem natürlichen Gefühl die Natur selber spricht. Sie leben mit der Natur. Ja — diese rundlichen Menschen sind Frühaufsteher.

Ihr starkes Rückgrat gibt ihnen einen starken Auftrieb, starkes Lebensgefühl, eine immergleiche seelische Verfassung. Sie sind nicht Stimmungen unterworfen wie die empfindsamen Neurotiker, die Großhirnmenschen mit dem schwachen Rücken. Denn im Rücken liegt die seelische Balance, liegt unser inneres Gleichgewicht.

Der Ernährungs- und Gefühlsmensch handelt deshalb auch nicht nach plötz-

lichen Eingebungen, sondern ruhig und bedächtig. Er läßt sich nicht gern aus der eigenen Ruhe bringen. Er ist freundlich, herzlich, mitleidig, hat soziales Gefühl.

Energisches Handeln, persönliches Entschließen lehnt er gern ab. Bis zu persönlichen Opfern steigert sich sein Mitleid nur vorsichtig. Denn hier tritt der materielle Grundton seines Wesens zügelnd hervor.

Er ist nicht der Mensch der Tat, des Entschlusses, des Wechsels. Nein, er liebt das freundliche Gleichmaß, die sorglose Behaglichkeit.

Er ist nicht der Mensch der Strapazen, kein Sporttypus, kein Bergsteiger oder Flieger. Er liebt mehr das Heim als die Ferne, mehr das Sitzen als das Wandern, von Klettern gar nicht zu reden. Er machts gern sich und anderen in seinem Haus bequem. Er liebt Unterhaltung, ist gesellig und humorvoll. Er verträgt einen derben Witz und ist in Dingen der Ernährung und der Liebe durchaus eine Figur aus der niederländischen Renaissance.

Sitzt man mit solchem Ernährungs- und Gefühlsmenschen zusammen, so erzählt er gern von seiner Familie, von der materiellen Existenz. Er liebt gemütvolle Erinnerungen und freut sich, wenn er es „zu etwas gebracht" hat. In ruhiger Entwicklung, im Gleichmaß liegt sein Leben. Sprunghaftes, exzentrisches Wesen liegt ihm nicht. Hysterie ist ihm fremd. Sie wächst im Nervensystem der Menschen, denen ein geschwächtes Rückgrat sozusagen den Boden der Natur unter den Füßen wegzog.

Darum ist der lebensvolle Gefühlsmensch verträglich und friedliebend. Er liebt über alles die häusliche Ordnung, ist in jeder Arbeit zuverlässig und gewissenhaft. Er ist nicht „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt". Er ist der Mensch des starken Rückgrats. Er ist nicht Kolonisator. Harte, eigene Körperanstrengung, Strapazen, Kampf mit der Natur, mit Wind und Wetter, Reisen, Jagd — das alles liegt ihm nicht.

Darum eignet auch er sich nicht für die rein motorischen Berufe. Er ist nicht der geborene Techniker, nicht der Typus des Ingenieurs. Wo Maschinen rasseln und heulen, wo der Dampf zischt, wo die Kolben stampfen, wo glühende Lohe aus Kesselfeuerungen schlägt, wo Gefahr und Unglück und Tod lauern, da ist der Ernährungs- und Gefühlsmensch nicht zu finden; denn da ist es ihm nicht geheuer. Er liebt idyllischere Berufe. Er ist ein trefflicher Beamter, aber mehr im häuslichen Betriebe der Reichspost, als etwa im Fahrdienst oder gar auf D Zügen.

Das Sempreavanti reibt ihn auf, macht ihn verrückt; denn sein Nervensystem, sein gewebsreicher Körper sind auf ruhiges Gleichmaß eingestellt. In die motorischen und gefahrvollen Berufe gehören härtere Naturen, die mehr dem Stahl und dem Eisen gleichen, mit dem sie da zu tun haben, männlichere, muskelstraffere Typen.

Der Ernährungs- und Gefühlsmensch ist vor allem der, der immer für die Andern sorgt. Darum wird man in dieser Richtung seinen Beruf suchen müssen. Wirt und Koch, Bäcker und Konditor kann er sein. Als Oberbeamter ist er ein freundlicher Vater seiner Untergebenen. In jedem Vertrauensposten ist er zu gebrauchen. Denn wie er für den eigenen guten Ruf besorgt ist, so gefährdet er auch nicht durch Extravaganzen das Ganze. Er will in Frieden leben und in Frieden und gutem Einvernehmen auseinandergehen.

Ja, Männer mit diesem wohlgenährten, gefühlswarmen Typus haben einen ausgesprochen weiblichen Einschlag. Kennzeichnen nicht volles, weiches Gewebe und ursprüngliches Gefühl den weiblichen Bau, das weibliche Wesen? Aber dies Weibliche in ihrer Seele wird ihnen zum Vorzug, wenn sie etwa Lehrer werden, vor allem Hauslehrer, mehr noch Pfarrer, Seelsorger, Krankenpfleger. Es sind vortreffliche Ärzte, die die Erfahung höherstellen als den Wechsel der medizinischen Eintagstheorien. Es sind die Ärzte mit dem gesunden Instinkt.

Den Ernährungs- und Gefühlstypus sehen wir im Pflanzenreich etwa in der in reichem, dichtschattendem Blätterkleid grünenden, in wundervoller Üppigkeit blühenden Kastanie, die im Mai von weißer Schönheit übergossen ist. Oder in der weitschattenden Linde, deren berückend-süßer Duft die Liebenden anzieht, unter deren schützender Krone sich seit alters her die Menschen zu Rat und Spruch versammelten.

Bauern auf dem Land, die diesen Typus haben, verstehen Tiere und Menschen zu heilen. Sie lauschen der Natur ihre Geheimnisse ab. Sie sind Philosophen und Poeten. Ja — wenn wir uns unter den Pfarrern, den Philosophen, umschauen, begegnen uns recht häufig diese klugen, freundlich lächelnden Rundgesichter, die dem Himmel lassen, was des Himmels ist, aber dabei auch gern eine Kuh im Stall, einen Schinken im Rauchfang und ein wenig Erspartes auf der Bank haben.

Wie die seelische Grundstimmung dieser Gefühls- und Wirklichkeitsmenschen, so ist auch ihr religiöses Leben. Es ist echt, tief, warmherzig und ehrlich, gemütsweich und duldsam gegen Andere. Die starren Glaubensstreiter, die hageren Asketen, die sentimentalen, pharisäischen Gottesschleicher sind unter ihnen nicht zu finden. Ihre Frömmigkeit ist voll von Menschlichkeit, stößt nicht zur Ehre Gottes den Menschen beiseite.

Die Künstler repräsentieren diesen Typus recht zahlreich. Muß man an Schubert erinnern, an Moritz von Schwind, an Thorwaldsen, an Wieland, an Joh. Seb. Bach, an Otto Ernst, an Baron Alfred von Berger, an manche stattliche Operndiva, um zu sehen, wie oft der vitale Gefühlsmensch unter den Musikern und Dichtern, den Malern und Schriftstellern, den Komponisten, Sängern und Sängerinnen gefunden wird?

Als Maler malen sie Stilleben oder Portraits, sicherlich keine Schlachtengemälde. Als Musiker lieben sie nicht das Heroische, wie der scharf- und hartprofilierte Richard Wagner. Sie lieben die Orgel (Bach), die Kirchenmusik oder auch die seßhafte Beschaulichkeit des Klavierlehrerberufs.

Nie aber geben sie sich in verzehrender Glut restlos und ungeteilt ihrem Berufe hin. Nie zehren sie sich darin auf. Das Leben und die Familie, die Freunde und der fröhliche Genuß behalten stets ihre Rechte. Es sind nicht Asketennaturen. Das Leben ist ihnen nicht Abstraktion, Formel und Idee, sondern daseinsfrohe Wirklichkeit, die um ihrer selbst willen genossen werden will. Und über Philosophie und schaffender Kunst, über den großen Plänen für morgen und für ihres Namens unsterblichen Klang vergessen sie nicht die behaglich freundliche Schönheit des Tages von heute.

*

Vielleicht kann man diesen Typus in der Sprache des Volkes ganz einfach als Gemütsmenschen bezeichnen im Gegensatz zu den Verstandesmenschen, die wir später besprechen, und die wir mehr unter den Formtypen mit dem schlanken Rumpf, dem schwächeren Rückgrat, aber dem größeren Kopf und dem überplastischen Gesicht finden. Mit dem zurücktretenden Rumpf schwächt sich das Naturgefühl, der Instinkt, das Gemüt, die einfache, herzliche und warme Hingabe an die Dinge und an die Menschen. Im größeren Kopf und im schärferen Gesicht tritt an die Stelle des Unbewußten das Bewußtsein. Der Stoffpol (im Rückenmark) hat sich verschoben zu Gunsten des Geistpols im Großhirn. An die Stelle des natürlichen warmen Gefühls tritt die konstruktive, willkürliche, subjektive Idee. Darum kann man die Gemütsmenschen mit dem kräftigeren Rumpf und der Melodie der Natur im starken Rückgrat auch die weiblichen Naturen mit der gefühlsmäßigen Einstellung nennen, die Großhirnmenschen mit dem vorwiegenden Geistpol aber die männlichen mit der mehr verstandesgemäßen Einstellung. Es sind die Menschen, die mehr im kalten Reich von Ideen, als in der blutvollen Wärme der Wirklichkeit leben. Ihre Ideen legen sich leicht als Riegel vor alle Wirklichkeit.

Den Gemütsmenschen (Ernährungs- und Gefühlstypus) kennzeichnet also das unbewußte seelische Leben, die gemütvoll warme, gutherzigfreundliche Grundstimmung. Er ist der Typus, den Kretschmer*) in großangelegter Zeichnung als den „Zyklothymen" (den in sich geschlossenen, einheitlichen) bezeichnet. Je nach dem Gesundheitszustand und den Lebensumständen schwankt sein Temperament zwischen gesellig-heiterster Frohnatur (Sanguiniker) und schwerblütig-weicher Mollstimmung (Melancholiker). Aber er ist

*) Dr. Ernst Kretschmer: „Körperbau und Charakter." Berlin, Julius Springer.

elastisch und paßt sich an, eben weil seine Natur hingebend und offen und nicht mit einem starren Ich, mit einer konstruierten Idee, verriegelt ist.

Immer tritt hier ein kindlicher Zug in aller Denkweise, in allem Handeln, hervor. Es ist der Zug der Naivität, des unmittelbaren Gefühls, das offen und warm hervorsprudelt und nicht zwangsweise versteckt oder durch Ideen,

Fig. 114. Ernährungs- und Gefühlsmensch. Behaglich-freundlicher, verträglicher Typus. Kurzes Mittelgesicht = frei von überspannten Ideen. Breites Untergesicht = Realist. Liebt die Ruhe. Nicht übermäßig tätig. Hat die Gastwirtschaft „Zur Sonne" vom Vater geerbt.

Überzeugungen verbogen wird. Man kommt deshalb diesem Gemütstypus menschlich nahe. Seine Außenseite ist so weit wie sein Inneres. Sein Leben ist nicht Komödie, nicht Verstellung und Zwang.

Dies Kindliche tritt deutlich in der kurzen Nase, in dem kurzen und breiten Mittelgesicht, den vollen Wangen, dem rundlichen Rumpf, zu Tage. Auch wohl in der freundlichen Färbung des Gesichts, vor allem aber in ihrem umgänglichen Wesen, das nicht leicht beleidigt ist und schnell wieder vergißt. (Fig. 114.)

Mit einem sehr modernen Begriff könnten wir sagen, der Gemütsmensch sei der nicht nervöse Typus. Stürmt allzuviel an Pflichten und Erlebnissen auf ihn ein, so wird er nicht gereizt, nervös, sondern niedergeschlagen oder aber „wurstig". Es packt also nicht sein Nervensystem, sondern sein Gemüt. Und weil unstreitig in der arbeits- und sorgengehetzten Gegenwart der

nervöse Typus rasend zunimmt, so wird der Gemütsmensch seltener. Er ist die Form der Natur, der nervöse Typus aber die Form der Kultur. Überall aber wird die Natur — auch im Menschen — von der Kultur zurückgedrängt.

Der Gemütsmensch, die objektive Natur, läßt weder etwas auf sich, noch in sich sitzen. Er ist auch darin kindlich, daß er Hunger und Liebe, Zorn und die ganze Skala seelischer Erregungen in die offene Melodie seines Lebens ausklingen läßt. Er frißt nichts in sich hinein, schluckt nichts herunter, sondern platzt heraus und sagt seine Meinung.

Wer hat sie nicht schon poltern hören, diese geraden und derben Naturen, die es nie so schlimm meinen, denn der Ärger, der Zorn, die Enttäuschung, der Gram — das alles sitzt nicht so wie leise schleichendes Gift in ihnen, wie in den Nervenbahnen der Nervösen, von denen viele beständig einen ungelösten Konflikt mit sich herum tragen, der sie sperrig, empfindsam macht. Er bricht nicht selten als scharfer Kampfton durch und schafft in den Ehen, in den Familien oft eine gespannte, kalte Situation, bei der die Menschen den Atem anzuhalten scheinen, weil das Schweigen beklemmend ist und doch Worte nicht erlösen. Denn sie sind Messer, die stets tiefer noch verwunden.

Der Gemütsmensch, den wir hier bewußt dem nervösen Typus gegenüberstellen — im Sinne Kretschmers den Zyklothymen dem Schyzothymen (dem in sich Gespaltenen) — hat eben Humor. Er hat die Träne oder das Lachen. Beides befreit, beides erlöst. In beiden erkennen wir das Kind, erkennen wir die Natur. Es sind durchaus die seelisch gesunden Kinder des Augenblicks. Sie sind nicht durch eine Last von Überzeugungen und Theorien beschwert. Zwischen ihnen und den anderen Menschen stehen nicht die Sperrzäune von Grundsätzen und Gesinnungen.

Das macht hier und da freilich ein wenig charakterlos. Ja; aber die Starrheit, die manche Menschen „Charakter" nennen, die Programmstrenge — das alles ist nicht so wohltuend und gemütlich, wie dies glückliche Leben und Fühlen in der Wärme des Augenblicks.

Der Gemütsmensch ruht in sich. Er hat Rumpf und Rückgrat. Deshalb leidet er nicht an Minderwertigkeitsgefühlen, wie der rumpfschwache nervöse Typus, der sozusagen entwurzelt ist. Er hat ein naives Selbstgefühl, hält sich für tüchtig und praktisch. Er freut sich an sich selbst und lacht über die Menschen, die an sich selber zweifeln und zweifelnd ihr Leben zerwühlen. Er ist nicht kompliziert. Er ist durchaus Realist, sieht die Dinge, wie sie sind. Aus der Fülle des eigenen Rumpfes quillt ihm die Wirklichkeit des Denkens.

Gerade dies Stoffliche am eigenen Leib verdrängt das Förmliche aus seinem Wesen. Denn Stoff und Form sind Gegensätze, ringen miteinander. Stoff ist Natur, Form ist Geist, ist Konstruktion.

Beleibte Gemütsmenschen sind nicht förmlich. Ihre Erscheinung schon widerspricht dem Salonton. Eher werden sie vertraulich, gewinnen leicht Freunde, werden mitteilsam, erzählen und lassen sich erzählen, renommieren auch wohl, daß die Balken krachen und geraten in unsagbares Behagen, wenn sie an gedeckter Tafel sitzen. Dann versinkt die Welt und mit ihr alle guten Vorsätze. Man lebt nur einmal! Und die Wirklichkeit steht beim Gemütsmenschen immer vor dem Prinzip. Die Stimmung verdrängt den Grundsatz. Er macht nicht aus seinem Leben ein Schema, und Konsequenz ist beim besten Willen nicht seine starke Seite. Aber er ist dafür auch kein Fanatiker, hat keine überspannten Ideen, kann aber ein rühriger, tätiger Mensch sein, voll von unternehmendem Optimismus. In geschäftlichen Dingen huldigt er dem Grundsatz „Leben und leben lassen". Er will nicht alles allein haben, sondern läßt auch andere leben.

*

Auf der Bühne — manchmal auch im Leben — ist er der „Bonvivant", der Mensch, der mit aller Welt gut auskommt. (Fig. 115.)

Der „Bonvivant" ist aus der Literatur, aus der Komödie, fast ganz geschwunden. Er war ein harmloser Schwerenöter, der liebenswürdige Onkel, umschwärmt von den belustigten Backfischen und der Schrecken übersittlicher Tanten. Und doch war er in seiner gutmütig-lächelnden Behäbigkeit weit ungefährlicher als der infame moderne Begriff des „Lebemannes", der mit jener lebensgesunden Bonhomie nichts mehr zu tun hat, sondern nur ein dekadenter, verwilderter Sproß aus Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse", eine Karikatur des „Übermenschen" ist. Der „Lebemann" ist der Sohn eines reichen Vaters, ein Glücksritter, „ein konfiszierter Kerl", wie Schiller sagen würde. Für ihn müßte sich der Staatsanwalt mehr interessieren als der Menschenkenner. Sein zerknittertes Gesicht verrät eine in Leidenschaften verlorene Seele, eine blasierte Lahmheit, die nur in starken Reizen wieder Leben sprüht.

Fig. 115. „Bonvivant"-Typus. Harmlos-liebenswürdiger Schwerenöter. Als Onkel der Schwarm der Nichten. Immer im Bilde. Niemals Spielverderber. Feinschmecker. Arrangiert glänzend Familienfeste. Gutmütig, weichherzig und jovial.

Ein erloschener Krater, der, wenn er ausbricht, nur zerstören kann. Eine gierige, Menschen und Glück zerstörende Raubtierexistenz.

Schaut das Antlitz Goethes mit dem rhythmischen Schwung innerer Größe. Ist es nicht in seiner Ruhe getragen vom Atem der Ewigkeit? Vergleicht mit solcher Erhabenheit die Köpfe des Alltags! Denn alles Urteil braucht den großen Maßstab. Wer den Maßstab verlor, läuft ohne Richtung durch's Leben.

Der Lebemann führt ein unproduktives Luderleben. Er ist in sittlichen Dingen ein Nihilist, der seine innere Gemeinheit mit der Sauce von Parfüm und Eleganz übergießt. Ein ästhetischer Hohlkopf, eine Drohnenexistenz, die man ohrfeigen müßte, wo man ihr begegnet. Aber der soziale Wert dieser eleganten Wichte liegt vielleicht darin, daß sie das oft skrupellos zusammengeraffte Geld der Eltern wieder unter die Leute bringen. Sie sorgen dafür, daß die Bäume der Schieber und Emporkömmlinge nicht in den Himmel wachsen. Denn Reichtum ohne innere Bildung zerfrißt sich immer wieder selbst.

*

Der beleibte Gemütsmensch hat immer ein Eisen im Feuer. Sein Realismus sichert ihm den geschäftlichen Erfolg. Er ist jovial der Kundschaft gegenüber. In kleinen Schiebungen hat er kein allzuenges Gewissen. Er ist kein starrer Rechtsmensch, kein Prinzipienreiter. Er kann in vielen Dingen den Mantel nach dem Wind drehen.

In der Politik tritt uns diese kluge Bonhomie in Mirabeau, in Lloyd George entgegen. Es sind die liebenswürdig-gerissenen, anpassungsfähigen, temperamentvollen Realisten. Sie schreiten nicht auf hohem Kothurn, vergeuden ihre Kraft nicht in phrasenreichem Idealismus oder in hohlem Pathos. Sie sind kluge Menschenkenner und wissen ihre Leute einzuwickeln. In der Politik, im Vereinsleben, sind es oft schlagfertige Redner, deren gemütvoller Realismus die Masse ködert. Ihre Rede ist ohne gedankliche Tiefe, aber sie wenden sich an das, was immer in der Menge lebendig ist, an das Gemüt, die Phantasie und — die Oberflächlichkeit. Das sind unendlich viele Schattierungen, die doch im Grunde allesamt diesem einen Typus, dem Ernährungs- und Gefühlstypus — dem Gemütsmenschen — angehören.

Es ist der gleiche Typus, der — mit geringerem Elan und stillerem Wesen — auch treu, mit unermüdlicher Arbeitskraft und stets freundlich-ruhigem Wesen irgendeinen Posten ausfüllt, mit größter Gewissenhaftigkeit seine Pflicht tut, aber Ruhe für die erste Bürgerpflicht hält. Dieser Typus stellt deshalb die zuverlässigen Beamten, in deren breitem Rücken die Zufriedenheit lebt und die konservative Gesinnung.

Revolutionen werden mehr im Gehirn als im Rückenmark ausgebrütet. Der feiste Mirabeau hatte in seinem Speckrücken Tradition. Er wollte das

Königtum retten. Er verband prachtvoll die Politik mit Trüffelessen und schicken Tänzerinnen. Er hätte nicht die Guillotine aufgestellt. Der Vater aller Revolutionen aber war der schüchtern-träumerische Phrasenheld Rousseau. Und der hagere, starre, gemütlose, rückenmarksschwächliche lyrische Empfindungsmensch Robespierre ließ unerschütterlich köpfen.

Ist noch einer, der Gefühl und Empfindung durcheinander wirft?

Die Menschen des Prinzips, des Schemas, des Systems, der Konsequenz, des gründlichen Durcharbeitens, der eisernen Grundsätze, der Spezialisierung, sind weit mehr beim rumpfarmen, nervösen Typus zu finden, bei den starren, innerlich gebundenen und gehemmten Naturen. Nicht aber beim vitalen Gemütsmenschen, der als Realist, als ungebundene, naive Natur — nicht innerlich festgelegt ist. Er ist mehr der Mensch der wechselnden Eindrücke und des frohen Augenblicks, der nicht hinter sich blickt. Er ist mehr Wirklichkeit als Idee, mehr naive Gegenständlichkeit, als lehrhafte Abstraktion, mehr Bühne als Katheder, mehr Renaissance als Scholastik, mehr Stoff als Form.

Gerade darum aber fehlt ihm auch das energische, in die Tiefen dringende Durcharbeiten. Er erfaßt in allen Dingen mehr mit einem Blick das Ganze, ist mehr Synthetiker als Analytiker, was in seiner im Mittelbau stärkeren, nach den Seiten hin schwächeren Stirn zu Tage tritt. Aber dies Reale, Praktische, Naiv-Gegenständliche seines Wesens kann ihn auch oberflächlich machen. Dem gründlicheren Denker fällt er auf die Nerven, wenn er den ernsten Fluß einer Unterhaltung durch lärmende Späße ablenkt und alles in die Seichtheit seiner naiven Selbstüberhebung hineinreißt.

Fig. 116. Falstaff, fröhliche Genießer-Natur. Lachender Schlemmer-Typus.

Der Gemütsmensch kann dann durch sein derbes Wesen, seine renommistische Großmäuligkeit, durch taktlose Schwätzerei unerträglich werden, während er zu andern Zeiten wieder erfrischend und erheiternd ist.

*

Vom sprühendsten Sanguiniker bis zum schwerblütig-weichgestimmten Melancholiker, vom fidelsten Lebemann (Fig. 116) bis zum treuesten Hausvater, vom flottesten Korpsstu-

denten bis zum behäbigsten Philister hat dieser Gemütsmensch seine mannigfaltigsten Färbungen.

Immer aber liegt in ihm etwas Gutherzig-Umgängliches, Gemütvoll-Menschliches. Man wird warm in seiner Nähe. Es ist die Natur, die aus der sinnlichen Fülle seines Körpers, aus dem gefühlsstarken Vollklang seines Wesens spricht. Im Stoff, in der gefühlsreichen Wirklichkeit wurzelt er. Darin ist er zu Hause.

*

Wo dieser Typus die Grenzlinie des Gesunden, sozusagen des Biologischen, verläßt und die Selbstkritik einbüßt, also Psychopath wird und den Irrenarzt interessiert, da ist seine Krankheit nichts anderes als eine Karikatur seines ursprünglichen Wesens. Er wird „gemütskrank", hat entweder leichtere oder schwerere Depressionen oder eine übersprudelnde Lebendigkeit. Er wird der Schwätzer mit den sich überstürzenden Ideen, der Mensch mit der Ideenflucht.

Im Rahmen des Gesunden aber wird immer die größere oder geringere Intelligenz dem Gemütsmenschen die persönliche und die soziale Stellung geben. Man wird im Urteil die Kopf- und Gesichtsbildung — im Ganzen und im Einzelnen — mit dem körperlichen Gesamttypus vergleichen müssen, um zu sehen, welche Fülle von Lebensbildern gerade in diesem Typus gegeben ist.

Vom Stammtischphilister bis zum volkstümlichen Politiker, vom hühnerzüchtenden Kleinbürger bis zum blendenden Causeur in der Gesellschaft, vom bedächtig-stummen Schalterbeamten bis zum großzügigen Organisator, von der sparsam-wirtschaftenden Hausfrau bis zur Primadonna der Oper ist dieser wohlgenährte Gemütstypus zu finden. Er nimmt glücklich lächelnd am Morgen seine Hühnereier aus dem Nest. Er verteilt redselig am Stammtisch die Welt, oder sitzt schweigend da mit jenem wortkargen Humor, der dröhnende Lachsalven in der Runde hervorruft. Er ist pünktlich einen Tag in der Woche im Kegelklub und präpariert wochenlang die „Rede" für das Stiftungsfest. Er steht als Krämer mit einladendem Lächeln in der Ladentür und macht als Kommis gewagte Scherze mit den Dienstmädchen. Er schwänzt als Student die Kollegs und vertilgt den Alkohol, damit er der Menschheit nicht mehr schadet. Er ist der Gemütsmensch in der Politik (Mirabeau, Lloyd George, Ebert, Erzberger, Wirth, Maria Theresia, Naumann, Fürst von Bülow), denn er stellt nicht allzu hohe Ziele und allzu schroffe Forderungen auf. Die sind so wenig in ihm, wie der schwere Wellenschlag ernsten, vertieften Geisteslebens. Er ist der sonnige, humorvolle, gemütsreich-behäbige Genießer auf der Bühne. Aber er ist auch der kluge, natürlich denkende Arzt, der menschlich fühlende, nicht sektiererische Priester, der zum Vergleich und zur Versöhnung ratende Richter.

*

Und schließlich begegnet uns gerade dieser Typus auf den Höhen der Menschheit, in der Wissenschaft und in der Kunst.

Auch hier sind sie — nach Schillers Wort — diejenigen, bei denen der Stofftrieb den Formtrieb überwiegt. Denn in ihrer warmen körperlichen und seelischen Fülle lebt die stoffliche Natur. In der Dichtkunst sind es — gleichfalls nach Schillers Wort — die „naiven", im Gegensatz zu den „sentimentalischen" Dichtern, welch beiden Gegensätze Schiller selbst gerade an sich und Goethe erkannte.

Goethe Rumpfmensch, Schiller hagerer Hirnmensch. Daher Goethe Realist, Mann des praktischen Lebens, Schiller Idealist, unpraktisch, Pathetiker. Goethe, von sinnlicher Unmittelbarkeit, stellte sein Leben vor seine Werke. Schiller, aus Sinnlichkeit zur Reinheit, zu geistiger Freiheit strebend, stellte die Idee über das Leben. Goethes Dichtung von sinnlich-naiver Anschaulichkeit, restlos aus dem Schauen, dem eigenen Erleben geboren, Schillers Dichtung voll von sittlichen Forderungen, nur aus der Idee oder aus der Geschichte geboren und in ungeheurer Konzentration, in gewaltiger Innenspannung in eine großartige Form gepreßt. Goethe weiblich-mütterlich und fühlend, Schiller männlich und denkend. Daher Goethe der Schöpfer sinnlich-lebensvoller, liebender Frauen (Gretchen, Klärchen, Frau Marthe Schwerdtlein, Marianne, Leonore), die das Leben darstellen, Schiller hingegen der Schöpfer kraftvoll handelnder Männer (Karl Moor, Fiesko, Tell, Wallenstein, Demetrius), die die Idee darstellen.

Ja, bei Goethe haben auch die Männer — Faust, Egmont, Brakenburg, Georg und Weislingen im „Götz", Tasso — einen sinnlich-weiblichen Einschlag. Bei Schiller ist das Männliche seines Wesens auch auf seine Frauengestalten — Jungfrau von Orleans, Isabeau, Elisabeth von England — übertragen. Goethe liebte die Sonne, sammelte Steine, schaute geruhsam in das „Stirb und Werde" der Natur. Er schuf im Gartenhaus in Weimar und wanderte an der Ilm. Schiller las Kant und saß im Zimmer. Und als die Heroen zum ersten Male miteinander sprachen — an jenem denkwürdigen Abend nach der naturforschenden Gesellschaft in Weimar — da brach der gedankenstolze, aber rumpfschwache und darum gefühlsverarmte Schiller in seinem Zimmer matt zusammen. Goethe aber, der mütterliche, naturfühlende, wußte, was ihm fehlte, und sagte es ihm — —: „ein kleines Gefühlchen".

Dies „kleine Gefühlchen" — ist es nicht gerade das, was im Schaffen aller künstlerischen Gemütsmenschen — im Gegensatz zu den Gedankenmenschen — hervortritt? Ist es nicht das liebevolle Verharren im Kleinen, die blutvolle Wirklichkeit, die herzliche Anteilnahme am Tatsächlichen, die Liebe zum Naheliegenden — mit einem Worte: der Realismus?

Wie wundervoll finden wir diese beschaulich-heitere Kleinmalerei bei

Goethe in „Hermann und Dorothea", bei Gottfried Keller im „Grünen Heinrich", bei Fritz Reuter in „Hanne Nüte" und „Ut mine Stromtid"! Mit wie tausendfältigen kleinen Zügen, mit welch köstlichem Humor hat Gottfried Keller in den „Leuten von Seldwyl" den schweizerischen Pfahlbürger verspottet! Wie warm und kindlich-lieb spricht Gretchen von ihrer Liebe zu Faust:

„Mein Busen drängt sich zu ihm hin,
Ach, könnt ich fassen und halten ihn,
Und küssen ihn, soviel ich wollt."

Liegt in dieser naiven Anschaulichkeit, dieser unmittelbaren Menschlichkeit nicht jenes mütterliche Erbteil in Goethe? Ist es nicht, als läsen wir die Briefe von Frau Aja, in denen sie Christiane, ihres großen Sohnes „lieben Bettschatz" grüßen läßt?

Gellerts Fabeln sind charakteristisch für die in's Hausbackene gehende Kleinmalerei des Gemütsmenschen. Aber immer ist der Gemütsmensch ein Erzähler. Das Was ist ihm wichtiger als das Wie. Wie weit bleiben sie in aller Fülle ihres lebensvollen Stoffes zurück hinter der grandiosen Sprache, der pathetischen Wucht, dem atemlos straffen, dramatischen Aufbau des großen Formkünstlers Schiller! Nicht ins behaglich Kleine, ins liebevolle Einzelne verliert er sich, sondern in straffer Haltung, in disziplinierter Gedankenarbeit strebt er zum Ganzen. Hoch über dem Alltag ragt der Bau seiner idealistischen Dichtung. Er reißt uns mit in der Wucht, dem Glanz und der Gedankengröße seiner Sprache. Wir staunen und bewundern. Das Heroische in uns ist geweckt. Aber menschlich warm werden wir mehr bei Goethe.

Wie urwüchsig derb ist Goethes „Götz", namentlich in seiner ersten Fassung. Wie gleicht er den derben, vierschrötigen Gestalten, die mitten aus dem Volke herauswachsen! Wie zahlreich sind solche Gestalten bei dem lebensvollen Shakespeare! Wie unbedenklich-saftvoll ist Shakespeares Sprache! Wie weit entfernt von der glatten, stilisierten, leblosen Form etwa eines Racine oder Corneille. Wie weit entfernt auch von dem ästhetischen „Empfinden" der Romantiker oder gar von der gänzlich stoff- und gefühlsarmen sogenannten „Ausdruckskunst" der Modernen, die aus innerer Armut, aus Rückgratsschwäche und Rumpflosigkeit, eine krankhafte Sucht nach origineller Form entwickeln.

In Emile Zola noch findet sich die Wucht des Stoffes, die nicht nach der Form zu suchen braucht. Er war der Epiker des Proletariats, der Sänger der Erde, des Ackerbaues, der Industrie, der Arbeit, konnte nicht von so zarter Konstitution sein wie etwa unser Novalis. Nicht der Traum war seine

Welt, sondern die Wirklichkeit. Er trat als ein literarischer Barbar auf im Schrifttum seines in alter Kultur geschwächten Landes.

Mit welch großartigem Maß exakten Wissens zeigte er in seiner Romanreihe der „Rougon-Maquarts" den entsetzlichen Reigen von Reichtum, Genuß, Alkohol, Dirnentum, Hochstapelei, Epilepsie und Verbrechen! Wie hat er, um diese unheimliche Kette zu erkennen, die Forschungen der biologischen Statistiker, der Ärzte sich zu eigen gemacht!

In Rubens, Rembrandt, Franz Hals tritt uns der Rumpftypus als kraftvoller Schilderer der Wirklichkeit in der Malerei gegenüber, in Moritz von Schwind, Böcklin, Spitzweg als behaglicher Lyriker der Farbe. In Hans Thoma, dem ehrwürdigen Alten, ist er zum beseelten Erlebnis naiv und kindlich erschauter Natur geworden.

In der prächtigen Liselotte von der Pfalz lebt die derbe, ungeschminkte Natur, in Bodelschwingh (Fig. 214 in Band I) vereinigt sich der warmherzige Seelsorger mit dem kraft- und humorvollen Landwirt, dem praktischen Organisator. In Hans Sachs ist er der spaßhaft-derbe Volksdichter, in Otto Ernst der Verfasser der „Brüder vom geruhsamen Leben", in Liliencron (Fig. 221 im 1. Band) der Sänger froh genießenden Lebens, in Carl Ludwig Schleich († 1922), dem rumpfstarken Freunde des männlichen, rumpfarmen Strindberg, der ewige Burschenschafter, mit Weinlaub im Haar noch als Sechziger im Kreis der Bôhémiens die Laute schlagend.

Unter den Dichtern ist Mörike wohl am meisten dieser Typ. Der typische Schwabe ist ein etwas langsamer, gemütvoll-verinnerlichter Mensch von lyrischer Gesamtstimmung. Kein Revolutionär, kein Draufgänger, in seinem gänzlichen Mangel an Methode, an Schneidigkeit das gerade Gegenteil des Preußen. Kretschmer bezeichnet sie als die „Veschperer". In der Schweiz sind es die Leute mit dem unentbehrlichen „Z'nüni" und „Z'vieri".

Hat nicht Mörike etwas mit Gottfried Keller Verwandtes? Beide dürfen wir mitsammen an Goethes Tische setzen. Das Unmittelbare, das innere Erleben, die Anschauung oder — um im Sinne Schillers zu reden — das „Naive" war in Mörike lebendig.

In Schubert schmeichelt sich dieser Gemütsmensch lieb und glücklich, ohne das Pathos des gespannten Wagner, ohne die nervenspannende Dramatik Hugo Wolfs mit lächelnder oder wehmütig-weicher Sentimentalität uns in die Seele.

Männlicher als der weibliche Schubert war in der Musik ein anderer genialer Rumpfmensch: Anton Bruckner. Ein vierschrötiger Kerl, von oben bis unten voller Derbheit, eine Elementarkraft in menschlicher Hülle. Ein

Bauerntypus in schlecht sitzenden Stadtkleidern. Aber auf dem ungefügen Leib sitzt der Kopf eines musikalischen Cäsaren. Seine Gewalt entladet sich in der explosiven Kraft seiner neun Symphonieen. Wenn er — von Haus aus Organist — an der Orgel saß, war er ein in brausendem Klang einherschreitender Gebieter. Aber der Welt gegenüber ein formloser Bauer, der hinter dem Maßkrug Weißwürste aß. Darum auch kein Dirigent, wie der vornehm-faszinierende Weingartner, der sensibel sich in Menschen einfühlende Nikisch.

Und nun erst Martin Luther! Wer paßt lebendiger in dies Kapitel! Gibt es etwa größere Gegensätze, als Luther und Kant? Jener robuster Rumpfmensch, ein genialer Primitivtypus, ein Mann des Kampfes, dieser ein trockener Hirnmensch, ein Riese gedanklicher Spekulation mit dem kärglichen Leib eines im Amt verdorrten Magistratssekretärs. Beide haben die gleiche Waffe: den Gedanken und das Wort. Aber der eine, dem der armselige Leib alle frohen Lebenstriebe versagt, bleibt achtzig Jahre lang in den Mauern von Königsberg, der andere hingegen mit den breiten Kinnladen, dem derben Bauernschädel, dem breiten, langen Rumpf, zieht hinaus und hebt eine Welt aus den Angeln. (Fig. 210 und 137 des 1. Bandes.)

Luther, der Reformator, der als Mönch eine strenge scholastische Schule durchgemacht und gar seine Laufbahn als Magister der Philosophie begann, war schlecht auf die Philosophie und auf die Philosophen zu sprechen. Er konnte sich weder mit Logik noch mit Erkenntnistheorie befreunden. Ihm war das Erlebnis, die Tat, alles. Die Abstraktion war nicht sein Feld, strenge Methodik nicht seine Sache. Mit genialem Schwung schleudert er seine Gedanken heraus. Ein Gefühls-, ein Instinktmensch, der zur korrekten Durcharbeitung seinen Generalstabschef Melanchthon (Fig. 64) braucht. Der war eine Natur wie Kant — leibesdürr, von überplastischem Gesicht, eine gerade, breite Stirn. Beide Verstandesmenschen, beide von wohlabgewogener Sprache, aber einer Sprache ohne Blut und Saft. Luthers Sprache dagegen voll lebendig-anschaulicher Substantiva, derb herausgeschleudert, wie aus kochendem Vulkan geboren. Bei ihm quillt alles aus innerstem Leben; das Unbewußte hat seinen Anteil daran. Bei Kant ist alles Vernunft, begrifflich-kritisches Denken.

Kant zwingt das Leben in philosophische Definitionen (Begriffe), Luther lebt es. Beide wollen im tiefsten und letzten Grunde dasselbe. Aber doch war Luthers Wirkung, seinem eignen Wesen zufolge, unmittelbarer, dramatischer, heldischer, als das des stilleren Kant, der erst in Jahrhunderten erobert, was Luthers elementare Genialität in kurzer Zeit erzwang.

So hat der wirklichkeitsfrohe, unscholastische Rumpfmensch in Luther die Sprache des Volkes im Herzen gefunden. Bei Mirabeau und Danton war er der feurige Redner, der alles mitreißende Führer der Massen, der

umjubelte Gott des Tages. Bei Blücher der unbedenkliche Draufgänger, bei Bismarck der geniale Realist, bei Hindenburg die eherne Ruhe und der gesammelte gesunde Menschenverstand.

Wo auch diese Figuren stehen — in der Enge des Büros, im häuslichen Kreis, auf dem Gutshof oder im Stall, im Kramladen oder im Import- und Exporthaus, auf der Kanzel oder am Krankenbett, auf der Schaubühne oder auf der Bühne des Welttheaters — überall geht warmes Leben von ihnen aus. Sie stehen nicht neben dem Leben und nicht über ihm — nein, sie stehen mit beiden Beinen in ihm. Sie scheinen keine Nerven zu haben, und darum wirken sie beruhigend und Vertrauen erweckend auf die Andern. Sie wurzeln in der Gegenwart und im Heute. Aus ihnen quillt immerzu Leben; denn sie sind die saftvollen Kinder der Wirklichkeit.

---

21. Kapitel.

4. Der Kraftmensch.

Urwüchsiger Brust – Rumpf-Typus.
(Fig. 117 – 119.)

Dieser Typus gleicht in vieler Hinsicht dem vorigen. Er ist eine Abart. Das Schwergewicht des Rumpfes liegt nicht mehr in der unteren Sphäre, sondern verschiebt sich nach oben. Brust und Schultern sind breiter, kraftvoller, männlicher. Das ganze Gewebe straffer. Zur Ernährung gesellt sich die Kraft. Der Organismus ist nicht mehr so vorwiegend auf Verdauung eingestellt. Die breite Brust, die kräftigen Lungen drängen zur Bewegung, zum Schaffen.

Auch am Kopf kommt diese Formwandlung zum Ausdruck. Der reine Rundschädel (Brachyzephale) des Gemütsmenschen mit dem gerundeten Mittelhaupt geht zurück. Das Mittelhaupt ist bei allen breitschultrigen Menschen flacher. Der Schädel wird etwas länger. Immer aber behält er die breite Basis, den starken Durchmesser über den Ohren und den großen Umfang an dieser Basis. Denn dies alles kennzeichnet die materielle Denkrichtung.

Die obere Schädelform schwankt also zwischen Rund- und Langschädel. Es ist eine rund-längliche Mittelform (= Mesocephale). Damit verliert auch das Gesicht die joviale Kreisform, die behaglichen Rundungen des Ernährungsmenschen. Es rückt in der Mittelachse ein wenig zusammen und wird dadurch länger. Die unteren Formen, die beim Gefühlsmenschen ein breites Oval waren,

treten wieder breiter und stärker hervor. Aber nicht in fettreicher Gewebsbildung, sondern in einem breiten, festen Kinn, in stärkeren Kinnladen.

Am ganzen Kopf und so auch am Körper tritt die Muskelbildung etwas schärfer hervor. Die Kalkgebilde haben gegenüber den Fett- und Wassergebilden zugenommen. Die Nase ist größer, Hände und Füße sind groß, kräftig, von motorischem Charakter.

Das Motorische also, die Kraft, die Bewegung, sind in diesem breitschultrigen Rumpfmenschen zur starken Ernährung hinzugetreten. An die Stelle des Vegetativen im reinen Ernährungsmenschen tritt hier das Aktive. Er läßt sich weniger treiben, ist weniger Optimist, Fatalist und Phlegmatiker als der Bauchmensch, ist weniger weiblich als der Gefühlsmensch. Denn im Rückgrat geht von unten nach oben das vegetative Leben allmählich in das aktive, motorische und bewußte über. Und in der Region von Brust und Schultern liegt stets die Betonung des Männlichen.

Also ist dies der härtere, männlichere Typus. Und wo er bei Frauen angetroffen wird, da tritt uns männliches Wesen — resolutes, tatkräftiges, entschlossenes Handeln, Derbheit — entgegen. Solche Frauen legen wenig Wert auf ihr Äußeres. Sie schieben stets das Praktische und Zweckmäßige vor das gefühlsmäßig schöne.

Hier ist also die gutmütig-weiche, herzlich-umgängliche Art des Gefühlsmenschen durch einen härteren, derberen Typus von ausgesprochen materieller Betonung verdrängt. Menschen mit diesem großen und breitschultrigen Rumpf sind urwüchsig, robust, kraftstrotzend. Knochen und massige Muskeln haben das weichere Gewebe zurückgedrängt. Kalkbildung und Muskeleiweiß sind stärker. Damit ist die sorglose Behaglichkeit, ist der phlegmatische Grundton des Ernährungsmenschen, der sanguinische oder wehmütig-melancholische des Gefühlsmenschen zurückgewichen vor einem aktiveren, planvolleren Leben, in dem das erfolgreiche materielle Sorgen im Vordergrund steht.

Dieser hartmuskelige Typus hat Widerstandskraft gegen Wind und Wetter, hat große Körperkräfte und oft fabelhafte körperliche Ausdauer. Er braucht kräftige Reize, ist in keiner Hinsicht auf Zartheiten eingestellt, weder körperlich noch seelisch. Er liebt und braucht gutes und reichliches Essen, hat oft einen Bärenappetit. Sein urkräftiges Rückgrat hält manchen Stoß im Leben aus. Ihn drückt so leicht nichts nieder. Kummer spült er mit einem kräftigen Trunk hinunter oder schafft ihn sich mit verdoppelter Arbeit von der Seele. Sein Appetit funktioniert im ärgsten Leid. Seelische Konflikte nagen nicht an ihm. Er läuft sich nicht — wie der nervöse Typus — im eigenen Inneren tot. Ungehemmt von kompliziertem Innenleben, ungebrochen wirft er seine ganze robuste Kraft in ein materielles, schaffendes Leben. Er kann kämpfen mit der Natur, mit den

Elementen, mit widrigen Verhältnissen, mit Gegnern. Er packt alles mit derber Faust, nicht mit Handschuhen, an. Er hat keine inneren Hemmungen, ist nüchterner Realist, sieht die Dinge, wie sie sind. Auch die Menschen. Er macht sich keine Illusionen, nimmt alles von der praktischen Seite.

Er nutzt die Verhältnisse, nutzt auch die Menschen alle für seine Zwecke aus. Er arbeitet gern, läßt aber auch gern andere für sich arbeiten. Denn er ist nicht für kleine und enge Verhältnisse geschaffen. Er ist kein Philister, kein Pedant, kein Hypochonder, kein neurotischer Ängsterling. Er weiß Arbeit und Ruhe und Ernährung zu trennen. Tüchtig arbeiten, aber auch gut essen! Essen und Trinken hält ihm Leib und Seele zusammen.

Er ist eine arbeitsfreudige Natur, immer auf dem Posten, tatkräftig, umsichtig, praktisch. Kein Streber, der devot nach oben blickt, kein Kriecher, eher eine Herrennatur, für Selbständigkeit oder für Kommando geschaffen. Wo er in abhängiger Stellung arbeitet, da ist er ein tüchtiger Arbeiter, besonders im Landbau und in der Schwerindustrie. Er hält was aus, ist nicht zimperlich. Aber man muß ihn gut bezahlen. Er arbeitet nicht für einen Gotteslohn. Er lebt auf der Erde und weiß, was er wert ist. Er will geachtet sein, nicht übersehen; denn das Selbstbewußtsein, das aus so kraftstrotzendem Rumpfe wächst, ist nicht gering. Dieser Typus gleicht in seiner physischen Härte, in der Wucht seines Wesens im Pflanzenreich der Eiche, die allen Stürmen trotzt und hartes Holz liefert, der Buche, deren saftvoll starker Stamm Jahrhunderte überdauert, im Tierreich dem Büffel, dem breitgehörnten Stier, der den Feind niedertrampelt, dem Auerochs, dem massigen Elefanten.

Es ist der Urtypus ungebrochener Völker. In Deutschland ist er weit häufiger als in Italien oder Frankreich. Der Romane ist graziler als der Germane. Karl der Große, Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, repräsentieren diesen Typus. Es ist der ostpreußische, der brandenburgische oder pommersche Junker, die Herrennatur, die großzügige, vollsaftige Tatnatur.

Solch ein urwüchsiger Kraftmensch war der Negus Menelik von Abessynien, war auch Peter der Große, der geniale Barbar auf dem Russenthron, der Mann mit den hochfliegenden Plänen und den Riesenfäusten, mit denen er hämmern und zimmern mußte. Ein Mann der Wirklichkeit und des praktischen Blicks. Ein Despot alten Schlages mit der Richtung zur Aufklärung. Keine Duckmäusernatur, sondern ein roher Patron mit dem Erobererherzen, der Faust des staatenbildenden Genies. (Vergl. Mereschkowsky's Roman „Zar Peter".)

Solche Gestalten voll unbedenklicher Kraft stehen überall am Anfang der

Staatenbildung. Mit wirtschaftlicher Sicherung, mit Leibeskraft und mannhafter Eroberung beginnt aller Staatenaufbau. Mit der sittlichen und gesellschaftlichen Verfeinerung entwickelt sich's höher hinauf.

*

Die Heimat dieser urwüchsigen Kraftnaturen sind nicht die vier Wände. Bei Ar und Halm sind sie zu Hause. Sie leben mit der Natur und sind wie die schweren Bäume des Waldes — stämmig, massig, breitschattend. Sie schützen das Kleine, aber sie lassen es nicht neben sich hochkommen. Sie sind früher wuchtige, eisenklirrende Raubritter gewesen, konnten einen Humpen heben. Heute noch sind sie überall, wo man sie trifft, stolz auf ihre robuste Gesundheit. Es sind Roßnaturen oder — wie der Münchner sagt — „Viechskerle". (Fig. 117.)

Fig. 117. Robuster Rumpfmensch. Grob, kraftvoll, ausdauernd, derb und ungeschlacht. Starke Entwicklung der unteren Gesichtspartie, breites und langes Kinn.

Man trifft sie auf dem Lande, als Großgrundbesitzer, tüchtige, umsichtige Gutsverwalter. Herr von Heydebrand, Herr von Oldenburg-Januschau waren ihr Typus. Sie sind in der Groß- und Schwerindustrie, im Großhandel zu finden, sitzen im Aufsichtsrat und in Klubsesseln. Sie managen nur große Sachen, spenden aus ihrer vollwüchsigen Kraft Tausenden von Schwächeren Leben und Existenz. Aber sie sichern sich auch ihre Würde, wollen etwas bedeuten im Staat, den sie schützen, weil er sie schützt. Sie sind stockkonservativ, soldatisch, kampflustig, hochfahrend, von ihrem Wert durchdrungen. Der Arbeiter — „die Plebs" — hat satt zu werden, weiter nichts.

So wenig sie selber ein feinsinnigeres, höheres Leben kennen, so wenig vermuten und begreifen sie es in Andern. Sie sind derb, protzig, drastisch in ihrer Ausdrucksweise. Tiefere Gefühle verbergen sie in sich, verspotten sie bei Andern. Sie sind lärmend, unbedenklich in ihren Handlungen, rücksichtslos, nicht feinfühlend. Sie können mitleidlos sein, kennen nicht die Träne, gehen über Leichen.

Ihre seelischen Bedürfnisse sind gering, ihr Verständnis für die seelischen Konflikte Anderer ist schwach. Sie sehen stets nur das Äußere, das Materielle, wollen und können nur materiell raten und helfen. Wie sie selber im eigenen Leben nur das Reale, das Vorteil bringt, nur den greifbaren Erfolg sehen, so

können sie auch bei Andern nicht andere Beweggründe verstehen. Sie haben selber wenig ausgeglichenes Innenleben und können deshalb mit ihrer Derbheit, ihrer plumpen Verständnislosigkeit, ihrem Mangel an Takt, Andere tief verletzen.

In der Politik lieben sie die Gewalt, wie im Leben. Darum hat dieser Typus entschlossene Heerführer, energische Offiziere, robuste Draufgänger gestellt. Es sind die skrupellosen Naturen, die das Große, das Gewaltige und Gewaltsame, die kraftvolle Tat lieben. Sie können über die Masse herrschen. Eigene geistige Anstrengung vertragen sie nicht lange. Ihr Gehirn ist nicht auf tiefes, gründliches Denken eingestellt. Sie können sich nicht spezialisieren, sind ungeduldig; denn ihr ganzes Wesen drängt beständig in körperliches Tun. Sie kommandieren gern und lassen die Andern ausführen. Sie brauchen einen Hirnmenschen neben sich, der ihre großen Pläne durcharbeitet und kalkuliert.

Fig. 118. Deutscher Bierstudent der Vorkriegszeit. Typus „Süffel." Beliebtes Objekt der „Fliegenden Blätter." Moderne Ausgabe des antiken „Silen." Meidet schaudernd die Hörsäle. „Ein voller Bauch studiert nicht gern." Aussterbender Typus wie die Saurier der Vorzeit.

Religion halten sie für gut — für die Andern. „Der Bauer muß Religion im Leibe haben", weil er sich so besser duckt. „Dem Volke muß der Kinderglaube erhalten bleiben", weil es dann nicht murrt. Der Herrentypus braucht das weniger. Jenseitsfragen bewegen ihn nicht. Idealisten sind ihm lästig. Er versteht sie nicht, verspottet sie. Sie sind ihm innerlich fremd; er empfindet sie feindselig oder als Narren. Das einzig Vernünftige scheint ihm Arbeit und Verdienen. Religion, Zukunftsglaube, sozialer Idealismus hält er für Gefühlsduselei. Sein Selbstbewußtsein schlägt andere Meinungen nieder. Seinen Mangel an Innerlichkeit verdeckt er durch Lärm und derbe Scherze, durch Spott und Grobheit. Er betont seine Derbheit als Originalität, liebt auch im Genuß das Derbe, das Sinnfällige und Sinnliche, das Oberflächliche. Das Variété zieht er dem Schauspiel vor, den Zirkus einem Vortrag, rythmische Blech- und Paukenmusik einer Symphonie. Es sind oft starke Esser, gewaltige Trinker vor dem Herrn. Und wenn sie krank werden, können sie Roßkuren machen, die Andere im Handumdrehen unter die Erde brächten. In diesem Typus begegnet

uns hier und da der deutsche Bierstudent, ein entschwundenes Bild aus der Vorkriegszeit. (Fig. 118.)

Der Ernährungsmensch neigt mehr zu Erkrankungen der Schleimhäute; denn er ist passiv und vegetativ wie diese. Der aktive Kraftmensch aber neigt im Ernstfalle eher zu Erkrankungen der serösen Häute (Bauchfell, Zwerchfell, Brustfell).

Wenn diese Rumpfathleten Ärzte sind, werden sie nie im Leben Psychoanalytiker. Was wir nicht in uns selber fühlen, können wir auch nicht in Andern begreifen.

Fig. 119. Schiffsschaukelbesitzer Janosch. Ehemaliger Preisboxer. Niedriger Hirnschädel, wuchtiges, starkes Untergesicht. Brutales Kinn. Riesenkräfte. Prahlt gern mit seiner Kraft. Gefährlich im Jähzorn.

Im sexuellen Leben sind diese Rumpfmenschen von der gleichen Unbedenklichkeit. Es sind keine Erotiker; sie lesen nicht schwülstige Bücher von Liebe. Ihre Liebe ist nicht schwüle Phantasie, sondern aufgespeicherte Kraft, die sich elementar entladet. Ohne Zartheit, ohne großes Liebeswerben braust sie über ein Weib dahin wie ein Sturm, ein Ungewitter. Hatten nicht die Junker des Mittelalters das Jus primae noctis, wonach jedes junge Weib in der Hochzeitsnacht zuerst dem Herrn hoch oben auf der Burg gehörte? Ein brutales Recht! Und doch war wohl ein biologischer Zuchtgedanke darin, der die rassische Kraft dieser herrischen Normannenabkömmlinge in das untere Volk hineintrug.

Diese Rumpfnaturen sind wertvoll, wie alles, was die Schöpfung hervorbringt. Ihre wuchtige Kraft, ihr unbedenkliches Draufgängertum bezwingt die Natur, zwingt dem Boden seine Schätze ab, kämpft mit den Elementen, macht aus Wäldern fruchttragende Äcker. In der Landwirtschaft sind es die weitschauenden, rassisch und physisch wertvollen Organisatoren, in der Industrie die langarmigen Schwerarbeiter. Man findet diesen Typus unter den Berufsathleten, den deutschen, südfranzösischen, russischen, bulgarischen, türkischen, chinesischen Schwergewichtsringern. Massiger Rumpf, breiter Thorax (Brusthöhle)

und muskelschwere, lange Gorillaarme zeichnen sie aus. Karl Abs, Pierard le Colosse, Aberg, waren solche Typen. (Fig. 119.)

Sie begegnen uns bei den Bierbrauern, den Bierkutschern, die mit schweren Fässern wie mit Gummibällen spielen, bei den Transportarbeitern, den Zimmerleuten, den großfäustigen Schauerleuten am Hamburger Hafen. Sie haben immer Durst, schwingen einen tüchtigen Humpen, haben Riesenappetit. Und wo im Streit ihre Faust hintrifft, da wächst kein Gras mehr. Es ist der geborene Berufs-Borer.

Im Staatsleben sind diese Rumpfmenschen die Realpolitiker. Sie haben die Eisenfaust, sorgen für Land und Volk; packen überall selbst mit an, wie Peter der Große.

Aber was ihre Kraft ist, das ist auch ihre Schwäche. In die Tiefen der Menschenseele steigen sie nicht hinab. Sie sind Wurzelwerk und Stamm kraftvollsten Menschenlebens. Aber sie sind nicht Blüte, nicht Zartheit und Schönheit. Sie sind nicht gefühlsreiche, sondern tatenreiche, robuste Wirklichkeit, sind biologischer Urboden, der — wenn er nicht gewaltsam verwüstet wird, noch manchen Geschlechtern gesunde Lebenskraft spendet.

Aber ihnen mangelt — gegenüber dem Ernährungs- und Gefühlsmenschen — die seelische Architektur. Darum trifft man diesen Typus mehr in der realen Welt nahrhaften Tuns und weniger im Geistesleben, weniger in der Kunst. Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Krankenpfleger von diesem Typus packen ihre Pflegebefohlenen mit allzu rauher Hand, mit allzu geringem Verständnis an.

Wo Einsicht herrscht, da sollte dieser robuste Rumpfmensch sich selber bewußt in's Seelische hinübersteuern, um das Empfinden in sich reicher zu wecken. Er soll das Fleisch und den Alkohol nur mäßig genießen, weil sie ihn vergröbern. Und er soll durch den Einfluß von Religion, Literatur und Kunst, durch Schweigen und edle Geselligkeit Verständnis für das Wesen der Andern zu gewinnen trachten. Dann wird diese prachtvolle, stampfende, schaffende Menschenbestie, die wertvoll in ihrer urwüchsigen Kraft ist, noch wertvoller als ein tätiges und fühlendes Glied menschlicher Gemeinschaft werden.

---

22. Kapitel.

5. Der Tatmensch.

(Motorischer oder männlicher Typus. (Fig. 120—126.)

Hatte sich schon in dem voraufgegangenen Typus das aktive Element in der breiten Brust vorgedrängt, so macht nun das innere Formgesetz eine ent-

scheidende Wandlung. Die Breite und Fülle des unteren Rumpfteiles tritt völlig zurück. Der Bauch ist eingezogen, seine Muskulatur fettarm und von straffer Plastik. Die Hüften sind schmal. Der Formcharakter ist von der unteren in die obere Rumpfregion, vom Bauch in die Brust verlegt. Damit ist der gesamte Typus tiefgreifend verändert. Der Körperbau ist völlig anders und mit ihm auch das Wesen, der Charakter.

Zweifellos haben wir es hier in der Keimzelle, die ja geheimnisvoll das individuelle Formgesetz umschließt, mit einer besonderen Entwicklung des mittleren Keimblattes (Mesoderm) zu tun. Aus ihm geht bekanntlich der Knochen- und Muskelbau hervor, die serösen Häute, die Blut- und Lympfgefäße, die Nieren und die Geschlechtsdrüsen. Alle diese Organe müssen also beim motorischen Typus vorwiegen.

Er ist nicht mehr Rumpfmensch, sondern Gliedermensch. Der schmaler zusammenrückende Rumpf streckt längere, straffer geformte Gliedmaßen — Hals, Arme, Beine — heraus. Hände und Füße haben die festere, motorische Struktur.

Von vorn herein ist hier eine andere Hirnanlage gegeben und damit ein anderer Schädel und Gesichtsbau. Der motorische Typus ist mehr Lang- als Rundschädel. Das Mittelhaupt ist flacher. Vorder- und Hinterhaupt sind stärker. Damit rückt an die Stelle des passiven Gemütslebens der rundschädeligen Mittelhauptsmenschen der schärfere Verstand, der stärkere Wille und die raschere Tat, die energischere Bewegung. Es ist der Hinterhauptsmensch mit der lebhafteren körperlichen Reaktion. (Fig. 120.)

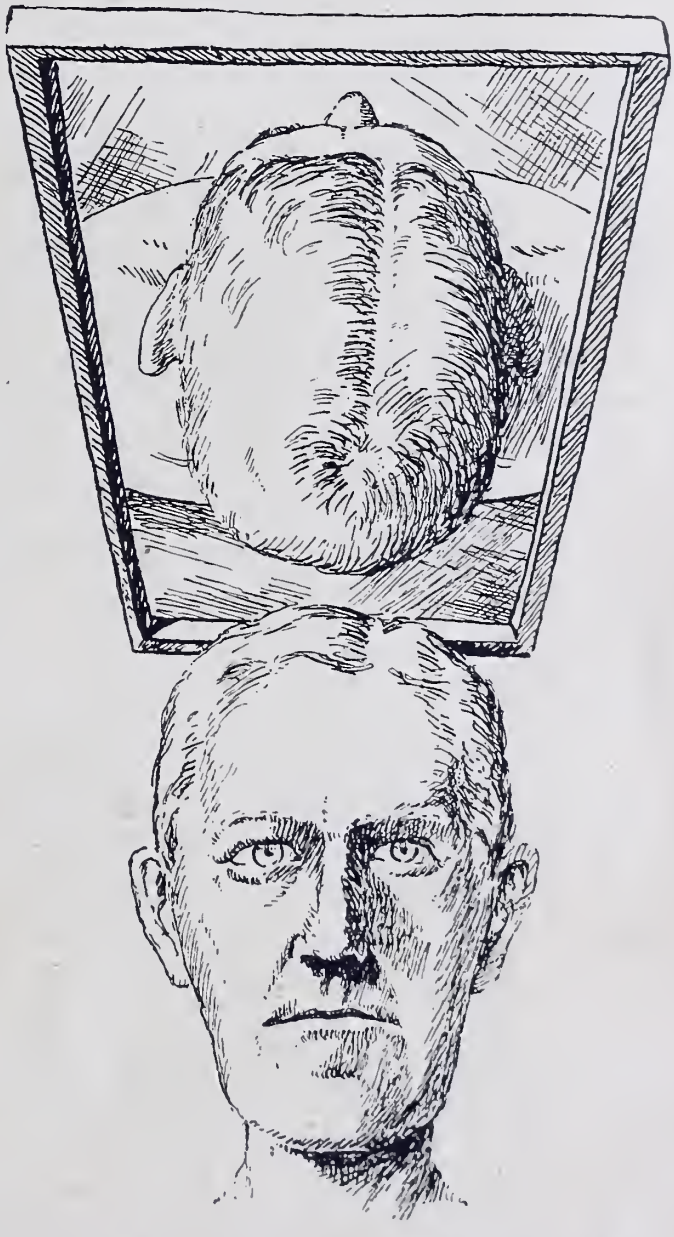


Fig. 120. Der Tatmensch als Langschädel (Dolychocephale). Vorder- und Hinterhaupt gut entwickelt, Mittelhaupt flacher. Deshalb nicht sonderlich gefühlsbetont, aber klug und energisch. Das lange und breite Kinn, die gerade Nase, der feste Blick, verraten einen zielbewußten Willen.

Das Gesicht verliert die Kreisform des Ernährungsmenschen und das volle Oval des Gemütsmenschen. Es wird länglich, ja oft kantig und unten durch die oft scharf vortretenden Kinnladen eckig. Es neigt wie der ganze Körper eher zur Hagerkeit als zur Fülle. Die weiche Wangenfülle eines gefühlsreich gerundeten Mittelgesichts ist geschwunden. Das Gesicht schwankt bei diesen Tatmenschen zwischen straff-gesunden Zügen und magerer, kantiger Schärfe. Ja, wir treffen Pergamentgesichter und solche, die wie Holzschnitzereien an gotischen Kirchentüren sind.

Die Nase in solchem Gesicht hat sozusagen das Gewebsmaterial der Wangen für sich verbraucht. Sie ist groß, gerade oder nach außen gebogen, manchmal hart und scharf, im oberen Teil stärker als im unteren, oft hoch angesetzt oder vorspringend. Damit tritt der Wille an die Stelle des Gefühls.

Die Stirn ist mittelhoch, gerade und scharf markiert. Die Unterstirn springt vor. Das gegenständliche Denken ist stärker als das abstrakte. Die Stirn — als das denkende Prinzip — tritt hier im Gesamtgesicht zurück gegen das Untergesicht, das handelnde Prinzip. (Fig. 120.)

Die Augen sind mittelgroß oder klein, nüchtern im Ausdruck, kaltblickend. Der Blick ruhig, klar, fest und bestimmt. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen eher schmal und zusammengepreßt als voll und weich. Oft liegt um den strengen Mund Beherrschtheit oder harte Entschlossenheit.

Starkes Kinn und schroffe Kinnladen sprechen von harter, rücksichtsloser Tatkraft, ebenso der lange, sehnige, muskelkräftige Hals. Das Haar ist meist kurz, fest und hart. Es verrät nüchternen, praktischen Sinn. Selten ist es gelockt. Der Verstand verdrängt die Phantasie. Die Haut ist fest, eher kühl als warm; sie ist trocken und widerstandsfähig.

Am ganzen Körper tritt das Fett zurück. Es ist ein hagerer, muskelplastischer, sehniger Typus, mit kräftigem Knochenbau, kräftigen Gelenken, starken, sehnigen Händen. Oberarm und Oberschenkel — als Tat- und Triebsphäre — haben kraftvolle, oft athletische Muskulatur. Auch in Unterarmen und Unterschenkeln tritt das Sensible zurück hinter dem ausgesprochen Motorischen. Die straffen Muskeln lassen auch hier die knochigen Stützen erkennen. (Fig. 121.)

Im hageren, straffen Leib, in den schmalen Hüften ist die Ruhe, die Seßhaftigkeit gewichen. In der breiten, hochangesetzten, gewölbten Brust, den luftfassenden Lungen, liegt das Pneumatische, die innere Lebensspannung, die Elastizität, die Tatenergie. Ob der Körper hoch und groß oder kurz und sehnig ist, immer macht er einen mehr schlanken Eindruck. Ihm fehlt das Schwerfällig-Stumpfe des Ernährungsmenschen, das Ruhig-Behagliche des Gemütsmenschen. Er ist gespannt und voller Unruhe. (Fig. 46.)

Dieser Typus stellt das energetische, das physikalische Prin-

zip dar. Das unbewußte, vegetative Leben, die Ruhe und die Ernährung, das Behagen und das Genießen, sind hier verdrängt. Lebendige Tat und ergiebige Kraft, harter Wille und zähe Ausdauer stehen im Vordergrund.

*

Fig. 121. Der borghesische Fechter. 106 v. Chr. Paris, Louvre. Wuchtig zum Schwertstoß ausholender, sehnig-schlanker Körper. Höchste Steigerung in der Energie der Bewegung. Wie der ganze Körper, so zeigen auch die muskelstraffen Arme und Beine die typisch männliche Form.

Auch dieser Typus hat im Pflanzenreich seine Formverwandtschaft. Er ist nicht Wurzel-, Wasser- oder Bodengewächs, wie der Ernährungstypus. Er ist nicht Blüte wie der seelenvolle Mensch. Er ist harter, hochgewachsener, wetterfester, in Sturm und Sonnenbrand sich stählender Stamm.

Ist nicht auch der gelenkreiche Halm aller Körnerfrucht auf dem Felde solch ein festgestützter Typus? Oder die Tanne, die hochragend an gefährlichem Abgrund sich aufrichtet, die, den Felsblock umklammernd, trotzig über ihn hinauswächst? Oder die Kiefer, die in schneidender Kälte bis auf des Berges Höhe sich hinaufwagt? Die Esche, aus deren Hartholz die Germanen ihre Speere schnitten? Das Schilfrohr, dessen Schäfte im Wind sich biegen und hart aneinander tönen?

Fig. 122. Gliedertypen in der Natur. Ihr Element ist Unruhe, Bewegung, Kampf, Freiheit, Unabhängigkeit. Hagere Typen mit schlankem Rumpf oder Stamm, aber lebendiger Gliederung.

Sie alle haben engeren Lebensraum, als die Ernährungstypen. Sie ringen sich los aus der Niederung, streben in die Höhe, in die Freiheit, in Luft und Sonne. Sie lassen sich den Sturm um die Ohren pfeifen; aber in ihrem Lebenskampf bauen sie das zähe Gefüge ihres harten Stammes auf. Sie sind mehr wetterfeste Kraft, als sommerliche Blüte. Blüten- und Fruchtreichtum ist nicht ihr Wesen.

Im Tierreich ist es ähnlich. Auch hier der harte Kampf um's Dasein. Nicht behagliche Ruhe am gleichen Ort, nicht selbstzufriedenes Genießen in feuchtüppiger Fülle wie der Ernährungstypus. Nein — Jagd und Kampf, unruhiges Schweifen, springender Angriff oder jagende Flucht. Das Raubtier mit dem sehnig-hageren Leib, den stählernen Sprungmuskeln, der Jagdhund, das breitbrüstige Pferd mit den muskelharten Gliedmaßen, das Wild, die jagende Giraffe,

der hartschnabelige Adler mit den ungeheuren Schwingen — sind das nicht alles Typen der Bewegung, der Freiheit, der Unabhängigkeit? (Fig. 122.)

Und unter den mannigfaltigen Völkern die Ureinwohner Amerikas, die hart- und kaltgesichtigen Indianer (Fig. 123), die schnell wie der Hirsch und zäh wie das Leder waren, der hagere republikanische Römer, der Britannien und Afrika eroberte, der schmalgesichtige, langbeinige, zähe Engländer — waren und sind das nicht Tat- und Bewegungstypen? Es sind die Menschen mit der geringeren Körpermasse, aber mit der größeren Spannung. In ihren knochigen und muskulösen Körpern schwingt ein gedrängteres, energievolleres Leben. Denn Kalk- und Eiweißgebilde stehen höher als das Wasser und das Fett in den lockeren Geweben der Ernährungstypen. Ja — hier ist geradezu die Ernährung zurückgedrängt. Pflanzen, Tiere und Menschen in diesem Typus nähren sich nicht in ruhigem Behagen, sondern in Unruhe, in Bewegung und Kampf. Im hageren Leib der Tatmenschen steckt nicht die assimilatorische Seelenruhe, die nahrhafte Grundverfassung des Ernährungs- oder Gemütsmenschen. *Das Aktive, das Motorische beherrscht sein ganzes Leben.*

Fig. 123. Indianerhäuptling Bloody Hand. Scharfprofilierter Kopf. Hervortretende Stirnwülste und fliehende Stirn = scharfe Beobachtung und reales Denken. Gefühllos hartes, willensstarkes, gewebsarmes Gesicht. Langschädel mit starkem Hinterkopf = körperlich rascher, entschlossener Mensch. Die Haut spannt sich pergamentartig über das knochige Gesicht. Reiner Fleischesser. Stolz, cholerisch, grausam, selbstbeherrscht, stolz und freiheitsliebend.

In dieser Richtung muß auch sein Beruf gesucht werden. Alles, was mit Stillsitzen und geduldiger Kleinarbeit, mit langem und beharrlichem Nachdenken verbunden ist, mag er nicht. Es macht ihn ungeduldig, krank, nervös. Er wird reizbar, voll explosiver Stimmung, wenn seine Arbeit ihn allzulange in den vier Wänden, in engem Raum festhält. Ja — er kann in solcher Arbeit mißmutig, übellaunig, melancholisch und ernstlich krank werden. Er muß solchen Berufszwang ausgleichen durch Turnen und Sport, durch Wandern und alle Leibesübung, durch irgend etwas, was Bewegung und Freiheit heißt, was ihm Wechsel und neue Eindrücke bringt. Das Gleichmaß erstickt ihn. Im Leierlied des Alltags und in engen Verhältnissen möchte er „an den Wänden hochgehen".

Aber Reisen, Sport, Jagd, Kampf, Strapazen — das ist seine Welt. Und Laufen, laufen, laufen! Er ist unermüdlich, von ziegenlederner Zähigkeit,

hat wenig Ruhebedürfnis. Strapazen auf der Reise oder in der Arbeit, die den Ernährungs- oder Gefühlsmenschen allmählich erschlaffen, spürt er kaum. Er wird dabei immer frischer. Bewegung, Arbeit ist sein Element. Er ist ein physisch harter Typus.

Dabei auch seelisch wie sein Körper ist: rasch, derb, offen, geradsinnig, praktisch. Er ist umsichtig, sieht das nächste. Er ist ein aufrichtiger, impulsiver Mensch. Aber er ist keine Hamletnatur, nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt, nicht empfindsam, tritt aber auch den Andern offen und ohne Umschweife gegenüber.

Alles in ihm ist Tat, nicht Empfinden. Er ist nicht feinfühlend. Männliches Wesen; das sein ganzer Bau darstellt, spricht auch aus seinem ganzen Wesen. Er ist Tatmensch, nicht Problematiker. Aber in den großen erdigen Ablagerungen seines festen Knochenbaues spricht auch seine materielle Natur. Ideale Dinge, von denen er liest oder spricht, bleiben ihm Theorie. Sie sind nur anempfunden. Er ist und bleibt ein Gegenwartsmensch, ein nüchterner Praktiker, wie es z. B. der Engländer ist oder der Schweizer, bei dem wir diesen kantigen Typus sehr häufig finden. Es sind Realpolitiker. Schwärmereien lieben sie nicht. Der Gedankenflug erhebt sich nicht allzuweit von Haus und Hof. Es geht ihnen nicht so sehr um das Anhäufen materieller Dinge, wie dem Ernährungsmenschen. Sie sind nicht die produzierenden und konsumierenden Elemente, sondern die bewegenden, organisierenden, verarbeitenden, treibenden. Sie bringen den Wechsel in die Dinge, tragen die Bewegung in die trägen Massen.

Dieser Typus stellt die besten und zähesten landwirtschaftlichen Arbeiter, die wetterfestesten Fischer und Seeleute. Sturmerprobte Hochseefischer, die dem Tode ohne Furcht in's Auge schauen, kennen wir nur mit diesem wie aus Holz geschnittenen Gesicht. In den Bergwerken holt dieser sehnige Mensch die Schätze der Erde herauf, auf dem Acker hat er die harte Hand am Pfluge, auf dem Schiffe die Faust am Steuer. In der Fabrik steht er ruhig an surrenden Riemen und sausenden Schwungrädern. Am Hochofen stopft er den rotglühenden, hungrigen Feuerrachen mit Kohlen. In Amerika ist er Farmer, zäher Pflanzer, Cowboy oder tollkühner Reiter, der am Pferde klebt. In den Wäldern lauert er dem Hirsch, dem Fuchs auf. Aus schwindelndem Grat holt er den Adler aus dem Nest. In der Schweiz, den Dolomiten, den Cordilleren, überall im Hochgebirge ist er der kühne Führer mit den stählernen Nerven, dem es unten im Tale zu eng ist, und der selbst im Winter, in Eis und auf gefährlichem Schneepfad dem Murmeltier nachsteigt. Er ist der leistungsfähigste und mutigste Soldat, der in Wind und Wetter kämpft und in Hunger und Entbehrung seinen Mut nicht verliert. Er ist der tollkühne, unerschrockene Flugzeugführer, der die letzte und die stolzeste Leistung immer noch übertrumpft, weil die Gefahr ihn reizt und die Strapazen sein Element sind. (Fig. 124 und 125.)

Gerade dies Ehrgeizige, dies Übertrumpfenwollen, ist ein Kennzeichen der motorischen männlichen Natur des Tatmenschen.

Große Seefahrer und Entdecker, wie Columbus, Vasco da Gama, Cook, Nelson, Wißmann, Dr. Carl Peters waren scharfprofilierte Tatnaturelle. Heerführer, wie Hannibal, Cäsar, Friedrich der Große, Moltke, Haeseler, und große Führer in Industrie und Wirtschaftsleben sind es ebenfalls. Es sind die Menschen, die auf's Ganze

Fig. 124. Offiziers-Typus. Scharfprofilierter, energischer, mutiger Tatmensch. In Nase und Kinn verrät sich Wille und Entschluß.

Fig. 125. Götz von Berlichingen in der Darstellung Friedr. Kayßler's in Berlin. Trotzig-grimmiger Kopf.

gehen, weil sie von einer Idee getragen werden. Dies strikte Festhalten an einer Idee, die sich nicht vom Gefühl eines Augenblickes überschwemmen, nicht vom leidenschaftlichen Kampf der Einzelheiten zerreißen läßt, ist ausgeprägt männlich.

Der Tatmensch ist der geborene Führer — besonnen, kühl, entschlossen, zuverlässig, von hartem Willen. In diesen Eigenschaften tritt er uns in historisch bedeutender Gestalt in Julius Cäsar, dem ideal-männlichen Typus der Antike, in Verrochios Colleoni (Fig. 126), in Wallenstein, Nelson, Ziethen, Moltke, Haeseler, Nansen, Shakleton, Nordenskjöld entgegen. Es ist der Typus des Turners, des Rekordsportmannes, des Leichtgewichtsathleten, des Eisläufers, Tennisspielers, Ruderers, Bergsteigers.

Und schließlich ist er der Mensch von heute, der technische Mensch. Gerade der motorische Typus ist geboren für technische Berufe, sofern ihm konstruktiver Sinn eignet. Ihn interessiert von klein auf alles, was sich bewegt,

was rollt, rotiert, was Schnelligkeit in sich trägt. Darum findet man den Tat- und Bewegungsmenschen nirgendwo häufiger als unter den Stahl- und Eisen- und Waffenarbeitern, den Eisenbahnern, den Maurern, Schlossern, Zimmerleuten, den Kutschern und Autoführern.

In allen mathematischen Wissenschaften finden wir weitaus vorwiegend das männliche Element. Der typische Ingenieur, der Techniker, Monteur, Zugführer, Maschinenmeister ist ein ausgesprochenes Tatnaturell. Ja, man darf sagen: alles Technische ist männlich. Denn es ist Konstruktion, kühlste Objektivität. Und Objektivität ist Männlichkeit.

Fig. 126. Kopf des Condottiere Colleoni in Venedig. Von Andrea Del Verrochio. (1435—1488.) Trotzigkühner, herrisch-stolzer, willensharter Tatmensch. Nase und Kinn sprechen von stählerner Energie. Rein männlicher Typus ohne jeden weiblichen Einschlag.

Die Technik bildet geradezu den motorischen Typus heraus. Es ist der Ton der Zeit, der den Tatmenschen formt und durchschwingt.

Er ist nicht der Mensch der Masse, kein Bierbankphilister, kein seßhafter Spießer, kein geschwätziger Genießer. Er redet nicht, er handelt. Lange Verhandlungen sind nicht seine Sache. Wie sagt Tell:

„Ich kann nicht lange prüfen oder wägen;
Bedürft Ihr meiner zu bestimmter Tat,
Dann ruft den Tell; es soll an mir nicht fehlen".

*

Der Russe ist passiver Ernährungs- und Gefühlsmensch, ein behaglich-geselliger Massentypus. Der Inder ist ein verinnerlichter, passiver Träumer. Aber der Engländer, der hartkantige Schweizer sind Menschen voll Freiheitsgefühl und Unabhängigkeitsdrang. So ist der sehnig stolze, hochgewachsene Norddeutsche, so der Pommer, der Holsteiner, der prachtvolle Friese. „Lever duod üs Slaw", (lieber tot als Sklave), brüllt Pidder Lüng in Liliencrons prachtvollem Freiheitsgedicht. Ketten verträgt dieser hoch- und hartstämmige Freiheits-

Mensch nicht. Die oberbayerischen Bauern schultern noch heute trotzig ihre Gewehre. Und in den hochrassigen Tirolern, den pommerschen und friesischen Bauern, den nicht verslawten und nicht verjudeten Söhnen der Wälder, des Meeres und der Berge grollt die aufrechte Herrennatur, die sich nicht versklaven läßt. Sitzt auch der Geßler, der Landvogt, hohnlachend zu Roß, — — Tells Pfeil wird ihn herunterreißen.

*

Dem Tatmenschen ist oft die Heimat zu eng. Ihn zieht's in die Ferne. Er erobert Kolonien, er ist Kulturpionier. Als Wissenschaftler macht er Forschungsreisen, als Kaufmann wird er Geschäftsreisender. Zwar fehlt ihm dabei die Geduld und die diplomatische Klugheit des Ernährungs- und Gefühlsmenschen. Er wird leicht heftig, aufbrausend. Ja, man findet in diesem scharfkantigen Typus mit dem harten Kinn, den breiten Kinnladen, die schroffsten Naturen. Sie brechen leicht einen Handel vom Zaun, wie die Bauern in Oberbayern, in Tirol oder in Appenzell. Das aber liegt mehr an ihrer geradsinnigen, ungeschminkten Art, als etwa an Roheit.

Freilich, roh können sie auch sein. Denn in diesem harthölzernen Typus ist oft wenig Gefühl zu finden. Sie sind heftig, kurz angebunden, nicht diplomatisch, drängen eine Sache zur Entscheidung, sind kurzentschlossen und sprungbereit.

Ja — in diesem Typus begegnen wir sogar nicht selten der Verbrechernatur, dessen charakteristische Formen der 1. Teil dieses Werkes darstellt. Es sind die hartgesottenen unter den kriminellen Naturen, die Verbrecher mit den Roheitsdelikten, die Gewaltmenschen, die Einbrecher, Wegelagerer und die Raubmörder.

Auch wenn der unruhvolle Bewegungsmensch nichts Verbrecherisches in sich trägt, macht doch gerade seine Unruhe ihn leicht zum Opfer der Verführung. Er beteiligt sich vorschnell und voreilig an unüberlegten Dingen, deren Unsauberkeit er nicht klug genug durchschaut. Die Jugendgerichtshöfe haben nicht selten mit diesem Typus zu tun. Denn in keinem von allen Körperbautypen liegt so sehr die Anlage zur Disharmonie, wie im Tat- und Bewegungsmenschen.

Seine disharmonische Steigerung ist in Tilly, in Herzog Alba, Pizarro, in Lord Kitchener, im Großfürst Nikolajewitsch weltgeschichtlich hervorgetreten. In diesen Gestalten vereinigte sich der körperliche Typus bei Kitchener — wie bei den meisten Engländern — mit einem phlegmatischen Temperament, mit einem unerschütterlichen Gleichmut. Das macht die Engländer im Kampf zäher und ausdauernder als etwa die Südfranzosen, die Spanier, die feurigen Araber, die wilden Gurkhas und Shiks, die allesamt gleichfalls Bewegungstypen, aber von cholerischem Temperament sind.

Die Zigeuner sind sanguinische Bewegungstypen. Im übrigen tritt der

Sanguiniker sowohl wie der Melancholiker mehr beim Ernährungs- und Gefühlsmenschen auf, weil dessen Gemüt zwischen Dur und Moll schwingt.

Dem Choleriker und dem Sanguiniker begegnen wir wohl beim motorischen Typus am häufigsten. Das innerlich Gespannte, das Explosive, das Pneumatische, Arterielle ist seine Natur. Er ist der voll- und heißblütige Mensch.

Die innere Ruhelosigkeit der abenteuerlichen Mannesnatur ist es, die den Mann bei einem unbefriedigenden Leben leicht zu irgend einem Narkoticum, zu Alkohol oder leidenschaftlichem Rauchen treibt. Er braucht ohnehin die stärkeren Reize, die heftigeren Impulse. Je männlicher er ist, desto mehr ist sein Wesen Kampf, Erlebnis, Erregung, Abenteuer, Leidenschaft. Aber er treibt damit auch dem Gespenst in die Arme, das von vorn herein hinter aller ausgeprägten Männlichkeit droht — der Disharmonie.

Ruhe, Harmonie liegt viel mehr im weiblichen, als im männlichen Wesen. Beide schlummern in der Gefühlswelt des Mittelhaupts. Darum erschreckt uns alle Ausschweifung bei der Frau, stoßen uns Alkoholismus und andere Laster bei ihr ab. Wir begreifen, daß Männer bei ihren Zusammenkünften mehr den kampferregenden Alkohol lieben, Frauen mehr den phantasieerregenden Kaffee und die reiche Auswahl empfindungsbelebender Süßigkeiten.

Der lebhafte Stoffwechsel des Tatmenschen regiert rasch und heftig auf alle Reize. Er wird rasch und heftig von Krankheit befallen. Aber es zieht auch rasch — wie ein Gewitter mit Blitz und Donner — wieder vorüber.

Zum Dickwerden ist solch ein Typus nicht geeignet. Seine arterielle, pneumatische Konstitution verbrennt die Nahrung rasch, scheidet rasch Schädigendes wieder aus. Darum soll er alles meiden, was seine Spannung vermehrt. Zorn, Ärger, Aufregung sind ihm Gift. Alkohol wird seinem cholerischen Temperament weit gefährlicher als den phlegmatischen Ernährungsmenschen.

Er muß trockener leben als dieser; denn sein Gewebe, sein ganzer Typus ist trocken, weniger auf Flüssigkeitsmengen eingestellt. Lebt nicht auch die Tanne auf sandigem, felsigem Boden, der Kohl aber in feuchter Niederung? Klettern nicht die Gemse, der Steinbock an steilem, trockenem Hang, während die Kuh, die Gans die wasserreiche, saftige Weide brauchen?

Darum bringt den Tatmenschen, wenn er wahllos und hastig aß und krank wurde, eine kurze Schrothkur, eine Fastenkur am besten wieder in Ordnung. Sie entspricht seinem Wesen. Er reagiert prachtvoll auf das Luftbad, selbst im Winter. Denn er selber ist ein wetterharter Typus.

Aber das heftige seines Wesens raubt seinem Leben auch das Gleichmaß in Arbeit und Ernährung, das der Ernährungs- und Gefühlsmensch so prachtvoll wahrt. Das eine Mal stürzt er in wildem Eifer über die Arbeit her, in einen Plan, eine Unternehmung hinein und arbeitet bis zur Erschöpfung, vergißt Essen,

Trinken und Schlaf. Das andere Mal geht er unentschieden umher, tut gar nichts, ärgert und quält die Leute oder ißt und trinkt im Übermaß.

Aber das ist schon das Kennzeichen des nervösen Typus, dem ein besonderer Abschnitt gehört. Hier vermag wundervoll ausgleichend der Lebensgefährte, die Frau, zu wirken, wenn sie sanguinisches oder phlegmatisches Temperament hat oder gar eine harmonische Natur ist. Denn dieser Tatmensch ist der männliche Typus und wird meist beim Manne gefunden. Er ist der typisch männliche Geschlechtscharakter — breitschultrig, schmalhüftig, von straffer Muskulatur — und hat deshalb auch die größte sexuelle Energie. In ihm ist — aus gesunden, lebhaft tätigen Keimdrüsen — die größte Regenerationskraft, die höchste Ausdauer. Denn alles Leben schöpft letzten Endes aus dem schöpferischen Quell des Geschlechtlichen.

Wo dieser Typus ganz ausgesprochen bei der Frau auftritt, da ist er Disharmonie. Das breitschultrige, schmalhüftige Weib ist männisch, gefühlsarm, geschlechtsunempfindlich oder pervers. Unter Verbrecherinnen ist dieser hartknochige, männische Typus häufig zu finden.

In edler Ausprägung ist dieser Tatmensch beim Manne der Typus des Helden. Die Griechen haben ihn in wundervoller Mannesschönheit dargestellt. Der Farnesische Herkules ist seine symbolische Übertreibung, der borghesische Fechter, der sterbende Gallier, der Apoxyomenos, Laokoon, der Diskuswerfer sind seine schönste Darstellung. Der idealisierte Tatmensch, der Held, lebt in Hektor und Achill, im fahrenden Odysseus, in Hagen und Siegfried, in Hermes, dem Götterboten und Wotan, dem Wanderer. Er lebt in Karl Moor und Wilhelm Tell, in Kleist's „Hermannschlacht" und in den Anzengruberschen Bauern, und in seiner friedlos-disharmonischen Gestalt in Ahasver, der zur Strafe für seine Gemütskälte ewig wandern muß, ein Symbol der Unruhe und Rastlosigkeit, die uns überfällt, wenn alles Gefühl dem harten Willen und der Tat weichen muß.

So tritt auch im modernen Menschen das Gefühl zurück hinter dem Willen. Nach „Willenskultur" schreit alles, nach Gefühlskultur niemand. Die Maschine, die Technik, verlangen harte Tatmenschen, denn sie sind selber ohne Seele. Der Typus des beschaulich genießenden Gemütsmenschen tritt zurück. Man lacht über ihn und nennt ihn den Philister. Denn man weiß nicht, daß dieser rückenmarksstarke, gefühlsreiche, gemütvolle Typus die starke Wurzel aller Kultur ist.

Der moderne, kaltherzig-blasierte, nüchterne Willens- und Tatmensch aber hält sich für der Schöpfung blühendstes Meisterstück, für den Extrakt höchster Kultur. Und er weiß nicht, daß er der Ahasver wurde, der Friedlose, der die Heimat der Seele verlor.

Darum soll der Tatmensch, der männliche Willensmensch, seinen Ausgleich, seine Ergänzung suchen. Beides findet er in der Pflege des Seelischen, in Reli-

gion und Kunst, in edler Literatur, die nichts stets nur auf das ewig „Nützliche" gerichtet sein darf, sondern gerade das Schöne in sein von Zweckmäßigkeiten ausgefülltes Leben hineintragen soll.

Er braucht das Höchste, wonach die ruhelose Seele sich sehnt — das Glück. Und er muß es zu finden wissen in tiefer Liebe. Denn die Liebe ist eins der großen Resultate unseres Lebens, die uns ruhig machen. Zum Männlich-Motorischen gehört das Weiblich-Sensible, Gefühlsreiche. Darum mündet das „namenlose Sehnen" dieser kraftgespannten Mannesnatur im Weibe.

Die Gegensätzlichkeit der Geschlechter hat dem Menschen das große Sehnen gegeben, das wir Liebe nennen. Die Pole suchen sich, ziehen sich an. Kein Mensch ist eine Einheit, keiner in sich fertig. Jeder von uns ist ein Pol, und jeder sucht solange seinen Gegenpol, bis er ihn gefunden hat. Denn solange ist er unbefriedigt, weil er seine Halbheit fühlt. Nur die Vereinigung der Pole schafft innere Ruhe, Glück, Zufriedenheit.

Die Stärke des Mannes liebt die Weichheit der Frau. Diese aber schaut vertrauend auf zu des Mannes Kraft. Die Pole sind's, die zueinander streben. Denn in der Liebe sucht die Frau unbewußt sich zu vermännlichen, der Mann aber sich zu verweiblichen. Die elektrische, tätige, unruhige, nach außen strebende Natur des Mannes findet Ruhe in der mehr passiven, magnetischen, fühlenden, aufnehmenden und hingebend-empfangenden Art der Frau. Prägt nicht der Körper bei beiden dies wundervolle Spiel der Kräfte aus?

Der männliche und weibliche Pol haben ihren Indifferenzpunkt in der geschlechtlichen Vereinigung. In ihr ist Ruhe, Ausgleich, Harmonie. Die Geschlechtsliebe ist höchstgesteigertes, zitterndes Leben und doch auch Nirvana, Nichtsein, Unbewußtheit. Es ist die Rückkehr zum Urphänomen alles Lebens, zum Wunder der Liebe. Ist sie glücklich, so bannt sie in der wohltuend ausgleichenden Ruhe, in der gesunden Naturhaftigkeit der liebeerfüllten Frau den ruhelosen Tatmenschen an das Heim, an die Stille. Solche Liebe allein gibt Frieden.

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes parten,
Da gibt es einen guten Klang." (Schiller: „Glocke").

---

23. Kapitel.

6. Der reine Gefühlsmensch

(sensibler oder weiblicher Typus) Fig. 127–138.

War der motorische Typus der ausgesprochen männliche, so ist der sensible nun der ausgesprochen weibliche. Jener ist in seinem hartkantigeren, eckigeren, muskelschärferen Bau der aktive. Er drängt beständig nach außen.

Er ist der unruhige, gespannte, elastisch-kräftige, der irgendwie auf die Tat eingestellt ist. Dieser aber ist der passive. Er lebt nach innen, steht der Öffentlichkeit fern, lebt in den engen Grenzen des Heims und steht den Menschen und den Dingen mehr gefühlsmäßig gegenüber.

Wir denken hier nicht an jene interessante Mischung der Ernährungs- und der Gefühlswelt, die wir in dem stattlichen Typus der Ernährungs- und Gefühlsmenschen geschildert haben. Nein — hier tritt das üppige vegetative Leben ganz zurück. Die Körperformen sind zwar voll; aber sie treten nicht über eine gewisse schlanke Fülle hinaus. Das Seelische herrscht also über das Stoffliche, das Gefühl über die Ernährung.

Es ist ein großer Unterschied, ob die materiellen Ernährungsimpulse von Gefühl getränkt sind oder ob das Gefühl zur führenden Kraft wird. Im ersteren Falle bleibt der Typus — wie er auch sei — durchaus materiell. Im anderen Falle haben wir den körperlich weniger robusten, aber seelisch reicheren Menschen.

Es ist, wie schon gesagt — der sensible, der ausgesprochen weibliche Typus, der reine Gefühlsmensch, der seinen von der Natur gegebenen Gegensatz findet im motorischen und aktiven Manne — dem Tatmenschen, ein polarer Gegensatz, der in der ganzen Natur das größte Phänomen, die größte treibende Kraft ist, und der im letzten Grunde die ganze Geschichte der Menschheit ausmacht.

*

Wer vermöchte dies polarisierte Leben, dies Wunder der Geschlechter, zu erklären! Alle Erklärung ist Stückwerk. Der Mann sieht ein Weib und weiß: „Dies ist ein Weib!" Das Weib sieht einen Mann und weiß: „Dies ist ein Mann!" Gewiß. Aber wer erklärt die schmerzvoll süße Qual, mit der sich beide fliehen und suchen? Wer die Tränen, das Jauchzen, die tragischen Komödien der Liebe? Wer die sengende Glut, die schmetternden Fanfaren, die stammelnde Inbrunst ihrer endlichen Vereinigung? *)

„Da fing mein Leben an, als ich dich liebte", sagt Don Cesar in der „Braut von Messina". So sehr es auch dem Verstand gelingt, das Fühlen und Wollen des Frauenlebens zu begreifen, oder die Denkweise eines Mannes zu erfassen — es bleibt ein Letztes, ein großes Rätsel, vor dem alle Forschung stockt. Denn dieses Letzte, dieses Tiefste und Geheimnisvollste löst eben nicht der Verstand, sondern die Liebe.

Dies ist die vom Verstand nie zu erreichende Kunst der Seele, mit unendlich zarten, ewig unsichtbaren Organen in das innerste Wesen des Andern einzudringen, sein Wollen und Wünschen, sein Leiden und Sehnen zu erlauschen.

*) Vergl. Emil Peters: „Frauenleben — Frauenliebe". Ein Lebensbuch für Mann und Weib". Volkskraft-Verlag.

Oh' über diese köstliche Weisheit der Liebe! Begreift man, warum die Dichter bisher die Rätsel der Liebe besser verstanden haben, als alle Forscher, alle Mediziner und Psychologen zusammengenommen? Im Dichter sind Mann und Weib verschmolzen zu einem genialen Ganzen. Der reine Tatmensch wird die Frau nie begreifen. Sie bleibt sein Sehnen und Wünschen, bleibt die Sphinx, bleibt ihm das große Rätsel, weil sie sein Gegensatz ist, die verloren gegangene Hälfte seines Lebens, die er ausging zu suchen.

Der Dichter, der Künstler allein erfaßt das Weibliche. Denn er nähert sich ihm nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Gefühl, mit einer Kraft aus jener Region des Unbewußten, in der allein das Weib begriffen werden kann.

Wie das Weib zum Manne steht, so der Dichter zum Wissenschaftler. Dieser ist männlich, jener mehr weiblich. Dieser ist Verstand, jener Gefühl. Darum zwar haben wir der Wissenschaft Vieles und Großes zu danken. Das Letzte und Größte indessen vermag sie uns nicht zu sagen; denn die größten Rätsel des Lebens, die nicht gewußt, sondern nur geahnt, erfühlt werden können, liegen im Unbewußten.

Das Weibliche ist überall in der Natur das bildende, fruchttragende, produktive Prinzip. Es ist die Schöpferkraft des Unbewußten. In selig schweigender Liebe, in bewußtseinsraubenden Wonnen erschauernd, wird das Leben empfangen. Schweigend und mit nach innen gerichteter Liebe wird es schützend getragen.

Leben entsteht nur, wo zwei Kräfte aufeinander wirken.

Zu jeglichem Geschehen muß immer ein Wirkendes und ein Empfangendes, ein Positives und ein Negatives oder ein Männliches und ein Weibliches sein, damit eine Wirkung als Drittes entsteht. Leben ist die Flamme, die aus der Vereinigung von Männlichem und Weiblichem emporschlägt. Das Männliche ist die suchende, erobernde, belebende, zeugende Kraft, das Weibliche in allem das Gegenteil: die wartende, sich ergebende, ruhende und empfangende Kraft.

Der Charakter des Mannes ist motorisch und aktiv. Er strebt nach außen. Das äußert sich in den längeren Gliedmaßen, den größeren, breiteren und festeren Händen und Füßen. (Fig. 121.) Der Charakter der Frau ist gefühlsreicher, verinnerlichter, sensibler. Die kürzeren Gliedmaßen, die kleineren Hände und Füße sind dafür der symbolische Ausdruck. In all dieser Form tritt also das Motorische zurück hinter dem Sensiblen. Nicht von Kraft und Bewegung spricht dieser Körper, sondern von Gefühl und von einer Ruhe, die aus verinnerlichtem Leben kommt. In den zart-schönen Schwellungen und Rundungen dieses weiblichen Körpers, in der knospenden Schönheit und der reifenden Fülle des Busens, in der tragenden Kraft breiter Hüften, in vollen Oberarmen und wohl-

gerundeten Oberschenkeln — in all dem birgt sich ein unbewußter Reichtum selig sich schenkender Liebe. (Fig. 127.)

Die strafferen, härteren, männlichen Formen sprechen davon, daß der Zweck

Fig. 127. Knidische Aphrodite des Praxiteles. 4. Jahrh. v. Chr. Eine der zartesten und schönsten Aphrodite-Gestalten der Griechen. Wundervoll sanft verlaufende Körperlinien. Vollkommene Harmonie der Formen.

des Manneslebens im Kampf liegt. Die gerundeten, weicheren Formen des Frauenkörpers lieben nicht den Kampf, nicht das unruhvoll erobernde Schweifen. Sie sprechen von Innerlichkeit, Ruhe und Pflege des Kindes.

Nirgendwo ist dieser Gegensatz, der das letzte und feinste Denken durchdringt, größer als beim Menschen. Führt nicht in der Tierwelt auch das Weibchen den ewigen erbitterten Kampf mit der Natur? Ist nicht die Löwin ein schweifendes Raubtier wie der Löwe? Und wenn des Tigers furchtbare Majestät durch die Dschungel schleicht, fragt dann der Inder, ob die Bestie mit den phosphoreszierenden Augen männlich oder weiblich sei?

Männliches und weibliches steht körperlich und seelisch — beim Menschen weiter auseinander, als irgendwo unter anderen Lebewesen. Eben darin, in dieser höchstgesteigerten Differenzierung, liegt ihre seelische Innenspannung, ihre einzigartige Kulturfähigkeit. Diese grandiose Zweiteilung ist von der Natur selber angelegt. In dieser Polarität von Aktivität und Passivität, diesem mit nimmerruhender Sehnsucht erfüllten Gegensatz von T u n und L e i d e n liegen die letzten Geheimnisse der Charakterforschung. Im Schoß der Ewigkeit, im mystischen Dunkel der Schöpfung, schlummerte dies Gesetz längst, ehe es irgendwo in's Leben trat. Das Männliche ist Wille. Es zeugt und formt. Das Weibliche ist Ruhe und Stoff, aus dem geformt wird.

Ja, dieser Gegensatz der Geschlechter erfüllt unsere Sprache, unsere Vorstellungswelt. Alles in der Welt lassen wir männlich oder weiblich sein. Das erste, sofern es kampfmutig und erobernd in die Ferne schweift, das zweite, wenn es friedlich und behaglich im Gebiet des Häuslichen lebt. Wir sagen d e r Tiger, d e r Leopard, d e r Adler, d e r Kondor, weil wir dabei an Kampf und Gefahr denken. Und wir sagen d i e Katze, d i e Ente, weil unsere Phantasie dabei das Bild wohliger Geborgenheit malt. Der Kater aber ist ein Geschöpf für Witzblätter und Spukgeschichten.

Wir sprechen von der „Mutter Erde", denn sie ist der Stoff, aus dem alles Leben geformt wird, der Schoß, der es gebiert. Sie ist das unbewußte, ruhende, schlummernde Prinzip der Natur. Sie wird „befruchtet" vom Regen, entzündet vom Blitz, der Wind trägt fliegenden Samen in ihr Erdreich. Donar, der „Donnerer", dessen Faust den Hammer schwingt, Wotan, der „Wanderer", Zeus, der blitzeschleudernde, sie alle sind männlich. Sie kommen von oben, sind überall in der Sage, in der Kunst und der Religion, das herrschende, klare, sonnenhafte, bewußte, formende Prinzip. Die Erde aber ist das weibliche. Sie ist Schoß, Wiege und Grab, die schweigende Macht des rätselvoll-Ewigen, die lockende Schönheit sinnlichen Genießens. Aber sie ist auch die Ruhe und Festigkeit. Mögen die Wolken jagen und die Stürme sausen, mag das Gebälk des Himmels im Donnerschlag erzittern, wenn nur die Erde feststeht. Und so, wie das grausigste Erleben ein Erdbeben ist, so sind wir von Grausen und Ekel gepackt, wenn ein Weib tobt, wenn ihre Wut, ihre Häßlichkeit das Bild friedvollen Frauentums zerreißt, das die Schöpfung in unsere Seele gemalt hat.

Das schweigende, in sich ruhende Wesen des Weibes ließ sie in der Sage sowohl wie in der Wissenschaft und in den Erlebnissen der Liebe zu einem Rätsel, einer Sphinx werden. Was ist's, das dem Charakterforscher das Bild des Mannes klarer erscheinen läßt, das in der Sage die erdhaften Gottheiten dunkel, die männlichen hell, licht zeichnet?

Es ist nichts anderes als das große Gegenspiel von Unbewußtem und Bewußtsein, von Stoff und Form. Was unsichtbar und in schweigender Liebe im Schoß der Erde wächst und wird, ist ein Rätsel. Der Blitz, der Sturm, der Regen aber sind schreckensvoll-erhabene Deutlichkeit.

So ist der Mann die Deutlichkeit aller Kulturgestaltung, ihr Gebieter, ihre führende Kraft. Er ist der Mensch der Abstraktion, der mit der Macht der Idee in's Nichts, in die leere Grenzenlosigkeit vordringt und seine Ideen verkörpert. Die Frau geht vom Körperlichen, von der Anschauung, aus. Sie braucht Vorbild und Erlebnis. Darum liebt sie das Sichere und Schon-Dagewesene, das Ruhig-Verläßliche. Sie ist die konkrete Natur. Beim Mann hingegen mischen sich in seiner Arbeit die Kampflust mit dem erfinderischen Geist seines abstrakten Denkens. Dies verleiht seinem Wesen die Originalität, aber auch das Abenteuerliche, das innerlich Unbefriedigte, Ruhelose, die Lust am Angriff, die, wenn es nicht anders geht, in hitzigen Wortgefechten „um des Kaisers Bart" sich erschöpft.

Des Mannes Geist ist mehr idealistisch und analytisch (zersetzend, grübelnd), der der Frau mehr realistisch und synthetisch (zusammenfügend). Eben weil im Wesen der Frau alles zur Zusammenfassung, zur Einheit, zum praktischen Ende drängt, begrenzt sie ihr Denken und Wollen, und es wird ihr leicht, Optimist zu sein. In ihr drängt die Natur zum Leben. Der reale Lebenswille der Frau ist weit stärker als der des Mannes. Dieser neigt eher zum Grübeln, zur Verneinung, die am Ende alles abstrakten Denkens steht. Er ist der Kritiker, der Nörgler, Besserwisser, der erst völlig glücklich ist, wenn aus dem Denken das Tun wird und der Kampf seine innersten Lebensgeister weckt. Aber er muß begreifen, daß nicht irgend ein Ziel des Kampfes, sondern der Kampf selber die Freude seiner männlichen Natur ist.

Des Mannes Leben hungert nach Abwechslung. Sein Wesen liegt in Verstand und Tat, den beiden auseinanderstrebenden Hirnpolen (Vorder- und Hinterkopf). Das gießt immer neue Pläne und Kombinationen, immer neue Unternehmungen und Willensrichtungen in sein Leben. Aber auch immer neue Unrast. Die merkwürdigsten, tollsten, gewagtesten, aber auch widerspruchsvollsten Pläne wachsen nur im Hirn eines Mannes. Er ist im tiefsten Innern ein Don Quichote. Das Rasierbecken sitzt auf dem Haupte manches Mannes, der mit der eingelegten Lanze abstrakter Weltfremdheit gegen Windmühlenflügel anrennt.

Und wenn die Grenzenlosigkeit seines Wollens, das immerwährende Hinausstreben von Verstand und Tat aus der glücklichen Sicherheit des Gefühls ihn erschöpft, so erkennt er nicht, daß das Leben an sich ziellos ist, nein — er verzweifelt an sich, er tobt, er klagt, er resigniert. Grollend sitzt er zu Hause, mit sich und der Welt hadernd.

Ganz anders die Frau. Ihre Welt ist das Gefühl, die wundervolle Kraft des Mittelhirns. Hier liegt die freundliche Begrenzung des Lebens, das Ruhen in sich. Nicht das Ziel ist das Wertvolle; *denn wir erreichen es nie!* Ziele sind abstrakte Gebilde, keine Wirklichkeiten. Der Wert des Lebens liegt in der Begrenzung, in der Hingabe an eine Arbeit, in der selbstvergessenen Treue, in dem Ausgefülltsein von einem Wunsch, in freundlich-bescheidener Tüchtigkeit. In all dem ist die Frau dem Manne voraus, und darum ist sie glücklicher. Je weniger weitgespannt ihre Ziele sind, desto weniger braucht sie zu resignieren, wenn das Leben sie enttäuscht. Es enttäuscht uns alle. Aber die glückliche Weisheit von der seligen Schönheit des Alltags liegt doch wohl am meisten im Herzen der Frau.

Darum eben war *Goethe*, der weiblich geartet war und die tausenderlei lieben, kleinen Dinge des Alltags sah, der Glücklichere, *Schiller* aber, der ausgesprochen Männliche, in der weitausholenden Kraft seiner abstrakten Ideen der Unglücklichere.

Das frühe Mittelalter hat in Wirklichkeit und Dichtung den typischen Mann gekannt, den schwertbewehrten Ritter mit den wundervollen Gedankenphantomen der Ritterlichkeit, der Kreuzzüge, des Minnedienstes, der Ehre. Wer denkt da nicht an das weibische Gegenstück dieser hageren, eisengeschienten, tapferen Ritter, den schlemmerhaften Sir John Falstaff: „Kann Ehre ein Bein ansetzen? Oder einen Arm? Geht mir mit Eurer Ehre!" Sie fochten mit Gespenstern, diese abenteuerlichen Ritter, mit Drachen, die Jungfrauen bewachten, mit Riesen, die im tiefsten Dunkel des Waldes hausten, mit arglistigen Zwergen, die fabelhafte Schätze hüteten, mit gefürchteten Zauberern und kralligen Hexen. War nicht jeder von ihnen ein Mann? Und jeder ein Don Quichote? Sitzen nicht diese Drachen, diese schneeweißen Jungfrauen, diese Riesen und Zwerge mitsamt der wilden, frohen Abenteuerlust und dem ganzen gravitätischen Ernst des Kampfspiels und der ewigen Unrast in des Mannes Gehirn?

Ist es nicht von tiefsinniger Schönheit, wie das frühe Mittelalter in Leben und Dichtung dem typischen Mann das typische Weib gegenüberstellte, dem wagemutigen, fahrenden Ritter, dem Helden des Turniers und der abenteuerlichen Fahrten, die minnigliche Frau, aus deren Verehrung dann in der Kunst die Innigkeit und holdselige Mütterlichkeit der Madonna erwuchs? Draußen

lockte Frau Aventures wild-schönes Antlitz, daheim der Donna huldvolles Lächeln. Aus dieser grandiosen Spannung erwuchs die prachtvolle Kultur der Ritterzeit.

Des Mannes Sehnsucht ist Ruhe. Sie ist der andere Pol des Weltengeschehens und heißt Weib. Sie steht am Ende des Kampfes. Darum mündete alles Rittertum in der Minne. Und zu allen Zeiten wird ein Mann die Lebensbeute von Arbeit und Kampf einer Frau zu Füßen legen. Der selig-frohe Daseinswert des Lebens steht neben uns. Er heißt Frau, Gattin, Geliebte, heißt Mutter. Denn das Mütterliche umschließt all das Riesenmaß von Liebe, das „höher ist als alle Vernunft." Von der Mutter geboren, von der Mutter in Fernen treu umsorgt, bis der letzte Atem ihrer Brust entflieht, von der Geliebten nach des Tages Last empfangen, von warmen Frauenhänden im Kriege verbunden und in Krankheit gepflegt, von des Hauses wohliger Stille und von der Gattin leuchtendem Auge nach jedes Tages unruhvollem Kampf begrüßt, so ist das Leben des Mannes: ein Waffengang mit Minnedienst, ein Abenteuer mit dem frohen Leuchten glücklicher Frauenaugen, ein hundertfältiges Irren mit der tröstenden Liebe des Frauenherzens, die ungeheure Don Quichoterie, die ruhelos die Welt durchwandernde Narrheit Peer Gynts und dabei am Ende — Solveigs Lied, das sehnsüchtig-lockende, tröstend-verzeihende Lied der Frau, das Lied der Erde, die Wiege, Schoß und Grab ist.

Ibsen hat in „Peer Gynt" dies ruhelos in Plänen vor sich selber fliehende Mannesleben gezeichnet. Der größenwahnsinnige, fantastisch-ruhmsüchtige, aufschneiderisch-abenteuerliche, innerlich haltlose Peer, der nordische Don Quichote. Ist das nicht, als sähen wir den von Ideen erfüllten, ruhelos umhergeworfenen Mann vor uns? Wer ist es, der in liebender Geduld seiner harrt? Solveig, „Mutter, Weib, Magd ohne Schuld und Fehle", das hoffende, duldende, liebende und tröstende Weib, empfängt den alternd Heimgekehrten. Ihr Lied singt den Müden in Schlaf und Tod.

Ist dies nicht das Urbild des Mannes, dessen subjektive Phantasie ihn die Welt durchrasen läßt, ehe er die große, einfache Wahrheit der Frauenliebe findet? Daheim liegt das Glück, in der Liebe, in der Stille der Seele. Jugend, Liebe, Glück — alles opfert der Mann in der Rastlosigkeit seiner Pläne. Auf den Pferden der Phantasie, des Ehrgeizes, jagt er an der lockenden Gegenwart vorbei — das ist der tiefe Sinn von „Solveigs Lied".

*

Haben nicht die Künstler seit jeher den „Kampf" mit dem muskelstraffen Körper des Mannes dargestellt, den „Frieden" aber als eine weibliche Gottheit mit den sanft gerundeten freundlich-milden Körperformen einer Frau? Nur in ihr liegt das Ruhende, Bewahrende, Allumfassende und Liebereiche, das wir uns als Frieden denken. Gestrafft und doch weich und warm ist ein gesunder Frauen-

körper. In seiner zartlebendigen, empfindungsreichen Haut, seinem schwächeren Knochenbau, den schlankeren Gelenken, dem volleren, weicheren Gewebe weniger auf Tat, auf Kampf, auf Öffentlichkeit eingestellt, mehr dagegen auf die stille Schönheit eines nach außen geschützten Lebens.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, der Gefühlsmensch müsse den großen Kopf haben. Im Gegenteil! Der Kopf ist klein, aber von freundlich-schöner Modellierung. In den großen Köpfen, die sich sozusagen über den Rumpf hinaus in den Vordergrund drängen, steckt bewußtes Geistesleben, steckt Verstand, nicht Gefühl. Hier — beim weiblichen Typus — herrscht das unbewußte Gefühlsleben, die Instinkte, die unbewußte Seele, die im Rückenmark lebt. Darum ist der Kopf im Verhältnis zum Rumpf kleiner als beim Tatmenschen, der mehr Verstand ist.

Fig. 128. Schöner, gefühlsreich verinnerlichter Frauenkopf. Das volle Oval des Untergesichts spricht von Gesundheit. Das Auge ist seelenvoll, in innerer Spannung leuchtend.

Der Frauenkopf ist von lieblicher Schönheit. Er hat weichere Linien. Beim sensiblen Typus hat das Gesicht ein sanftes Oval. (Fig. 128.) Die nicht sehr hohe, ein wenig gerundete Stirn, das weiche, sanfte Kinn lassen das Mittelgesicht stärker hervortreten. Findet man beim motorischen Typus mehr den straffen, hageren Mittelgesichtsbau, so hier die warmblickenden Augen und die gefühlsreiche, weiche Rundung der Wangen. Denn hier — in Wangen und Mittelgesicht — strahlt das Gefühlsleben aus dem Mittelhirn aus.

Der sensible Typus hat immer das gewölbte Mittelhaupt und die schma-

leren Schultern. Kraft, Tat und Kampf weichen deshalb der Scheu, der schutzsuchenden Hingebung, die aus reichem Gefühl quellen.

Bei der Frau ist der Schädelteil des Kopfes gegenüber dem Gesichtsteil größer als beim Manne. Ein Zeichen dafür, daß die Kräfte des Gemüts stärker sind als diejenigen der Tat.

Der Frauenkopf ist meist rundlicher als der Männerkopf. Unter den langbeinigen Frauen, wie etwa den Engländerinnen oder den Angehörigen der Aristokratie, findet man indessen häufig den langschädeligen Typus. Das stärkere Hinterhaupt bewirkt hier die stärkere Betonung der Gliedmaßen. Das Motorische drängt damit mehr oder weniger das Sensible zurück.

Das Überwiegen des Hirnschädels über den Gesichtsschädel beweist, daß die Frauen nicht nur moralisch den Männern überlegen sind, sondern auch im Dulden, im Entsagen, in jener weniger aktiven und mehr passiven Form des Mutes, die nicht angreift, kämpft und widerstrebt, sondern voll Ergebung alles trägt.

Daß sie trotzdem oft unbedenklicher lügen als der Mann und diesen mit tausend kleinen Schwindeleien an der Nase herumführen, liegt wohl an ihrem mehr kindlichen Intellekt, der weniger als beim Manne von Grundsätzen geleitet wird und sich gänzlich vom Zweck des Augenblicks bestimmen läßt. Ihr Denken ist mehr ein Fühlen, wie es ja das gewölbte Mittelhaupt zeigt. Eben darum haben auch die Frauen stärkeren Anteil an allem, was in der wundervollen Welt des Gemüts, der Phantasie, der Religion und alles Dunklen, Ahnungsreichen und Rätselvollen liegt. Gehen nicht Frauen mehr mit der Wünschelrute des Gefühls als mit kritischem Verstande durch's Leben? Wer will sie darum tadeln? Ist doch ihre Welt — im Gegensatz zu der Verstandeswelt des Mannes — das Unbewußte, das gar nicht zu erklärende Wunder der Liebe. Gerade dies Versinken in Liebe, dies völlige Aufgehen in einer anderen Seele, erweckt das stärkste Verständnis für alle Wunder des Göttlichen. Eben darum erklingt in der Frauenseele das Religiöse stärker, weil es die beglückende Sprache des Unbewußten ist.

Ist so die Liebe die Wurzel alles Lebens, so wird sie doch auch wieder seine Blüte, seine höchste Steigerung, seine reifste Vollendung. Aus Liebe geboren, müssen wir auch wieder Liebe geben. Denn wer ohne Liebe durch's Leben geht, der ist, wie der Apostel sagt, „ein tönend Erz oder eine klingende Schelle."

*

Der Mittelhauptsmensch repräsentiert immer einen mehr weiblichen, ja man kann sagen, kindlichen Typus. Es ist stets ein leiser Anklang an die embryonale Form. Beim Embryo ist stets das Mittelhirn — die sogenannten Vierhügel — am stärksten entwickelt. Wie das ganze Nervensystem im verlängerten Mark (medulla oblongata) seinen Indifferenzbezirk hat, von dem aus es sich nach unten und oben selber polarisiert, nach unten — im Rückenmark —

einen Stoffpol, nach oben — im Gehirn — einen Geistpol bildet, so hat nun das Gehirn wieder seinen Indifferenzbezirk im Mittel- oder Zentralhirn. Hier ist das Gebiet des Unbewußten, der Gefühle. Von hier aus polarisiert sich das Gehirn nach vorn (Vorderhirn) in einen Denkpol, nach hinten in's Hinterhaupt, in einen Tatpol. So entsteht der erst fühlende, dann denkende und endlich handelnde Mensch.

Es ist deshalb völlig unrichtig, den Gefühlsmenschen für der Schöpfung Meisterstück zu halten. Er ist es so wenig wie der Tatmensch, der motorische Typus. Ja, ein allzuhohes Mittelhaupt wird sich leicht auf Kosten von Vorder- und Hinterhaupt entwickeln. Denken und Handeln treten zurück hinter einem allzu passiven Gefühlsleben. Solchem Gefühlsleben fehlt der lebendige Geist. Es kann stumpf und träge werden.

Dies sind die unlebendigen, unintelligenten Frauen, die nicht handeln, sondern in Gefühl, in wehleidiger Betrachtung, stecken bleiben. Ihre niedrige Stirn, ihr schwaches Hinterhaupt, lassen sie sentimental, rührselig werden. Ihre geistige Trägheit zeigt sich in plumpen Fußgelenken und formlosen Unterschenkeln. Es sind die konservativen Spießbürgerinnen. Sie klagen, jammern, sind passiv, lassen sich als Mädchen gedankenlos verführen und als Frau vom Mann tyrannisieren oder schlagen. Es sind die hirnträgen, langsamen, unentschlossenen und ratlosen Frauen, weil eben das Gefühl, das nicht durch Verstand und Tat eine Richtung bekommt, einen seelischen Indifferenzzustand, eine Kindhaftigkeit, darstellt.

Darum eben ist der Mann so wertvoll im Leben der Frau. Er erweckt, belebt, formt durch sein Wesen dieses kindliche Gefühlsleben, bringt es zur Reife. So wächst einer am andern. Und beide zusammen sind erst — wie Kant sagt — der volle Mensch.

*

Der sensible Typus wird immer seinen schönsten Beruf in der freundlich-stillen Welt des Heims finden. Durchaus nicht etwa nur im eigenen. Gerade die Gefahr der gefühlsmäßigen Passivität im weiblichen Wesen macht es notwendig, daß junge Mädchen einmal das Elternhaus verlassen, um sich draußen umzutun. Sie empfangen Eindrücke, Anregungen, Impulse. Denken und Handeln gesellt sich in ihrem Gehirn zum Gefühl. Und man merkt es jeder Frau im Leben an, ob sie draußen unter Menschen und Pflichten sich umgeschaut oder den verengten Gesichtswinkel von daheim behalten hat.

Der Beruf der Kindergärtnerin, der Krankenpflegerin ist das schöne Feld für den Gefühlsmenschen. Denn Liebe und Mitleid wohnen in ihm. Wo er helfen kann, da ist er glücklich.

In den kaufmännischen Büros, in der Industrie und im Verwaltungsapparat sind die jungen Mädchen in ungeheurer Zahl tätig. Ist es Beruf, ist es

Beschäftigung? Beruf ist, was wir freudig fühlen, was uns mit innerer Kraft trägt und entfaltet. Beruf ist, was uns froh und glücklich macht. Dies stille, emsige Büroleben aber ist ein leises Martyrium, ein geduldiges Opfer, der Not des Daseins dargebracht. Denn glücklich wird der sensible Typus, das Weib, nur in einem Leben, das Liebe ist, oder in einem Beruf, der ihre liebeheischende Seele warm erhält. Was sie freudig tut, hält sie jung und lebendig. Was sie gezwungen tut, lähmt sie im Innern. Denn das Weib, der sensible Typus, ruht in sich. Das sagen schon die runden, vollen Linien des Körpers. Beruf und Leben kann sie nicht trennen von ihrem Sein. In allem schwingt ihr Gefühl. Nie kommt sie los, nie darf sie loskommen von jenem Unbewußten, das der Quell alles Lebens ist und das das Geheimnis aller Schöpfung umschließt.

Darum steht die Frau den tiefsten Daseinsfragen, dem Göttlichen, dem Religiösen, näher als der Mann. Der ist zwar einer weitaus größeren und reicheren Entfaltung des bewußten Geisteslebens fähig als das Weib, aber eben darum verfällt er auch dem Irrtum, wenn sein Denken die Wurzeln im Fühlen — eben im Unbewußten — völlig verliert. Dann wird er abstrakt, trocken, unlebendig, einseitig oder fanatisch. Er irrt weit ab von jener lebendigen Unmittelbarkeit, jener gefühlsreich-naiven Bildsamkeit, jenem natürlichen Gefühlsreichtum der Frau, der eben noch nicht vom Verstand ausgetrocknet ist.

Der große Physiologe Prof. Gustav von Bunge in Basel hatte deshalb wohl recht, wenn er meinte, der Instinkt einer gesunden Frau sei ihm in vielen Dingen lieber als die Wissenschaft. Aus diesem Instinkt spricht die Natur selber, die klüger ist als wir. Der gesunden, vollerblühten Frau eignet eben jene seltsame Kunst, die Wahrheiten der Natur in Menschen und Dingen abzufühlen. Zu den Müttern hinabzusteigen, rät Goethe. Die Menschheit verdankt ihre größten Genies und ihre reifsten Werke dem dunklen Reich des Unbewußten, ihre größten Irrtümer aber — bei aller geziemenden Ehrfurcht sei es gesagt — der Wissenschaft.

Was Wunder, wenn die höchste geistige Wirkung, die höchste Schönheit der Kunst, weder im rein motorischen Typus des Mannes, noch im rein sensiblen Typus der Frau gefunden wird. Weder Kraft und Tat und Verstand, noch bloßes Gefühl, können das Große gebären. Alles Unbewußte ist Wurzel, aber nicht Tat. Darum ist es passiv, ist ruhende Kraft, schweigendes Werden. Alle Tat aber ist an sich seelenlos, wenn sie die seelischen Tiefen verlor.

Darum verharrt die Frau gern im Gefühl, bleibt stehen und erzeugt nicht die große Tat. Der Mann aber wird leicht, wenn sein Leben in den Geleisen trockenen Verstandes läuft, ein Pedant, ein lederner Philister. Alles an ihm ist dann geregelt, klar, abgemessen — aber eben darum uninteressant, langweilig, ja oberflächlich und reizlos.

Wie lieben wir hingegen das rätselvoll-unerklärliche, aus den Wurzeln des Unbewußten wachsende Wesen der Frau! Wie hält sie den Mann in Atem!

In der Wissenschaft des Rechnens ist ja auch das leichteste das Einmaleins, das mit bekannten Größen arbeitet. Wie aber die höchsten Formen des Denkens mit unbekannten Größen — X — rechnen, so wird auch das bewußte, gestaltende Geistesleben des Mannes nur dann den Lorbeer des Genies ergreifen, wenn die unbekannten Größen, die raunenden Stimmen des Unbewußten aus seinem Leben nicht verscheucht sind. Das Genie ist niemals ungemessener Intellekt. Es ist der ringende Mensch, der erschüttert sich vor dem unbekannten Gott in seinem Busen beugt. Es ist Faust, dem es das Herz verbrennt, „daß wir nichts wissen können."

Ihm aber steht der dürre Verstandesmensch, der „trockne Schleicher" Wagner gegenüber, der selbstzufrieden sagt:

„Zwar weiß ich viel;
doch möcht' ich alles wissen."

*

Aus Unbewußtem und Bewußtem, aus Gefühl und Tat, aus Weiblichem und Männlichem wird darum stets bedeutenderes Schaffen herauswachsen. Schon Weininger („Geschlecht und Charakter") hat darauf hingewiesen, daß im Manne $^3/_4$ Mann und $^1/_4$ Weib, im Weibe dagegen $^3/_4$ Weib und $^1/_4$ Mann allemale eine gute Mischung sei. Zusammen — in der Ehe — ergeben sie dann $^4/_4$ Mann und $^4/_4$ Frau. Die Rechnung stimmt. Der rein männliche und der rein weibliche Typus sind eigentlich nur theoretische Vorstellungen. In der Wirklichkeit kommen sie nicht vor. Eine Mischung von Tatimpulsen und Gefühlen — eine Mischung des Motorischen und Sensiblen also — schafft in beiden Geschlechtern das Talent.

Der männliche Einschlag gibt dem Frauenkopf die etwas kraftvolleren Linien. Er verbreitert das Oval des unteren Gesichts, macht das Kinn kräftiger, die Nase stärker gebogen und ruft den Typus hervor, dem wir oft bei den bekannten, berühmten Schauspielerinnen begegnen.

Ist das verwunderlich? Womit anders sollen wir darstellen als mit der Plastik des Körpers! Ist nicht alle Darstellung eine Sache des Körpers, des Gesichts, namentlich des kraftvollen Untergesichts?

Gerade in der Kunst, die wie keine andere männliche und weibliche Werte, objektive und subjektive, in sich eint — in der Schauspielkunst — leistet die Frau das Höchste. Hier ist die männliche Note einer schöpferisch-männlichen, intelligenten Leistung und doch das echt weibliche Einsetzen des eigenen Körpers, der eigenen Wesenheit. Hier kann nicht der Künstler ein Werk von sich loslösen und für

alle Zeit hinstellen. Nein — dies ist gelebtes Leben. Es sind die Gluten, die Leidenschaften, die Seufzer und Tränen des Augenblicks. Dies ist eine eminent weibliche Kunst. Und in ihr glänzt jene seltsame Mischung von viel Weiblichem und ein wenig Männlichem, der wir in den Bühnenkünstlerinnen begegnen.

Denn alle große Bühnenkunst ist Erlebnis, ist ein Geschehnis mit Haut und Haar, ist Freude, Schreck, Ekstase und Ergriffenheit einer Stunde. Eben

Fig. 129. Lilli Lehmann, die berühmte Wagnersängerin. Scharfprofilierter, männlich geschnittener, geistvoller Kopf von großer Energie. Sang unvergleichlich die männlich gearteten Wagnerischen Frauengestalten.

Fig. 130. Rosa Poppe, ehemalige Heroine des königl. Schauspielhauses in Berlin. Hervorragend in der Darstellung heldischer Frauen. (Medea, Chrimhilde).

weil die Bühnenkunst so tausend Wurzeln im Leben hat, glaubt ja jeder freche Dilettant sich zu ihr berufen, und ganze Dörfer schwelgen in den haarsträubenden Karikaturen der Bauerntheater. Dieser Unfug wächst so sicher aus dem Elementaren aller Bühnenkunst heraus, wie dies Urtümliche gerade die künstlerische Frau auf diesem Gebiete zur unbestrittenen Größe führt. Zweifellos aber ist in vielen das Männliche sehr stark. Denn rein Weibliches ruht so sehr in sich selbst, daß es sich nicht zur Höhe einer künstlerischen Leistung erhebt. Der männliche Einschlag, die leise aktive Linie, hebt die Frau aus der Passivität heraus, macht sie tüchtig, energisch, begabt. Schauspielerinnen sind meist keineswegs — wie die anbetende Phantasie liebender Jünglinge glaubt — ätherische Wesen mit himmlischem Augenaufschlag. Die tüchtigsten unter ihnen wissen im Leben ordentlich Bescheid. (Fig. 129 und 130.) Je stärker der sensible Typus der Frau mit den motorischen Impulsen legiert ist, desto größer wird die Selbständigkeit der Frau.

Desto mehr verliert sie die Abhängigkeit, drängt sie in Beruf und Öffentlichkeit hinein. Das Lyrische wandelt sich in's Epische. Es kommt das Talent für Öffentlichkeit und Politik. (Fig. 131 und 132.)

Der motorisch legierte Frauentypus ist härter, als der rein sensible, lyrische. Dieser braucht Ruhe und Gleichmaß. Auf Unruhe, Bewegung, Kampf ist sein lyrisch gestimmtes Nervensystem nicht eingestellt. Strapazen erschöpfen ihn.

Fig. 131. Hedwig Dohm. Männlicher Frauenkopf. Starke denkerische Anlagen. Viel Harmonie. Gütiger, überlegen weiser Kopf eines reifen Menschen.

Fig. 132. Frau Marie Stritt, Führerin in der Frauenbewegung. Nase und Kinn, sowie der langschädelige Oberkopf zeigen männlichen Einschlag, Energie und Tatwillen.

Jener aber ist in demselben Maße widerstandsfähiger, als er eben motorisch ist. Er ist zäher, hält mehr Strapazen aus. Die Griechen haben diesen Typus in ihren schlanken Amazonen dargestellt, deren Hüften schmaler, deren Beine muskelkräftiger sind als die der Aphroditen.

Aber man muß auch sagen, daß Arbeit, Bewegung, Sorge, Not den sensiblen Frauentypus allmählich motorisch machen. Sie verhärten ihn, wie es mancher Beruf und vor allem übermäßiger Sport tut. Und wenn so das Wesen der Frau allzusehr aus dem Unbewußten in's Bewußte hinübergedrängt wird, dann tritt die theoretische Klugheit des Gehirns an die Stelle der natürlichen Klugheit des Herzens. Der Grundtypus ist verändert, das seelische Wurzelwerk zerrissen. Das holde Naturgeschöpf Weib ist ein unglückseliges Zwitterwesen geworden: nicht mehr Weib und doch nicht Mann.

Sie verlor die selig-frohe Hingabe, die Glut und die süße Innigkeit der

Liebe, die wie verhaltener Jubel über einem blühenden Frauenleibe liegen. Die schöne Fülle sensibler Formen weicht den reizloseren, eckigeren motorischen Formen. Das schönste und reizvollste Gebilde der Natur — das echte Weib — ist verdorben. Die heiterste Melodie der Schöpfung verklang.

*

Fruchtbarer noch wird diese Mischung von Tat und Gefühl, von Kraft und Träumen, von äußerem und innerem Leben beim Manne. Zwar gibt diese Mischung des Sensiblen mit dem Motorischen dem Manne nicht so viel Ruhe, wie sie der Frau Entschlußkraft und Tat gibt. Im Gegenteil: der reine Tatmensch kann, weil er der Typus des Willensmenschen ist, ruhiger und selbstbeherrschter sein. Er ist härter, geschlossener, vor allem wenn er intelligent ist.

Bei dieser Mischung von Bewegungs- und Gefühlstypus ist nun die Ernährung wenig betont. Weniger fast, als beim reinen Tatmenschen. Denn alles Gefühlsleben hat beim Manne eine andere Betonung als bei der Frau. Es wird zu einer Art geistigem Interesse.

Der körperliche Tatmensch ruht, wenn er müde ist. Bei dieser Mischung von Bewegung und Gefühl aber lösen zwei Impulse sich wechselnd einander ab. Von behaglicher Ruhe, von ruhigem Genießen des Lebens ist keine Rede. Nicht einmal die Nahrung wird mit der nötigen Hingabe genossen.

Alle Berufe, die mit der Landwirtschaft, der Viehzucht, mit schwerer und geduldiger Körperarbeit zu tun haben, werden instinktmäßig abgelehnt. Denn diesem Typus fehlt die Härte, die Wetterfestigkeit des reinen Tatmenschen.

Eher ist er für Gartenbau, für Gemüse- oder Blumenzucht, für Kleintierzucht, zu haben, weil dabei das Gefühlsleben eine so große Rolle spielt. Es sind eben nicht die nährenden Gesichtspunkte, die ihn dabei leiten. Die Freude am Schaffen, am Wachsen, am Ordnen und Pflegen ist es.

Für die Nahrung hat er wenig Interesse. So lange er arbeitet, verdrängt er den Hunger. Und wenn er fertig ist, liest er, statt zu essen, ein Buch.

Daß er seine Gesundheit schädigt, weiß er nicht. Die immerwährende Regsamkeit läßt es ihn vergessen. Seine Lebendigkeit ist nicht Nervosität. Sie entquillt der hochgespannten Vereinigung von Bewegung und Gefühlsleben.

Darum reagiert er rasch, ist rasch aufnahmefähig, denkt und begreift gut und schnell; aber es ist manchmal mehr schnell als tief, mehr funkelndes Leben als ernste Gründlichkeit. Besonders dann, wenn der Geist die körperliche Erschöpfung nicht achtet und ohne das Steuer ruhiger Selbsterkenntnis weiter eilen möchte.

Der weibliche Einschlag in diesem Typus macht, daß er anpassungsfähig wird. Aber er raubt ihm auch nicht selten ein Teil aufrechter Mannhaftigkeit. Findet man nicht gerade unter diesen gefühlsreich-weichen Männern die unbe-

ständigen Charaktere? Sie können überredet, durch Stimmungen beeinflußt werden. Oft fesselt sie das Neue. Sie können ihre Ansichten wechseln; denn sie halten im geistigen Geschehen Gefühl und Verstand nicht immer auseinander. Darum sind sie z. B. für die Politik ungeeignet.

Die Politik ist eine so ausgesprochen männliche Angelegenheit, daß weibliche Männer in der Politik meist Unheil angerichtet haben. Große und bedeutende Staatenbildner waren ausgesprochen männliche Typen. So Julius Cäsar (Fig. 166), Friedrich der Große (Fig. 262), Bismarck (Fig. 261, alle im I. Band). Die weiblichen Elemente, wie etwa die Politikdilettanten unter den langhaarigen russischen Studenten, lassen unklare Gefühlswellen in das kühle Gefüge der Politik einfließen, bei der vor allem stets Person und Sache (Idee) auseinandergehalten werden müssen, wozu weiblich geartete Naturen immer schwer im Stande sind. Alle Politik ist nichts anderes als Kampf. Aber je männlicher der Politiker, desto sachlicher führt er den Kampf, desto bedingungsloser, selbstloser, unbestechlicher ordnet er sich der Idee unter.

Dies hochragend Gedankenhafte in aller Tat ist es ja, was uns in der Geschichte als das Heldische gegenübertritt. Aus der Kraft der tragenden Idee, dem unerschütterlichen Entschluß und der zähen, willensharten Durchführung setzt sich das Bild des Helden zusammen. Diese Eigenschaften aber sind männlich, sind die Züge der ausgesprochenen Tatnatur.

Der gefühlsmäßig-weibliche Einschlag hat manchem jungen Manne, der nicht Lebensreife hat, das Rückgrat gebrochen, hat ihn eitel, weich, wehleidig gemacht, ihm die harte Konsequenz der Arbeit genommen und ihm die immerwährenden lähmenden Zweifel eingeflößt, ob sein Beruf etwa der richtige sei.

Denn war der motorische Typus der durchaus positive, so wird nun durch das Sensible ein negativer Zug hineingetragen. Dies macht auf der einen Seite fruchtbar, raubt aber auf der anderen Seite auch die zähe Durchführung.

Meist sind diese Bewegungs- und Gefühlsmenschen unternehmungslustig. Beständig haben sie irgend ein Eisen im Feuer. Sie sind interessant, von größter innerer Lebendigkeit, sehr begeisterungsfähig und können Andere begeistern.

In ihrem gefühls- und tatenreichen Leben kommt aber leicht die Ernährung, die eigene Körperpflege zu kurz. Sie stürmen drauflos und liegen zeitweilig auf der Nase. Ja — sie können völlig zusammenbrechen, weil ihnen immerhin die physische Härte und Widerstandsfähigkeit des rein motorischen Typs fehlt. Der Einschlag des Weiblichen macht sie innerlich reicher, aber nach außen weniger zäh. Sie wollen oft mehr, als sie können, und viele gehen allzufrüh zu Grunde.

Das ist für die Allgemeinheit ein schwerer Verlust. Denn in diesem Typus finden wir die liebenswürdigsten und talentvollsten Menschen. Das vom weiblichen Einschlag herrührende Feingefühl macht sie beispielsweise im Hand-

werk begabt als Schneider, als Schuhmacher, als Zeichner in der Spitzenindustrie, als Damenschneider, (Fig. 133) als Uhrmacher, Feinmechaniker, in der Wissenschaft als Chemiker (Liebig).

Dieser weibliche (Gefühls-)Einschlag trägt das Künstlerische in das Männliche hinein. Denn das rein Motorische, das absolut Männliche, ist niemals künstlerisch. Man findet diese mann-weibliche Mischung deshalb tausendfältig unter den Dichtern, den Musikern (Fig. 134 und 135), den Sängern und Schauspielern.

Wie die begabte Schauspielerin männliche Züge zeigt, so zahlreiche Schauspieler ausgesprochen weibliche. Am höchsten wurde die Schauspielkunst gewertet in den Ländern mit homoserueller Kultur, in Griechenland, Japan und China. Dem männlichen Römer stand sie im Rang der Lebenswerte weniger hoch.

Im klassischen Altertum sehen wir überhaupt in den Römern das männliche, in den

Fig. 133. Männlich-weiblicher gefühlsreicher Kopf.

Fig. 134. Der Komponist Robert Schumann, geb. 8. Juni 1810 in Zwickau, gest. 29. Juli 1856 in Endenich b. Bonn. Ausgesprochen weiblicher, gefühlsreicher, verinnerlichter Kopf. Genialer Romantiker in der Musik. Lebte unendlich glücklich mit seiner mehr männlichen Frau Klara.

Fig. 135. Klara Schumann, geb. 13. Sept. 1819 in Leipzig, gest. 20. Mai 1896 in Frankfurt a. M. Bedeutende Pianistin. Kluger, männlich betonter Frauenkopf von großen Gaben des Herzens und des Verstandes. Die großen Gesichtsorgane sprechen von einer ausgereiften Persönlichkeit. In ihrer Ehe mit Robert Schumann war sie das mehr männliche, tätig nach außen gerichtete Element, der Gatte mehr das weibliche, verinnerlichte.

Griechen das mehr weibliche Volk. Jene waren härter, diese weichlicher. Jene erobernd und soldatisch, diese von heiterem Lebensgenuß und künstlerisch. Der Vereinigung der männlichen und weiblichen Form begegnen wir in der griechischen Plastik sehr häufig. In dem weichen, ein wenig breithüftigen Apollino in Fig. 136 tritt das sehr deutlich hervor. Alles Männliche ist an diesem Körper gemildert, alles Weibliche, Weiche, Jugendlich-Geschmeidige hervorgehoben. Kopf und Beine sind völlig weiblich, Hände und Füße klein im Gegensatz etwa zu den verhältnismäßig großen Händen der Amazonen.

Fig. 136. Apollino. 3. Jahrh. v. Chr. Nachfolge des Praxiteles. In Florenz. Weiblich betonter Jünglingskörper. Kopf und Beine ganz weiblich. Hüften ein wenig breit. Brust fast weiblich. Das ganze Kunstwerk atmet mehr weibliches Gefühl als männliche Tat.

In der Renaissance tritt uns das Männliche in Michelangelo gegenüber. Er war ein Gigant von ungeheurer Kraft des Ausdrucks, von tragischer Gewalt im Gefühl. Man sehe sein eigenes, wie in ungeheurem Wollen gespanntes Antlitz.

Und daneben sein Zeitgenosse und sein Gegenpol: Raffael Santi. Mild, heiter, ohne Probleme und Konflikte. Ein Maler holder Frauenschönheit, kein stürmender Kämpfer wie Michel Angelo, kein Weiser und Philosoph, wie der ewig grübelnde und suchende

Leonardo da Vinci. Sein Wesen war seelenvolle Anmut, die auch alle seine Werke wiederspiegeln. (Fig. 137.)

*

In der dramatischen Literatur ist dieser weiblich geartete Mannestypus dargestellt bei Kleist im „Prinzen von Homburg", bei Grillparzer in Leander und Gyges gegenüber ihren mehr motorischen Partnern Naukleros und Kandaules, ferner vor allem in Phaon (Sappho), bei Schiller am meisten in Carlos, ferner in Max Piccolomini gegenüber dem ganz mnänlichen Wallenstein, und endlich bei Goethe in Egmont, Brakenburg und am stärksten im Werther.

Fig. 137. Selbstbildnis Raffael Santis. Seelenvolle Anmut. Heitere, sehr weiblich betonte Schönheit. Ein Günstling und ein Kenner der Frauen. Der unvergleichliche Maler seelenvoll schöner Madonnen.

Es sind die Menschen, deren Leben nicht so ganz, wie beim reinen Manne, auf die Tat und auf das Werk eingestellt ist. Ihr Gefühls- und Liebesleben nimmt einen breiten Raum ein. Es sind die sinnlichen Naturen, und sie zerbrechen leicht am Weibe.

In der musikalischen Literatur begegnen wir diesem Typus in allen lyrischen Tenorpartien und solchen, die teils vom Helden-, teils vom lyrischen Tenor gesungen werden. Wir denken vor allem an Manrico im „Troubadour", José in „Carmen", Stolzing in den „Meistersingern", den Raoul in den „Hugenotten", den Silvio im „Bajazzo" und vor allem an den „Tannhäuser".

*

Es ist der Mensch, der aus Tat und Gefühl, aus Kraft und Schönheit sein Leben zusammenfügen möchte. Er liebt das Schöne, das Warme und Gefühlsreiche in seiner Umgebung. Ist er krank, so deshalb, weil seine Rastlosigkeit, sein ewiger Tatendrang, sein sinnliches Sehnen und Genießen ihn erschöpft haben. Dann hilft ihm Ruhe, Einsamkeit des Waldes bei freundlich-stillen Menschen, Harzduft und Fichtennadelbad, Seebäder und sonnig-weite Wiesen. Ihn tröstet und heilt Gesang, seelenvolle Geselligkeit und die Stille der Kirche. Orgelmusik, Harmonium erfüllen seine Seele wie mit neuer Kraft.

*

Mag kaltes Wasser oder irgendeine Pferdekur den phlegmatisch-trägen, niedrig schwingenden Ernährungsmenschen aufrütteln und in belebtem Stoffwechsel

ihm die Gesundheit wiedergeben. Mögen Sport, harte Arbeit, straffer Lebensplan oder winterlich-rauhes Luftbad dem rein motorischen Manne inneres Bedürfnis sein — der gefühlsreiche Mann braucht Wärme. In ihm ist etwas von der Weichheit des Weibes, das aller Rauhigkeit des Lebens abhold ist.

Das diesen Typus am meisten fördernde Temperament ist das sanguinische. Ist er hingegen Choleriker oder Melancholiker, so vermag ihn das zu inneren Konflikten zu treiben. Dann ist in ihm das Sensible reizempfänglich und aufnahmefähig, das Motorische treibend, das Cholerische aber erregend, das Melancholische hemmend.

Daraus entstehen Widersprüche, Seelenkämpfe, seelische Gleichgewichtsstörungen, die ihn niederdrücken, pessimistisch machen und aufreiben. Und dieser Mensch — so wertvoll er auch in all seiner Anlage ist — kann, wenn er entgleist oder sich in sich selbst zerreibt, am Ende seines Lebens vor einer grenzenlosen Enttäuschung stehen. Sein Optimismus zerstob. Denn für niemanden ist es so gefährlich, so niederdrückend und selbstzerstörend, den Glauben an sich selbst zu verlieren, wie für diesen aus Kraft und lebendigem Gefühl zusammengesetzten Menschen, der so unendlich leicht das innere Gleichgewicht verliert.

Darum gerade ist für diesen Typus die Berufswahl wichtiger und ernster als für jeden andern. Ihm fehlt der Gleichmut, die „Wurstigkeit". Und deshalb kann er unter Fehlschlägen und Enttäuschungen schwerer leiden als irgend ein anderer.

Darum aber auch sucht solch ein Mensch instinktmäßig Ruhe und Festigkeit bei einem Andern. Er braucht in der Freundschaft die Gedankengleichheit, aber die körperliche Verschiedenheit im gleichen Geschlecht. Und er braucht in der Liebe, in der Ehe, den harmonischen Menschen oder den Ernährungs- und Gefühlsmenschen. Das Gefühlsleben ist hier die Brücke, auf der sich beide finden. Ernährung und Bewegung aber sind die Gegensätzlichkeit, in der sie sich ergänzen.

So kam in der Geschichte der Dichtkunst die wundervolle Freundschaft Goethes und Schillers zustande. So begreifen wir das Band zwischen dem lebensvoll-saftigen, mutvoll-starken Luther und dem ängstlichen Melanchthon, so auch den Einklang zwischen der beweglichen Unruhe Ludendorffs und der ehernen, unerschütterlichen Ruhe des Rumpfmenschen Hindenburg.

So auch muß die Ergänzung in der Ehe sein. Zwei Menschen von gleicher Konstitution, gleichem Naturell suchen sich nicht und lieben sich nicht. Denn Liebe ist in alle Ewigkeit nur die Sehnsucht nach Ergänzung, nach Harmonie. Darum sucht jeder das, was er nicht hat. Den leeren Raum in seinem Leben gilt es mit einem Menschen auszufüllen. Der Mann, der Tatmensch, sucht das Weib, den Gefühlsmenschen.

Absolute Gegensätze ziehen sich nicht an; sie stoßen sich ab. Der reine Ernährungs- und der reine Tatmensch sind sich ein Greuel. Denn dieser erträgt nicht das böotische Phlegma des Ersteren, und den Ernährungsmenschen macht die gespannte Unruhe des Tatmenschen verrückt.

Dem Bewegungs- und Gefühlsmenschen wird in der Ehe das Ernährungs- und Gefühlswesen das größte Glück bringen. Ist beim Manne aktives, leben-

Fig. 138. „Nacht." Von Stefan Sinding. Die Liebe als der Ruhepunkt der großen Polarität der Welt.

diges Geistesleben vorherrschend, so darf im Leben der Frau sich das Gefühl mit Ernährung und behaglich-genießender Ruhe verbinden. So nur wird in den tätigen, in Plänen und Ideen sich verlierenden Geist die Wirklichkeit, die Natur im Weibe, ausgleichend und beglückend hineingetragen.

*

So stehen wir an der letzten Schwelle menschlichen Wissens ehrfürchtig vor den Rätseln des Blutes, den Geheimnissen des Formgesetzes, das alles Leben in zwei Polen — Mann und Weib — dominieren ließ. (Fig. 138.) Dies sind die Endglieder einer Kette, auf der alles Leben läuft und sich bald dem einen, bald dem andern Pol nähert.

Dies Urphänomen der geschlechtlichen Polarität ist der eigentliche Dynamo alles Lebens. Aber wie beim Magnet keiner der beiden Pole in Wahrheit ein

reiner Pol, sondern immer wieder ein polarisierter Magnet ist, so ist der reine Mannesbegriff so wenig denkbar wie der reine Weibbegriff.

Tag und Nacht unterscheiden sich auch voneinander. Und doch vermag niemand die Minute zu bestimmen, wo Tag und Nacht sich trennen. Darum sind Mann und Weib Normbegriffe und doch solche, die niemals die grandiose Spannung ihrer absoluten Gegensätzlichkeit verlieren, niemals auf den Indifferenzpunkt gebracht werden dürfen, auf dem Leben und Geist erlöschen müßten.

Wie beim Magnetstab nach der Mitte zu die Anziehungskraft allmählich erlischt, so muß auch beim Menschen das schöpferische Leben sich verlieren, wenn auf der zwischen Mann und Weib gespannten Kette zu sehr der Mittelpunkt erreicht wird. Mit andern Worten: wenn das Vorherrschen des einen oder des andern Geschlechtscharakters aufhört und das Weib allzusehr Mann, der Mann aber allzusehr Weib wird. Das ist Unfruchtbarkeit in geschlechtlicher, aber auch in geistiger und schöpferischer Hinsicht. Goethe, Leonardo da Vinci, Raffael hatten eine Menge weiblicher Eigenschaften. Aber das Schöpferische war nur darum in ihnen, weil sie als Ganzes doch ausgesprochene Männer waren. Madame de Staël, die Schröder-Devrient, Ellen Key, Selma Lagerlöf, Bertha von Suttner, Hedwig Dohm, Charlotte Wolter hatten und haben viel von männlichem Geist, männlicher Kraft. Aber ihre geniale Note klingt eben doch aus ihrem Frauentum heraus. Nur wo der Mann Mann, die Frau Frau bleibt, ist Größe möglich. Zwar holt sich alle Größe ein Stück vom Wesen und Sein des andern Geschlechts. Aber im letzten Grunde muß doch eine der beiden polaren Kräfte — die männliche oder die weibliche — den Ausschlag geben. Anders wird dem Schoß der ewigen Tiefen kein großes Werk abgerungen. Nur polare Kraft ist formbildend, schöpferisch.

Der Mann ist bewußte Ordnung, das Weib erfühlte Harmonie des Lebens. Darum ist der Mann Kultur, das Weib Natur, der Mann Bewußtsein, Intellekt, das Weib Instinkt, der Mann Zweifler, ewiger Revolutionär, das Weib ruhend, beharrend, konservativ.

Beider Wesen und Leben muß deshalb auch in Gegensätzen gefunden werden. Der Mann in Werken, die losgelöst vom Leben sind, detaillierte Konstruktionen seines Ich, das Weib in der naturhaften, instinktmäßigen, abgerundeten Totalität seines Selbst. Bei genialen Männern — Dante, Shakespeare, Kant, Schopenhauer, Schiller — kennen wir mehr ihr Werk als ihr Leben. Bei den berühmten Frauen aber ist das, was man ihre Werke nennt, fast oder ganz vergessen und nur die warme, leuchtende Größe ihres Lebens ist uns unverlierbarer Besitz. So bei Phryne, deren hüllenlose Schönheit die Richter des Perikles zum Freispruch stimmte, bei Aspa-

sia und Vittoria Colonna, bei Ninon de l'Enclos und Diana von Poitiers, bei Rahel Varnhagen und Goethes Mutter, der lebensfrohen Frau Aja.

In Michelangelos Leben interessiert uns sein gewaltiges Grabmal der Mediceer mehr als seine körperliche Häßlichkeit. Aber Ninon de Lenclos ist unsterblich, weil sie anbetungswürdig schön war. Was war sie sonst?

Sind das Werturteile? Ist der Eine darum größer als der Andere? Beileibe, nein! Die Schönheit im Leben ist ein so holdes Wunder wie die Madonnenköpfe auf den Bildern von Raffael oder Guido Reni. Frauen müssen alle Gnaden und Wunder ihres Lebens eben — im Leben suchen, nicht im Werk; denn wo sie von der Natur zu Männern gemacht wurden oder sich selbst in gewaltsamem Wollen in's Männliche hinüberspielen, da sind sie allezeit unbefriedigte, unglückliche Wesen geblieben, verbittert und einsam, zerbrechend an der Ohnmacht ihres Wollens, enttäuscht von der Liebesarmut ihres Lebens, weil sie zu wenig Pol waren, und darum zu wenig — die Sehnsucht eines Andern.

---

24. Kapitel.

7. Der Hirn- oder Geistmensch

(idealistischer, ethischer oder ästhetischer Typus, Fig. 139—160.)

Der Primitivmensch (Fig. 103 bis 107) ist die elementare Anfangsform der Menschentypen. Fast formlos, undifferenziert, auf tiefer Formstufe stehend, spricht aus seinem grobschlächtigen Äußeren die Ungeistigkeit seines Inneren. Sein Wesen ist monoton, sein Denken schwerfällig, sein Empfinden stumpf. Alles Geistige dämmert. Er ist ohne Blüte, eine Wurzelexistenz, ein pflanzenhaftes Leben, innerhalb der Kultur nur für grobe Arbeit zu gebrauchen, die automatisch und ohne viel Gedankengehalt ist.

Ausgeprägter, mehr zielbewußt, aus der primitiven Form herausgearbeitet, ist schon der zweite Typus, der Ernährungsmensch. Er ist die fette Üppigkeit der Natur, die wuchernde Fülle organisch tiefstehenden Gewebes, das in seinem überreichen Wasser- und Fettgehalt keine sonderlichen geistigen Energien birgt. (Fig. 108 bis 111.) Auch er ist eine saftvolle Wurzel- und Bodenexistenz, in der schwammigen Wölbung des Bauches, den kurzen, ungelenken Beinen gleich den kurzstieligen, wassergequollenen Breitblattgewächsen an Sümpfen und stehenden Gewässern.

Die höhere Formstufe dieses Ernährungsprinzips ist der vitale Typus, der behagliche Gemütsmensch (Fig. 112 bis 116). Eine lebenswarme, vollsaftige

Natur, deren gesunder Realismus in ungeschwächten Instinkten wurzelt und ebensoweit von der Primitivität entfernt ist, wie von nervöser Übergeistigkeit. Darum hat dieser gemütvoll-behagliche, lebenskluge Rumpfmensch auf allen Gebieten realen Lebens seine tüchtigsten Vertreter.

Der behäbig-weiche, gutmütige Bauchtypus ist sozusagen die weibliche Spielart des Rumpfmenschen, der breitschultrige, gewebsharte, robuste Kraftmensch (Fig. 117 bis 119) die männliche. Bei all diesen vier Formtypen aber liegt der Schwerpunkt im Rumpf, im stofflichen Leben. Der Stoffpol hat das Übergewicht über den Geistpol. Darum spricht aus dem Wesen dieser Menschen die reale Natur. Sie haben Instinkte, wurzeln in der Wirklichkeit, leben fern von allen Hirngespinsten, allen gedanklichen Phantomen. Sie sind die mannigfaltigen Vertreter des erdhaften Daseins- und Diesseitsprinzips, die vier realen Naturelle.

Ihnen stehen die idealen Naturelle, die Kopf- oder Gehirnmenschen, gegenüber. In ihren plastisch entwickelten Köpfen überwiegt der Geistpol.

Zwischen beide Gruppen haben wir das typisch männliche und das typisch weibliche Naturell hineingestellt. (Fig. 120 bis 126.) Das eine ist Tat, das andere Gefühl; das eine Bewegung, das andere Ruhe; das eine strebt zum Kampf nach außen, das andere zum inneren Frieden. Das Ziel des einen heißt Erfolg, das des andern Glück. Männliches und Weibliches sind Normen. Sie spiegeln die urewige Polarität, die das Geheimnis der Schöpfung ist. Ohne die Spannung dieser großartig angelegten Gegensätzlichkeit sänke alle Kultur in ein Nichts zusammen. Das Weibliche ist der Stoff, das Männliche die Idee, der formende Wille. Im Weiblichen liegt darum der große Grundplan des Lebens mehr im Rumpf. Und echte Weiblichkeit, die wohlig und gefühlsreich in sich selber ruht, wird deshalb stets durch die gesunde Fülle eines ausgereiften Körpers gekennzeichnet. Nur in einem solchen Körper ist gesunder Lebensauftrieb, ist Reservekraft, ist der Reichtum und die Wärme unbewußten Gefühls. Nur ein solcher Körper ist fruchttragend, in Liebe und Mütterlichkeit schenkend und beglückend. Die breiten Hüften sprechen von Ruhe und lebenbergender Liebe, die schmaleren Schultern von gefühlsinniger Hingabe an den Mann. (Fig. 127.)

Beim Manneskörper ist aus den schmaleren Hüften die Ruhe gewichen. Die längeren, muskelkräftigeren Glieder drängen nach Bewegung; in den breiteren Schultern, der gewölbten Brust sitzen Kraft und Mut, Eroberung, Widerstand und Trotz. (Fig. 46, 121.)

*

Von diesen beiden Normen aus gruppieren sich die übrigen Formtypen nach zwei Richtungen. Die eine Gruppe umfaßt die geschilderten vier Rumpfnaturelle. Es sind die realen. Sie sind gesund, wurzelstark, in ihrem ganzen Wesen mit der Erde, dem stofflichen Leben, mit der Wirklichkeit, dem Diesseits verwurzelt. Sie sind — bei aller Wärme — nüchtern, keine Problematiker, keine Grübler, keine Asketen. Sie sind nicht nervös, nicht kompliziert, nicht innerlich zerrissen, gespalten oder gehemmt, sondern einfach, einheitlich, seelisch abgerundet, bieten außen und innen ein übereinstimmendes Bild. Es sind die Saftnaturen, die nicht trocken, nicht verschroben, nicht weltfremd werden. Sie sind von sinnenfroher Unmittelbarkeit. Die Natur lebt in ihnen, spricht aus ihnen. Es sind die naturhaften, körperlichen Naturelle.

Der Gegensatz der Natur ist der Geist, der Wille. Natur ist Stofftrieb, Geist ist Formtrieb. Und so entwickelt sich nun, von den Normen ausgehend, nach der anderen Richtung hin — im Gegensatz zu den körperlichen, realen Naturellen — die Gruppe der geistigen, ideellen Naturelle. Ideal beileibe nicht im Sinne der Vollkommenheit, sondern nur des Ideenhaften, Gedanklichen, des Bewußten.

Hier also — in diesen beiden Gruppen — stehen sich die beiden großen Mächtegruppen alles lebendigen Werdens gegenüber: Natur und Geist, Stoff und Form, Wirklichkeit und Idee, Trieb und Wille. Vor allem aber: in den Rumpfnaturellen herrscht das triebhaft Unbewußte vor, in den Geist- oder Hirnmenschen das planvoll-Bewußte.

So erkennen wir wieder die Polarität von Rumpf und Kopf.

Der Ernährungsmensch war ein naturhafter, lebens- und saftvoller Rumpftypus, der Tatmensch ein energievoller, willens- und witterungsharter Gliedertypus. Beim Geist- oder Hirnmenschen aber liegt nun — sozusagen wie eine Blüte aus Rückenmark und Rumpf herausgewachsen — der Formcharakter im Großhirn, in Kopf und Gesicht. An die Stelle des chemischen und materiellen Prinzips im Ernährungsmenschen, des physikalischen und energetischen im Tatmenschen ist nun hier das geistige Prinzip getreten, an die Stelle saftreichen, instinktstarken Gefühlslebens die Kraft des Denkens oder die Zartheit des Empfindens, die bis zur Überfeinheit sich steigernde Empfindsamkeit der Sinnesorgane.

Beim Ernährungsmenschen waren es die Organe der Verdauung und ihre Kraft, die saftreichen Drüsen, die Schleimhäute und die in Fett und Wasserreichtum üppig quellenden Gewebe, die seinen physiologischen Charakter bestimmen. Beim Tatmenschen sind es das Knochensystem und die elastischen, willensstarken Gelenke, die Muskeln, Sehnen und Bänder. Beim Geistmenschen aber

sind es die Nerven und das Großhirn, das höchste, feinste, komplizierteste Organ alles Lebens.

Niemals werden beim Gehirnmenschen die Gliedmaßen, Arme, Beine, Hände und Füße, von solcher Größe und Kraft sein, wie beim motorischen Typus, dem Tatmenschen. Denn das Gehirn ist Denken, die Gliedmaßen aber Tun, Handeln. Es sind Gegensätze, Pole, von denen einer den andern schwächt. Ein großes Gehirn verlegt sozusagen den Schwerpunkt des Lebens in's Innere, in's Denken und Empfinden. Das Sensible siegt über das Motorische. Im äußeren Leben, im Tatleben, werden sozusagen die Posten eingezogen.

Darum sind diese Großhirnmenschen von schwächerem, zarterem Bau. Die robuste, elementare Rumpfkraft der Körpernaturelle schwand, die Muskelstraffheit sprungkräftiger Tatmenschen ist dahin. Der Körper ist kleiner, schmaler, die Gliedmaßen graziler, aber oft von schönem Maßverhältnis. Es ist, als spüre man an ihrer feinen Form die leise Modellierarbeit der Gedanken und Empfindungen, des ganzen hochentwickelten Nervensystems. Darum begreift man, daß die edelsten Linien und vornehmsten Formen gerade an den sozusagen „geistvollsten" und sensibelsten Organen, dem Hals, den Händen und Füßen gefunden werden. Die Hand hat sehr oft die zart-kluge, beseelte, ideale Form mit dem schmalen Handrücken, dem empfindungsreichen Gewebe, den langen Fingern und dem hochentwickelten Tastsinn. (Fig. 69, 78 u. 83.) Der Hals ist schlank, ja oft dünn und lang, ist edelgeformt, aber auch manchmal überlang und hager. Damit fehlt dem Gehirn der gesunde Wurzeltrieb.

Fig. 139. Zart-schöne, hochangesetzte jugendliche Frauenbrust. Hohe Formstufe des ganzen Körpers, der sich in allem von der Tierform entfernt.

Nicht nur in Rumpf und Hals, sondern auch in den Gliedmaßen, ist das Gebiet der Triebe geschwächt. Die Oberarme sind schmächtig, die Schultern haben keine Tragkraft, die Oberschenkel sind — auch bei der Frau — ohne kraftvolle Fülle. Der Brust fehlt beim Manne die mutvoll gespannte Wölbung, in der die Kampfkraft selbstsicheren Lebens wohnt. Der schmale Brustkorb der Frau aber entwickelt aus zartem und saftärmerem Gewebe nur kleine, wenn auch oft in lieblicher Schönheit geformte Brüste, die an die knospenden Gebilde des

Mädchenkörpers gemahnen. (Fig. 139.) Es fehlt die reife Kraft des prallen, vollen Frauenbusens; ja oft versagt dies Wahrzeichen schenkender Frauenliebe in seiner Spärlichkeit frühzeitig den Dienst, erschlafft und versagt dem Kinde die Gaben der Natur. Das Großhirn aber vermag die köstliche Weisheit einer Mutterbrust nicht zu ersetzen.

Der Gehirn- und Nervenmensch ist keineswegs ein einheitlicher Typus. Wo träfe man in der Schöpfung eine schematische Form! Er ist polarisiert in

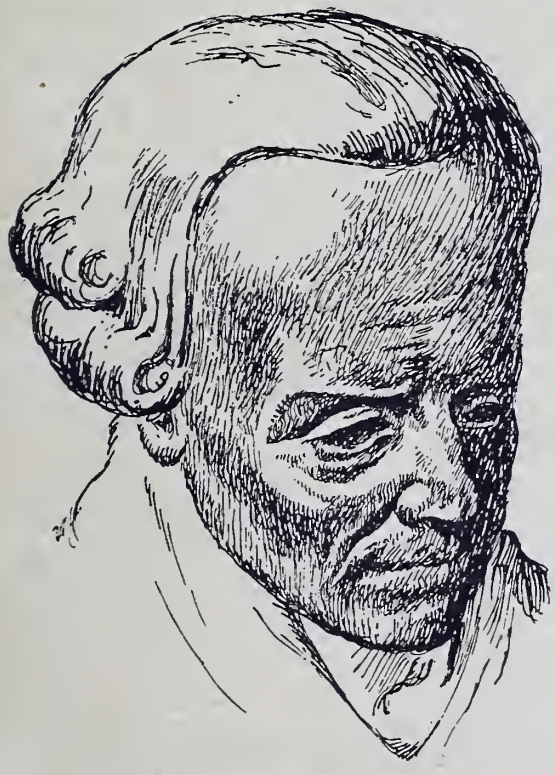


Fig. 140. Verstandesmensch = männlicher Typus. Starke Entwicklung der Denkkräfte im Stirn- und Schläfenhirn. Immanuel Kant.

Fig. 141. Empfindungsmensch = weiblicher Mittelhauptstypus. Hier herrscht das Empfinden über das Denken.

einen mehr männlichen und einen mehr weiblichen Typus. Der männliche ist der Mensch mit dem kraftvollen Stirn- und Schläfenhirn, der Denker (Fig. 140), der weibliche hat das hochgewölbte Mittelhaupt. Er ist der Empfindungsmensch. (Fig. 141.) Wo die Mittelhauptswölbung beim Manne auftritt, da ist er weiblich und hat auch körperlich den weiblichen Bau: schmale Schultern, schmalere und kleinere Hände und Füße. Wo die breite Stirn bei flachem Mittelhaupt bei der Frau auftritt, da ist sie männlich und hat auch körperlich mehr männlichen Bau: breitere Schultern, größere Hände und Füße.

Stets ist der gewebsreichere, rundliche Typus — auch beim Manne — der weibliche, also gefühlsmäßig betonte, der langgliedrige, hagere Typus — auch bei der Frau — der männliche, verstandesgemäße.

Der saftarme, langaufgeschossene Typus ist der, den man in der Medizin

seit langem als den „asthenischen Habitus" kennt. Es ist der rumpfschwache, fettarme Mensch mit der blassen Haut, der nicht darum knochig erscheint, weil er einen besonders starken Knochenbau hätte, sondern weil bei ihm das Skelett von einer allzu dünnen Gewebsschicht bedeckt wird. Sie spannt sich an einzelnen Stellen und vermehrt dadurch den Eindruck des Hageren, Unproportionierten.

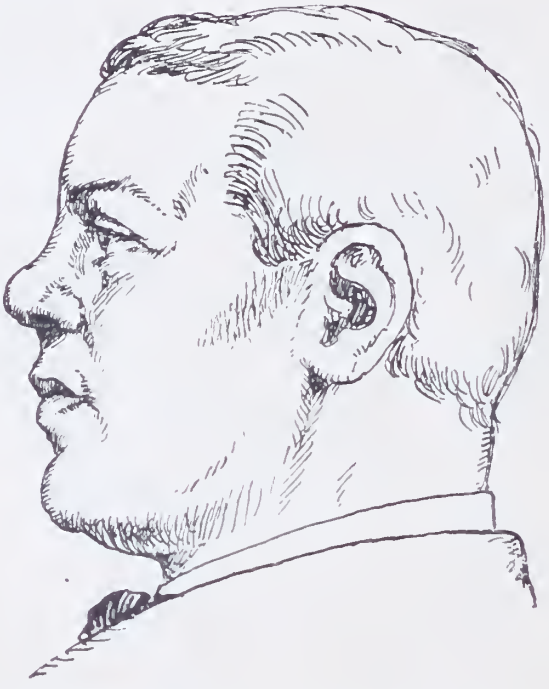


Fig. 142. Kurznasiges, vollwangiges Gesicht des Rumpfmenschen = reales Naturell. Kurzes Mittelgesicht, das mehr in die Breite strebt. Hier herrscht die Wirklichkeit über die Idee. Fähigkeit zum ruhigen Genießen.

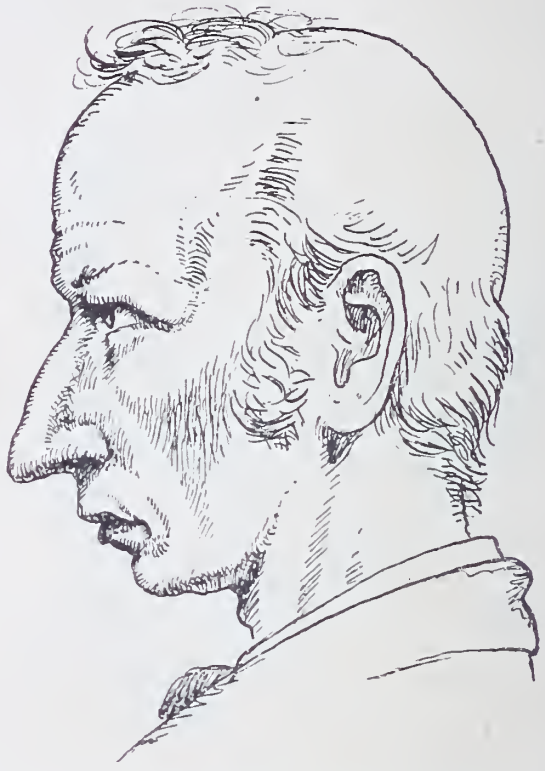


Fig. 143. Langnasiges, hageres Gesicht des Verstandesmenschen = Hirnnaturell. Langes, gewebsarmes Mittelgesicht. Hier wird die Wirklichkeit durch die Idee verdrängt Unruhige Beweglichkeit.

Im Gesicht treten die Backenknochen und der Nasenrücken durchsichtig hervor. Die Auskleidung durch wohlgerundete Wangen fehlt. Der flache Hinterkopf ermangelt der Impulse, der Triebe, der Tatkraft. Diese Hinterhauptslosigkeit in Verbindung mit dem hageren Knochengesicht läßt den Kopf oft höher erscheinen, als er ist. Immerhin drängt bei diesem Typus das Wachstum in allen Körpergegenden eher in die Länge, während bei den Rumpftypen der gesamte Formcharakter in die Breite strebt, bei dem typisch weiblichen Naturell aber das Gesicht ein in Breite und Länge wohltuend ausgeglichenes Oval zeigt.

Aus diesem blassen und schmalen, scharfgeschnittenen Gesicht nun springt meist eine auffällig lange, gerade oder leicht gebogene Nase heraus, die mit der Spitze nach unten gerichtet ist. Sie ist charakteristisch für das trockene Verstandesnaturell. (Fig. 143.) Denn sie ist das Gegenteil der kindlich-kurzen, gefühlsreich-breiten Nase des vitalen Gemütsmenschen. (Fig. 142.)

Diese Nase ist lang und knochig-schmal. Auch der Tatmensch hat ja eine solche Nase. Ja — sie kann bei ihm raubvogelartig aus dem Gesicht herausspringen. Aber der geistige Wille, der sich in ihr verkörpert, stützt sich auf entsprechende Tatkraft und körperliche Durchführungskraft in einem energisch-breiten Untergesicht, dem Kinn und Kinnladen den männlichen Formcharakter geben.

Diesem Hirnmenschen aber hat die Entwicklung des Stirnhirns sozusagen das Kinn entzogen. Es tritt oft zurück, bildet mit der unteren Nasenlinie einen stumpfen Winkel. (Fig. 143.) Die Nase ist ja anatomisch vom Stirnwirbel herausgestreckt, ist das formale Prinzip der Verstandestätigkeit. Sie ist das intellektuelle Ich, die formale Zusammenfassung der gedachten Persönlichkeit, der subjektive Wille, der sich solchergestalt in die Außenwelt hineindrängt. Bei diesen Langnasenmenschen — Männern und Frauen — ist der Verstand über das Gefühl hinausentwickelt. Es sind weit mehr die hageren, als die rundlichen Typen.

Dieses Langnasenprofil stellt nun eine geistige Unruhe dar, die sich umsomehr von der Wirklichkeit entfernt und dem Ideenhaften verfällt, je länger das Mittelgesicht, die Entfernung zwischen Augen und Mundspalte ist. Das verkürzte oder zurücktretende Kinn (Fig. 143) mehrt natürlich diesen Zug in's Unwirkliche, der sich im Ganzen erhöht durch die vielfach recht blasse Haut, die dem ganzen Menschen oft einen fröstelnden, ja frostigen Ausdruck gibt, wohingegen die Rumpftypen meist auf ihren wohlgenährten breiten Gesichtern eine gerötete, derbere, besser durchblutete Haut haben und damit einen wärmeren, gesunderen Eindruck machen; denn diese Haut hat am ganzen Körper eine gesunde Unterpolsterung durch Fett.

Wir tragen hier in das typische Gesamtbild so vieles hinein, was sich im einzelnen durchaus nicht darin findet. Aber man muß begreifen, daß diese hier geschilderten Typen nur theoretische Richtungen sind, die erst das Urteil über den Einzelfall ermöglichen.

*

Je mehr indessen im gewölbten Mittelhaupt (Fig. 141) das Empfinden über dem Denken steht, desto schöner, edler, zarter und doch voller ist der ganze Körper. Der Empfindungsmensch hat — gegenüber dem Denktypus — die größere Formenschönheit. Ist dies ein Wunder? Ist es Laune der Natur? Nein; denn im Mittelhaupt liegt das unbewußt Schöpferische, das Embryonale, Kindliche und Weibliche. In ihm liegt — wie ein schlummernder Wille der Schöpfung — das Bild des harmonischen Menschen eingeschlossen. Das Mittelhaupt ist ein Gefühlsquell, der den Körper auch in aller Zartheit nicht vertrocknen läßt. Das Mittelhaupt läßt die harmonische Einheitsidee, die von innen — aus dem Unbewußten — herausquellende Formkraft des Gefühls nirgendwo im Körper ver-

blassen. Der Mittelhauptstypus ist der weibliche, wird meist auch — als ganz ausgesprochener feinorganisierter Empfindungstypus — bei Frauen gefunden. Diese Frauen sind hübsch, von lieblichen Formen. Ihr Körper ist meist unter Mittelgröße, schmal und fein in seinen Linien, in seiner mütterlichen Frauenkraft selten vollwertig, aber seelenvoll und empfindungsreich, voller Sehnsucht und Liebe im Herzen.

Männer mit diesem Typus werden weiblich. Sie sind zart, scheu, feinsinnig und werden von allem Robusten im Mannesleben, vom Soldatischen, Harten und Groben unsagbar abgestoßen.

*

Der Formcharakter hat sich beim geistigen, ideellen Naturell gewandelt. Das Schwergewicht wurde vom Rumpf in den Kopf, also von unten nach oben verlegt. Den gleichen Prozeß beobachten wir am Kopf und Gesicht. Ist doch der Kopf mit dem Gehirn die von der Schöpfung bewirkte bewundernswerte Zusammenfassung des Körperganzen. Im Gehirn liegt der Grundriß für alle Körperformen. Und das Gesicht ist die klare und einzigartige Zusammenfassung der drei großen Mächtegruppen alles Seelischen: der Triebe, Gefühle und Gedanken.

Wie nun mit der Rumpffülle die elementar-sinnliche Welt schwand, schwindet auch im Gesicht die behaglich-üppige Fülle der Wangen. Und nun die körperliche Härte und Muskelkraft des Tatmenschen sich verlor, geht auch das Untergesicht in seiner eckigen Breite der Kinnladen (Fig. 144), in dem entschlossenen und kraftvoll vorstoßenden Kinn zurück. Die brutale Kinnladenbreite ist nirgendwo an einem Empfindungsgesicht. Das Kinn ist zartgerundet oder spitz. Es tritt eher zurück als vor und zeigt darin rücksichtsvolles Empfinden und Handeln. Der gesamte Unterbau — das Gebiet der Kraft, der Triebe, des Kampfes, der materiellen und körperlich-sinnlichen Kräfte — wird schwächer, der Oberbau höher, breiter, plastischer. Der Gesichtsteil unterhalb der Augen, der beim Ernährungsmenschen große, breite Flächen zeigt, beim Tatmenschen lange, straffe, harte Linien, ist beim Geistmenschen, dem ideellen Naturell, verkürzt und schmaler geworden. Die geistige Welt oberhalb der Augen, in der Stirn, hat ihren Raum erweitert. Das geistige, ideale Ich verdrängt das materielle Ich. Die Ideenwelt siegte über die Körperwelt. (Fig. 145.)

Das Empfindungsnaturell hat also meist die länglich-breite, ovale Gesichtsform. In ihr herrscht das Geistige über das Sinnlich-Materielle. Das Leben wird gelenkt durch die höheren, edleren Kräfte. Darum liegt in solcher Gesichtsform ein gehaltvolles und doch klug-beherrschtes Wesen.

Ein überlanges Gesicht freilich, das nach dem Kinn zu allzuschmal wird,

drängt sozusagen das Körperliche bis zum letzten Rest aus dem Denken hinaus. Es ist ein ätherischer, schwächlicher Typus, dem wir beim überzarten Körper begegnen. Er neigt zu Katarrhen, zu Hals- und Lungenleiden. Er ist der schwindsüchtige Typus. Und das Volk fürchtet mit Recht da, wo der Tod sich naht, das plötzlich eintretende „spitze Gesicht".

In solchen Köpfen tritt das Derbgesunde, das Kraftvoll-Stoffliche, zurück hinter dem Zart-Geistigen. (Fig. 145.) Große, glänzende Augen mit oft über-

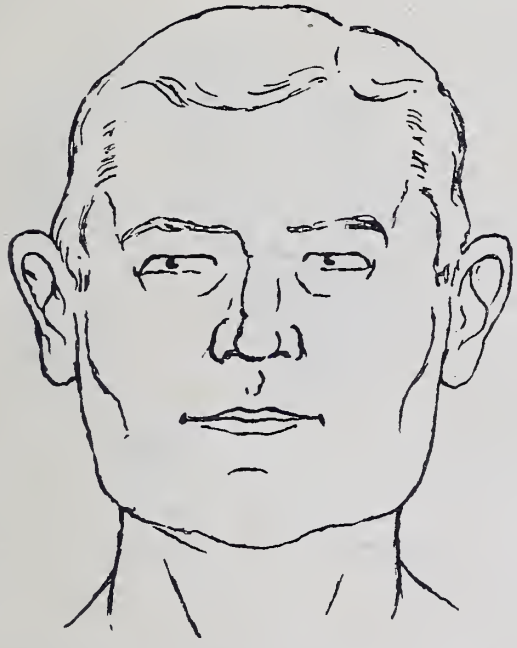


Fig. 144. Realer Kopf. Körpermensch. Das breite Untergesicht zeigt kraftvolle Durchführung. Derber, rücksichtsloser, tatkräftiger Mensch.

Fig. 145. Idealistischer Kopf. Hirn- und Ideenmensch. Das sehr schmale Untergesicht zeigt Schwäche in der Wirklichkeit und in der Durchführung. Zart, rücksichtsvoll, feinempfindend.

irdischem, unwirklichem Ausdruck, seidenartiges, häufig lockiges Haar, das sich vom harten Borstenhaar der gesunden Natur unterscheidet, dazu blasse Haut und schmale Züge geben dem Antlitz das ideal-zarte, die überschlanke Figur mit den langen, schwächlichen Gliedern der Gesamterscheinung jenen aristokratischen Zug, der aber doch im Innersten lebensunfähig, vom Tode angefressen, morbid ist.

Es sind die nervös erregbaren Menschen. Ihre hohe, meist glänzende Stirn birgt tausenderlei Gedanken. Rasch denkend und rasch angeregt, können sie doch den Strom geistiger Interessen und nervöser Erregung nicht mehr eindämmen. Der Tod sitzt in der Brust wie ein unheimlicher Minierer. Er entzündet hochaufflammend die Lebensfackel, trägt den Fieberbrand in den Organismus.

Frauen mit diesem spitzen Gesicht werden nicht gute Mütter. Die Fruchtbarkeit bringt mancher von ihnen den Tod. Das werdende Kind ist die robuste Forderung der Natur. Es verlangt Rumpfkraft, die diesen ätherischen-geistrei-

chen Frauen meist fehlt. Sei ihr Verstand auch noch so rasch und scharf, es fehlt ihnen die Vollsaftigkeit des Gefühls, die natürliche Kraft eines in Gesundheit schönen Leibes.

Mehr Wirklichkeit steckt schon in den r u n d e n Gesichtern. Sie sind kürzer und dafür breiter. Alles Breite drängt in die Wirklichkeit, alles Lange in die Idee, in die Abstraktion.

Fig. 146. Großhirnmensch; idealistischer Typus. Alles Körperliche, Wirkliche tritt hier zurück hinter dem Geistigen, Idealen und Unwirklichen.

Fig. 147. Weiblicher Empfindungstypus von hoher Formstufe. Feine Linienführung an allen Gesichtsorganen.

Die rundgesichtigen Menschen stellen den vitalen, den lebensvollen Typus dar. In ihnen ist Behaglichkeit, ja Phlegma. Sie strömen Ruhe aus, weil sie dem Augenblick nicht seine Schönheit rauben. Übergroße Geistesgaben wird man in diesen Rundgesichtern vergeblich suchen. Sie sind der materielle Typus. In ihrem Untergesicht steckt mehr Kraft und Fülle als in ihrer Stirn. Und an ihrer Gesamterscheinung tritt der Rumpf stärker in den Vordergrund als die Gliedmaßen. (Fig. 142.)

Manchem geistvollen, gelehrten oder künstlerisch produktiven Mann mag aber eine Frau mit solch freundlich-behaglichem Rundgesicht wie das Gewissen der in seinem Hirn mißhandelten Natur sein, wie eine feste Hand, die ihn immer wieder aus der grenzenlosen Steppenreiterei der Abstraktion zurückführt in die freundlichen Gefilde der Wirklichkeit.

*

Der Denktypus und der Empfindungstypus müssen beim Hirnmenschen stets auseinandergehalten werden; dem Empfindungsmenschen gibt das reiche Innenleben stets das sprechende, wie von innen her durchleuchtete Antlitz.

Wie fein und in zarten Linien ist hier jedes Organ gezeichnet, wie schmal und fein die Nase, wie zart ihre Nüstern. Alles Grobsinnliche, das etwa in breitgedrückten Negernasen liegt, ist aus ihr verscheucht. Wie zartgewellt und klein der Mund! Seine sinnlichen Wünsche sind veredelt, sind mit den Forderungen der Seele verschmolzen, von einer großen Schönheitssehnsucht erfüllt. Das Ästhetische drängt in solchem Munde, in solch feingebogener, schmaler Nase, in solch reichmodelliertem, linienschönem Ohr, in solch zartgewölbten Wangen, in dem ganzen freundlichen Oval des Gesichts das Grobsinnliche, das Stoffliche, zurück. (Fig. 147.)

Und nun die Augen! Liegt in ihnen nicht beim Geistmenschen die ganze zarte Schönheit seines Empfindens, die ganze planvolle Klugheit seines Denkens?

Drei große Sinnesnervenpaare haben wir: den Riechnerven, dessen Wurzel im Vorderhirn liegt, die Sehnerven, die im Mittelhirn entspringen, und die Gehörnerven mit der Wurzel im Hinterhirn.

Begreift man, warum aus dem Blick des Auges das Unbewußte, das Gemüt spricht? Warum ein Mensch mit hohem und breitem Mittelhaupt stets einen warmen Blick hat, ein mittelhauptsflacher Mensch aber einen gefühlsarmen, ja kalten Blick? Der Strahl, der aus dem Auge in unsere Seele dringt, bricht aus dem Gemütsquell des Mittelhirns auf. Das Wesen der Ernährungstypen liegt in der Fülle der Gewebe. Den Tatmenschen kennzeichnen straffe Muskeln. Vom Empfindungsmenschen aber darf man sagen, was einst Herder an Goethe schrieb: „Ihr seid so ganz Auge!"

*

In den Hirn- und Geistmenschen ist die Wurzelkraft des Lebens in den schwachen Verdauungsorganen, die Kampfkraft des Lebens in dem schwächeren Knochen- und Muskelbau, den grazileren Gelenken, die Wetterfestigkeit in der weicheren, zarteren Haut zurückgegangen. Das Leben hat sich hier in seinem geistigen Prinzip, in Nerven und Gehirn, seine höchste Betonung geschaffen. Es hat die Wurzel- und Stammkraft eingebüßt und erblüht nun in der reichen Schönheit von Gedanken und Empfindungen.

Denn dieser geistige, ideale oder ästhetische Typus ist am Körper der Menschheit dasselbe, was im Pflanzenreich die zartduftende Blüte, die seelenvolle Rose, die sommerfrohe, sonnengeborene Empfindungswelt der Blumen ist. (Fig. 148.) Er ist weder der Mensch der bloßen Nützlichkeit, noch der Vertreter robuster Kraft. Seine differenzierte Geistigkeit, seine ästhetische Feinheit drängten ihn in's Gebiet des Schönen, das er sehnsüchtig sucht.

Der Hirnmensch ist eine Blütenexistenz. Zart und schön oder seltsam und eigenartig, duftreich und empfindsam — gleicht er den farbenreichen Kindern der Natur in Frühling und Sommer, in den Monaten der wärmenden Sonne, den Blumen, den Blüten. Eine kalte Nacht kann alle Schönheit zerstören.

Wie in der Urwelt die riesigen Ernährungstiere, die elementaren, plumpen Rumpfkolosse hausten, in Urwäldern die Baumriesen in gewaltiger Kraft auf-

Fig. 148. Die sommerliche Blüten- und Empfindungswelt der Natur: Blüten, Schmetterlinge, Bienen, lauter Kinder der Sonne.

ragten, so sind auch bei den Völkern erst die elementaren Typen und die schweren Rumpfmenschen vorhanden. Die Organisation der Arbeit schafft den strafferen Typus, die Technik den Tatmenschen. Und wo über dem weiten Feld rastloser, nützlicher Arbeit eine künstlerische, eine ästhetische Kultur sich aufrichtet, da wächst auch die Zahl der Hirnmenschen, der idealen Naturelle.

In allen alten Kulturen waren und sind sie zahlreich. Und Städte mit wissenschaftlichen und künstlerischen Überlieferungen erhalten durch sie eine besondere geistige Atmosphäre, einen besonderen Gesellschaftscharakter. Ist's nicht so mit Paris, über dem die empfindsame Grazie des Rococo ausgegossen liegt? Spürt man nicht in Rom, mehr vielleicht in Florenz, aus Zeit und Fernen die Wellen einer begeistert schaffenden Kunstepoche, die von der priesterlichen Erscheinung eines Lionardo da Vinci durchschritten wird? Findet man nicht in Leipzig, in Dresden, diese geistig interessierten, zartnervigen Typen mit dem unentwegten Optimismus in Haufen?

Aber sie sind Blüte, Ausklang, Schwäche. Sind der Schwanengesang der

Kultur, die nicht von Blütenschönheit allein leben kann, sondern Wurzel und Stamm braucht, weil sie sonst in Schönheit — stirbt.

Der Ernährungsmensch wurzelt im Gewordenen, ist konservativ, hält fest am Besitz, der Tatmensch ist zielbewußte Gegenwart, die Energie des Augenblicks. Der Geistmensch aber ist Idee und darum Zukunft. Denn die Idee eilt aller Wirklichkeit voraus. Sie ist die spielende Konstruktion des Gehirns. Und das Gehirn ist das rastlose Instrument von Wünschen, Kombinationen und Gedankenspekulationen. Das Gehirn allein baut jene seltsame Wunderwelt auf, die bunt und schön, in Träumen und Märchen über der Wirklichkeit sich wölbt, die Welt der Dichter und der Künstler, eine Welt, die vom Lied der Seele in ergreifender Schönheit durchklungen wird.

Fragt man, was diese idealen Naturelle in diesem nüchternen Leben suchen, so muß man sagen: Die Seele suchen sie. Sie suchen die Idee des Lebens, das Lied der Schöpfung, den Sang der Ewigkeit.

Es ist der Mensch der Innerlichkeit, der dem äußeren Leben fremd, ja feindselig, oft als ein Leidender und Gequälter, gegenübersteht. Darum eben ist er nicht Tatmensch, sondern Träumer, Grübler, Spintisierer. Seine zarte Körperlichkeit erlaubt ihm nicht robuste Daseinslust. Er kann nicht schwimmen im Strom der Andern; körperliche Arbeit, Strapazen, Witterungslaunen, Verdauungsbelastung durch schwerverdauliche. grobfaserige Nahrung — das alles hält er nicht aus. Das Stoffliche, Körperliche ist nicht seine Kraft. Allzugroße Aktivität bringt ihn zur Erschöpfung. Er ist nicht der robuste Draufgänger, kein Mensch der Masse, kein Durchschnitts- oder Dutzendmensch. Er ist ein Eigener, ein Einzelner und Einsamer. Seine Welt liegt in der seltsam weiten, wundervoll unbegrenzten Schönheit der Bücher, im reizvollen Gaukelspiel der Träume, in der tropischen Schwüle malender Phantasie, in der priesterlichen Plastik hochgetürmter sittlicher Begriffe, im Frieden der Natur, in der Freundschaft, die auf der Brücke gemeinsamer Ideale wandelt, in der Liebe, die durch selige Zukunftsträume schreitet und alle Wirklichkeit, alle nüchterne Daseinsforderung weltvergessen in den Tiefen zweier leuchtender Augenpaare versinken läßt.

Die Fähigkeit zu geistiger Arbeit ist bei diesem Typus oft erstaunlich groß. Darin ermüdet er nie. Auch seelisches, ja sinnliches Genießen erschöpft ihn nicht. Er scheint alle Körperkräfte, alles Gewebe in das Flammenwerk des Gehirns hineinzuwerfen, sich selbst nicht fühlend, sich selbst verzehrend.

Sein Gehirn konstruiert ein Leben neben und über der Wirklichkeit. Alle Dinge vergoldet, verzaubert und verhext er durch seine Phantasie. Er ist der Idealist, der die rauhe Wirklichkeit nicht sehen will, der glühende, zukunftsgläubige Optimist.

Für die Politik fehlt diesem ideellen Naturell der kühle Realismus und das dicke Fell, das robuste Gewissen, das der Politiker braucht. Er sieht nicht die Menschennatur, wie sie ist. In ihm lebt ein Idealgebilde, eine wundervolle Gedankenkonstruktion. Der Menschheitsgedanke erfüllt ihn, der der Traum hochgespannter Jugend ist.

Das schmale Untergesicht, das von der breiten Stirn, dem weiten Raum des Großhirns, überwölbt ist, vermag die Dinge nur schwer in ihren nüchternen Wirklichkeitskonturen zu sehen. Ein Narr ist darum, wer glaubt, ein Poet müsse auch ein politischer Führer sein. Zwischen Idee und Wirklichkeit liegt die Tatkraft, die dem träumerischen ideellen Naturell oft, sehr oft, fehlt. Wo die Gedanken suchend und forschend sich in unbekannte Tiefen verlieren, um Wahrheitsschätze ans Licht zu fördern, wo die Phantasie in der körperlosen Weite der Seele ihre Schwingen breitet, oder wo in Träumen und Tönen die Welt um uns versinkt, da sind wir erwachend wie Schlaftrunkene, sind Fremdlinge in der Wirklichkeit.

Entschluß und Tat sind darum nur selten die Kraft des Geistmenschen. Er ist der Zauderer, der die Wirklichkeit verpaßt. Der innerlich Gehemmte, dem die Unbedenklichkeit des Handelns fehlt, weil er im Innern im Gitter der geistigen Grundsätzlichkeiten und der sittlichen Bedenken wandelt. Er ist der Ethiker und Ästhetiker, dessen zögerndes Handeln nicht, wie beim Ernährungsmenschen, durch träges Phlegma oder vorsichtig den Vorteil erwägende Berechnung kommt, sondern aus körperlicher Schwäche, aus Mangel an Triebhaftigkeit, aus zarter Rücksicht.

Der Empfindungsmensch ist das gerade Gegenteil des vitalen Rumpfmenschen. Er wägt sein Tun mit einem zarten Gewissen, und tausendmal zögert er, läßt sich zurückdrängen, wo er handeln sollte. Unter jenen aber, den Rumpfmenschen, finden wir eher die rücksichtslosen Draufgänger, die Monomanen eines unbedenklichen Erwerbs.

*

Das idealistische Naturell hat, namentlich am Frauenkopf, meist die schwache Unterstirn, hingegen die hoch- und breitgewölbte Oberstirn. Müssen da nicht das Tatdenken, die reale Beobachtung, der Wirklichkeitssinn, das Gedächtnis für die Tatsächlichkeit der Dinge zurücktreten hinter der gedanklichen Übertreibung, der spekulativen Phantasie? Die Wirklichkeitsfremdheit ist ja doch solcher Stirn aufgeprägt. Willkür und subjektive Vorstellungen verdrängen hier allzuoft das nüchterne Urteil. Aber wie oft mangelt die Einsicht. Die Empfindsamkeit dieser zartbesaiteten Nervenklaviatur, dieses in Spannungen arbeitenden Gehirns wehrt Angriffe, ja alle Dinge aus dem kalten Tageslicht ruhiger Wirklichkeit schmerzvoll ab. So entsteht eine leise Tragik, das schwermütige Lied des an sich

selber leidenden, von Andern unverstandenen Menschen, der sich nicht anschließt, sondern sich in das Gewirr leidvoll- düsterer Vorstellungen verliert. Ein Einsamer, der den Mollakkord seiner Seele oft nicht durch ein wenig Freude übertönen kann, eine willkürlich konstruierte Hirnwelt, die in der Luft hängt, nirgendwo mehr in der schönen Wirklichkeit wurzelt, die die Bodenlosigkeit ihrer Existenz immer verzweifelter spürt und eines Tages in der grausen Dissonanz der geistigen Verwirrung in die geistige Nacht eintaucht oder als ein armer Hirnkranker im Selbstmord endet.

Denn das ist nun das unerbittliche Schicksal dieses hochstirnigen Großhirnmenschen, der den Wurzelboden einer gesunden, vollsaftigen Rumpfanlage so völlig verlor: er *muß* denken, immerzu, ruhelos und ohne Ende. Er muß gedanklich formen, gestalten, kombinieren. Der *Formtrieb* ist in diesen Cerebralmenschen fast krankhaft gesteigert. Sie sind erregbar, empfindsam. In ihrem reichen Innern strömt alle Freude der Menschheit zusammen. Alle jauchzende Schönheit aus Büchern, aus der Welt der Töne, aus allen Künsten findet in diesen hochgestimmten Seelen ein jubelndes Echo. Sie sind wie die in grenzenloser Sehnsucht vom Boden fortstrebenden, zur Sonne drängenden Blüten. Ihre Schönheitssehnsucht ist oft grenzenlos. Sie können verzückt vor einem Kornfeld stehen, seine ganze Schönheit mit stillem Jubel umfassen, können einen Sommertag verträumen, können am Klavier träumend in eine Melodie versinken, können berauscht die Hände in seidene Stoffe oder Frauenkleider versenken. Es sind die Impressionisten unter den Menschen, denen alles um sie herum zu einer Art unhörbarer Musik, zum Rhythmus wird. Sie haben die subtilen Sinne, mit denen sie über die Grenzen des Intellekts hinausdringen. Sie vernehmen, wie die Blätter flüstern; sie hören Stimmen aus dem Gestöhn des Windes, sie begreifen das stumme Flehen einer Blume, hören das feine Silberlachen einer Blütendolde, ja sie fühlen, wie die Erde atmet. (Fig. 149.)

Sie empfinden das Wesen eines anderen Menschen, seine Nähe mit entschiedener Sympathie oder Antipathie. Ja — sie lesen Gedanken, und ihr differenziertes Nervensystem trägt ihnen Wahrheiten und Empfindungen zu, die dann irgendwo aus ihnen aufsteigen und als Eingebung, als Intuition, ihrem Wesen die innere Vielstimmigkeit geben.

Sie sind den persönlichen und unsichtbaren Einflüssen sehr zugänglich, die wir als Magnetismus bezeichnen. Sie spüren eines Menschen Nähe, spüren sein Wesen, auch ohne ihn zu sehen. Sie reagieren auf die feinsten Nervenausstrahlungen aus der Hand des Magnetisierenden. Denn die Nerven der Hand haben Hunderte winzig feinster Tastkörperchen, die wie elektrische Apparate Wellen aussenden. Mag der grobkörnige Mensch darüber lachen — der feinorganisierte empfindet die persönliche Wesenheit eines Andern mit erstaunlichster

Sicherheit. Er hat die Witterung eines Hundes. Und Sympathie und Antipathie stellen sich in seiner Seele mit so großer Sicherheit ein, wie bei Andern Hunger oder Durst.

*

Wie still und fein sind oft diese Naturen! Zu fein und zart wohl für das Leben. Denn das Leben ist robuste Wirklichkeit. Sie handeln nicht, und tausendmal geht das Leben an ihnen vorüber, ehe sie den Entschluß zur Tat finden. Grüblerisch, nach innen gekehrt, gehen sie einher, immer beobachtend, kontemplativ, das Leben in sich verarbeitend, reflektierend.

Und doch liegt oft in diesen empfindsamen Naturen eine heiße, wilde Sehnsucht nach der Wirklichkeit, ein gieriger Hunger nach Schaffen und Erleben. Wenn sie nur die Kraft hätten! Wenn nur nicht die feinen Fühlhörner ihrer subtilen Nerven tausendfältig sie vom Leben zurückstießen! So stehen sie abseits vom großen Lebensstrom, sehen, wie er vorbeiflutet, stehen am Ufer mit einem Herzen voll wilder weher Sehnsucht. Zu viel Kritiker, zu viel Dichter, Träumer, Regisseur, Ästhetiker, aber zu wenig — Mensch. Die wilde Schönheit, die blutige Größe, die herrliche Unmittelbarkeit des Lebens, die triumphierende Macht des Erlebnisses — wie viele dieser ästhetischen Empfindungsmenschen haben zu wenig Teil daran. Grundsätze, hochgebaute Ideale umstellen ihr Leben. Und es verlor seine Kindlichkeit, verlor die holden Torheiten, die warme Harmlosigkeit, die „Wonnen der Gewöhnlichkeit".

Es gibt Menschen darunter, die den Kontakt mit dem Leben so völlig verloren haben, daß sie von jedem Ausflug in die Wirklichkeit mit einem Gefühl der Übelkeit und Demütigung wieder in ihre ästhetische Einsamkeit zurückkehren.

Man muß in den Romanen von Jonas Lie diese stillen, feinen, fast unwirklichen und geisterhaften Menschen kennen lernen. Solch ein Mensch kann — durch die feinen Strahlorgane seiner Nerven, durch den tausendnervigen Spürsinn seiner Haut — einen anderen Menschen in seiner Nähe als etwas unendlich Beglückendes, aber auch als etwas unerträglich Peinigendes empfinden. Er kann von Düften, von Gerüchen, Temperaturschwankungen gestört werden. Aber was so für ihn selbst und andere eine Qual ist, das ist auch Wohltat und Genuß. Denn er empfindet mit derselben Feinheit alle Seligkeiten des Schönen, alle Wunder der Sonne und alle Herrlichkeiten des Frühlings. Die tiefen und schönen Geheimnisse der Schöpfung werden in seiner Seele gelöst; aber auch alle Schauer und alles Entsetzen des Menschseins quälend und beängstigend empfunden.

Künstler, Dichter, Schriftsteller in diesem Typus sind oft wie empfindsame astronomische Instrumente. Sie spüren den Lufthauch, erzittern im Innersten

unter den Feindseligkeiten des äußeren Lebens. Aber sie werden auch aufgewühlt von den Nöten der Zeit. Sie können jauchzen über entdeckte Schönheiten, können aufkochen in Empörung und Wut über die Gemeinheit. So werden sie zu den Wortführern der großen Menschheitsprobleme, der sozialen, ethischen, erotischen, künstlerischen Gewissensfragen. Aus ihrer Mitte entsteigen die großen Lehrer der Menschheit, wie es Dante, Emerson und Carlyle waren. Dieser Typus stellt die begeisterten Propheten.

Man muß die große, mitleidsvolle Menschenliebe Emersons, die leidenschaftslose, schlichte Größe seiner Sprache auf sich wirken lassen, um zu begreifen, was die moralische Kraft eines einzigen großen Menschen vermag. Wer hatte unter allen Schriftstellern so wie er den Mut, auf alle stilistischen Effekte zu verzichten und in einer tiefgründigen Herzlichkeit nur spontan in ihm auftauchende Wahrheiten zu sagen? Man darf ruhig sagen, daß das wirkliche Geistesleben — nicht das Börsenleben — im heutigen Amerika von Ralph Waldo Emerson geschaffen worden ist. In allem, was er sagt, ist religiöse Tiefe. Seine volltönende, aus einem großen Herzen steigende Sprache hat den Ton eines Menschen, durch den die Ewigkeit rauscht.

In den feingestimmten Seelen mit den verhängnisvollen inneren Klippen ist der große Widerhall alles dessen, was Dichter und Künstler an Wahrheiten und wundervoller Form dem Kosmos abrangen. In ihnen klingt es wieder, wird auf's neue lebendig. Was ist Schiller, wenn nicht Menschen da sind, deren Herzen beim Rhythmus seiner Jamben singen, beim idealen Hochflug seiner Gedanken sich mit in reine Höhen schwingen! Was Goethe, wenn nicht Menschen sind, denen die stille Sanftheit seines „Nachtlieds", die göttliche Harmonie seines „Prometheus" Frieden in die Seele senkt! In uns Menschen leben die Dichter, nicht in toten Büchern. Wir alle sind die Dichter. Die Menschenseele ist's, die schweigend leidende, wortlos jubelnde, sehnsuchtsgespannte. Nur in dem Einen, dem Großen, Begnadeten, öffnete sich der Mund der Vielen, die stumm sind. Ihm gab der Himmel die Macht der Töne, ihn segnete er mit der Schönheit der Worte, mit der Glut der Sprache. Er allein ist das Zauberinstrument, dem alle verhaltenen Melodien der Menschenseele entströmen. Er ist der Erlöser, der dithyrambisch Führende. In ihm wandelt sich aller Stoff zur Form, alle Wirklichkeit zur Schönheit. Denn wie der Blütenjubel in der Natur das tausendstimmige Seelenlied der Pflanze ist, so enthüllt wohl auch das Leben sein innerstes und letztes Gesicht, wenn in der Schönheit die letzten Hüllen der Alltäglichkeit von ihm abfielen.

Der Empfindungsmensch versteht die Künstler, weil in ihm selber sehr oft etwas von der leidvoll zarten Welt des Künstlers ist. Wer nicht irgendwie ein wenig Poet ist, kann der den Poeten verstehen? Die Dichter, die Schriftsteller,

die Ethiker, die philosophischen Ästhetiker — sie alle haben zu ihrem Publikum zumeist das ideal gerichtete Naturell, den Menschen der großen inneren Bewegung, den Menschen der erhabenen Gefühle und des sittlichen Entschlusses.

*

Der Denktypus des idealistischen Naturells kann Philosoph, Gelehrter, Philologe werden. Als Arzt wird er Nervenarzt, Seelenarzt. Denn im letzten

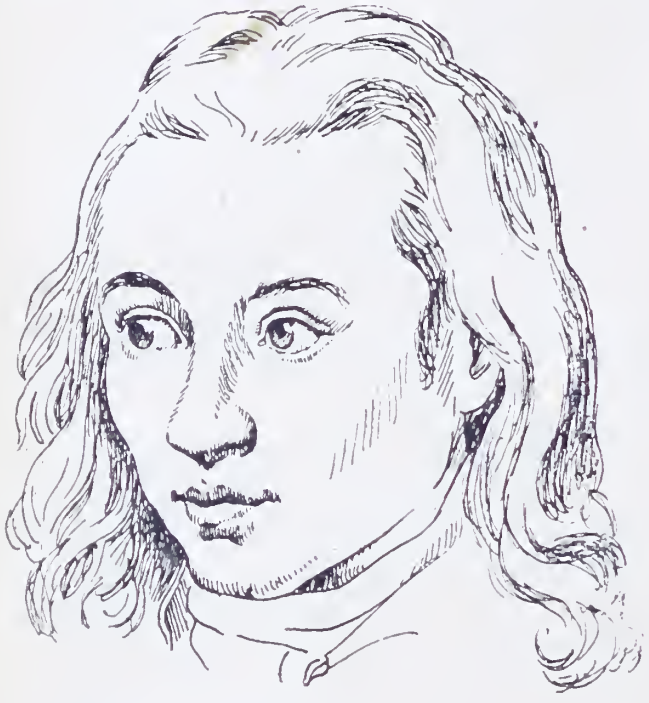


Fig. 149. Friedrich von Hardenberg-Novalis. Romantischer Dichter. Weiblich-zarter Empfindungstypus. Gänzlich von der Wirklichkeit abgewandt, lebte er in Leben und Dichtung in einer Welt schöner Träume. Schmales Untergesicht, große Augen.

Fig. 150. Jacob Böhme, Mystiker und Theosoph. Geb. 1575 zu Altseidenberg i Lausitz, gest. 17. Novbr. 1624 in Görlitz, wo sein Denkmal steht. Von Beruf Schuhmacher, wurde er durch die Herausgabe mystischer Schriften (siehe die überhohe Stirn) weit bekannt.

Grunde begreifen wir nur das, was in uns selber lebendig ist. Er ist der geborene Psychologe, der Seelensucher und Seelenlenker. Der Mittelhauptstypus in diesem ideellen Naturell ist ein zart-scheuer Geistlicher mit unendlich großem Mitleid, kein hinreißender Volksmann, sondern mehr der Wecker des Gewissens, der Tröster banger und verirrter, schuldbeladener Herzen in traulich-stiller Beichtstunde. Er ist der echte Priester, denn sein Glaube ist tief und von allen Geheimnissen, allen Wundern einer andern Welt erfüllt. Er ist Mystiker, wie es der seltsame Jacob Böhme war, der Mann mit dem zarten Körper und der ungewöhnlich hohen, in fernen Gedanken schweifenden Stirn. Ihm, der gläubig und mit ahnendem Gefühl dem Unbegreiflichen gegenüber stand, fehlte in der überhohen Stirn (Fig. 150) viel von dem, was den echten Forscher aus-

macht, nämlich das reale Denken, die Zuverlässigkeit des Beweises, die Wissenschaftlichkeit.

Nur das idealistisch gerichtete Naturell kann mystisch oder okkultistisch denken. Was heißt denn Mystiker? — Der Eingeweihte. Und was heißt Okkultist? Der Wisser des Geheimen, Verborgenen, Dunklen, Verschleierten. Nur dem weltverloren nach innen Schauenden kann solche Weihe, solches Wissen werden. Nur der körperzarte Mensch lauscht den Stimmen der eigenen Seele. Robuste Körperlichkeit wirkt kraftgespannt nach außen. Meister Eckart, Jacob Böhme, Angelus Silesius, Swedenborg, du Prel — keiner von ihnen war ein Athlet. Alle waren zarten Leibes, hatten die hohe, gedankentürmende Stirn, die hoch über allen Wirklichkeiten seltsam sich formende Welt der Ideen. Wer kennt nicht das Bild der „Seherin von „Prevorst", das Gabriel von Max gemalt hat, dieses fast körperlose, aus Licht gebildete Wesen? Gewisse mediale Fähigkeiten, die in der menschlichen Natur an sich gegeben sind, scheinen doch in den materialistischen Völkern Europas fast ganz zu schlafen. An der Stoffgier der Menschen zerschellen immer ihre feineren Kräfte, ihre tieferen Anlagen.

Eine ernste, tiefe und eine weniger ernste, sehr oberflächliche Seite zeigt der Okkultismus von heute. Die letztere namentlich in einer schauerlichen Literatur. Eins ist sicher: nur im Rahmen des Empfindungstypus, der rumpf- und wirklichkeitsarmen Menschen finden wir die Okkultisten, die fürwitzigen Jenseitsphilosophen, die naiven Himmelsstürmer, die seit dem Kriege kecker noch als je zuvor alle Schleier lüften, in die der Tod sich hüllt. Was Wunder! Ist doch ein Krieg wie ein Sturm, der die Tiefen des Lebensmeeres aufwühlt und uns Erdgeborenen millionenfach die Schauer des Todes nahe bringt.

Die rumpfschwachen Empfindungsmenschen konstruieren ihr Jenseits teils aus tiefstem Sehnen, teils weil mangelndes Denken keine Ordnung in ihr dunkles Fühlen trägt. Auf alle Fälle wird ein „Horoskop" gestellt. Haarsträubende Literatur erscheint. In Logen und Bruderschaften lernt man das Graulen. In okkulten Teekränzchen wird Magie mit Cakes und Butterbrötchen verabfolgt, und feucht-frische, duftende Rosen werden aus der sehr gefälligen vierten Dimension apportiert.

O tragische Wirklichkeitsfremdheit! Bis in die Sterne reicht die Sehnsucht. Und so rührend naiv sind die Vorstellungen von diesen „Sternen". Lauschige Parkstraßen mit elektrischen Birnen. Da „oben" wandeln „die Geister". Sie durchfliegen den Riesenweltenraum in Gedankenschnelle und sind bei uns auf der Erde.

Inbrünstiges Sehnen großkopfiger Gedankeningenieure, zarter, aber traumgewaltiger Empfindungsmenschen, zog solchem Glauben voraus. Sweden-

borg, der große nordische Geisterseher, der ehrfürchtig angestaunte Mystagoge, und Dr. Karl du Prel, der vor etwa 20 Jahren in München starb, waren beide zarte Männer mit großen Denkerköpfen und großen, träumerischen Augen. Menschen mit einem Jenseitsherzen, dessen große Liebe die Andern führen wollte.

Dr. Carl du Prel war der gelehrte, überaus feinsinnige, klassische Vertreter der mystisch-monistischen Weltanschauung. Er suchte unablässig und mit heißem Bemühn die Fühlung mit dem Jenseits, dessen Bild er in seinem glänzend geschriebenen kleinen Werk „Rätsel des Menschen" (Reclam Univ.-Bibl., Leipzig) zu zeichnen versuchte. Er war eine glühende, strahlende Seele in einem kleinen und zarten Körper, der von der in ihm lodernden geistigen Fackel früh verzehrt wurde. Der Hirnpol saugte den Körperpol aus.. In zwei großen, hellen Augen leuchtete die Jenseitssehnsucht dieses stets überarbeiteten, abgehetzten Mannes, der doch so merkwürdig ruhig in seinem Wesen war und oft in Gegenwart Anderer lange schwieg. Mit 58 Jahren wog er 48 Kilo, war — nach den Mitteilungen seines Freundes Dr. Gottfr. Kratt — sehr klein und mager und aß fast nichts.

Man darf Menschen wie Du Prel oder Swedenborg nicht einfach als „sonderbare Schwärmer" abtun. Sie haben das ungeheure Verdienst, daß sie uns von der Macht der geistigen Kräfte überzeugen. Sie geben in dieser Welt der brutalen Instinkte auch dem Schwachen Lebensmut.

Es ist nicht wahr, daß die gröbsten Kräfte die stärksten wären. Im Gegenteil: die feinsten, ja die unsichtbarsten Kräfte haben die größten Wirkungen. Braucht man das heute — im Zeitalter der X- und N-Strahlen, der drahtlosen Wellen, der Sonnenbehandlung, der Suggestionstherapie — zu sagen? Überall ist das Feine das Vorwärtsstrebende. Das Grobe ist das Geschobene. Auch unter den Menschen waren die Geistigen stets machtvoller als die Grobkörperlichen, die bloß Materiellen.

*

Zwar lebt im Starken die Tat, im Schwachen die Sehnsucht. Aber die Sehnsucht ist eine Riesenkraft, die über die Kraft des Körpers hinauswächst. Unter den körperlich schwachen, den zartgebauten Menschen begegnen wir oft dem Künstler, dem Dichter. Er ist der sehnsüchtig Weltfremde, der in sich Versunkene, der aus träumenden Tiefen der Seele die Schätze hebt, die er in der Wirklichkeit nicht findet.

Den Schwachen schreckt die Wirklichkeit. Sie ist ihm häßlich, rauh, fürchterlich und grausam. Er wird ein Einsamer, ein Mensch mit mimosenhafter Empfindsamkeit.

Scharenweise treten uns diese lebenszarten Typen unter den Dichtern entgegen. Wie oft sind es zarte Fremdlinge in der rauhen Luft der Wirklichkeit.

Muß man an Novalis erinnern? An Hölderlin? An Jens Peter Jacobsen? Wenn man am Bodensee das alte Meersburg aufsteigen sieht, ein nördlicheres Sorrent, dann sieht man im Geist durch die Gänge und Gallerien des schweigend aufragenden Schlosses eine scheue Frauengestalt schreiten: Annette von Droste-Hülshoff. (Fig. 151.) Ein tragisches Schicksal, eine herb verschlossene Weibseele, in Sehnsucht sich verzehrend, und aus unerfüllter Liebe eine melancholisch-wehmütige Kunst gebärend. Ein Mensch, der in der Bangigkeit vor der Welt eine überreiche Seele verschloß. Eine blutlos zarte Gestalt, die in der Einsamkeit sich verzehrt und nur dem Winde, den rauschenden Bäumen und den Wellen des Sees erzählen kann, was sie leidet.

Unter den Romantikern begegnen wir den schlanken und schmalen Körperformen, den Asthenikern mit dem ästhetischen Naturell. Ihr Ideal war das Weltfremde, „das nicht auf Erden heimische" (Novalis). Ihre Liebe zum Weibe war unirdisch, platonisch, verzehrte sich in Sehnsucht. Gesunde Wirklichkeit sinnlicher Liebe war ihnen Mißton. Die Ekstase, die seelische Erschütterung, die Schwärmerei war die ihnen ureigene Atmosphäre. Ein im Innern zart und kunstvoll aufgerichtetes Lebensideal, das allzuleicht zusammenbrach und — wie bei Novalis, Hölderlin, Lenau, Heine — oft tiefster Niedergeschlagenheit oder der Verzweiflung Platz machte. Bald sind sie heroisch, und ihre Seele richtet sich auf zum Erhabenen. Bald überfällt sie ein Bedürfnis nach Zärtlichkeit, und sie schwimmen in Wehmut und Tränen. Sie gleichen dem Epheu, der nur da zur Sonne aufsteigt, wo er sich anschmiegen kann, den Blumen, die die Wärme und die große Liebe der Sonne brauchen, wenn sie nicht sterben sollen. Sie pflegen nicht die warmquellende erzählende Prosa, sondern die kunstvollen Formen der Poesie, die Grazie der Verse, die singende Schönheit des lyrischen Gedichts, das Pathos des Dramas. Denn sie sind die Künstler einer feingeschliffenen Form.

Und während die realen Naturelle unter den Dichtern die Welt und die Menschen sehen, wie sie sind und ihren Stoff gutmütig-lächelnder Beobachtung verdanken, stehen die Hirnmenschen mit dem Stolz und dem funkelnden Glanz einer sittlichen Forderung allem Gemeinen, allem Triebhaften gegenüber. Sie zerfließen nicht mit ihrem Gegenstand, sie beherrschen und meistern ihn, lassen sich selbst nicht gehen, werden nicht, wie die Andern sind. Sie retten ihr Ich in die zartverschlossene Innenwelt einer scheuen Seele, und zerbrechen an dem Konflikt zwischen Ich und Außenwelt, oder sie haben die männliche Tapferkeit, den blendenden und funkelnden sittlichen Mut Schillers, dem Goethe in's Grab nachrief:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt — das Gemeine."

Solche ideellen, hochrassigen Empfindungstypen heroischer Prägung sind Walter Scott, John Milton, Ralph Waldo Emerson, John Ruskin, Lord Byron, Charles Dickens, Carlyle, Holger Drachmann, Swedenborg, Selma Lagerlöf, Multatuli, Spinoza, Klopstock, Gellert, Heinrich Voß, Novalis, Wilhelm Hauff, Grillparzer, Theodor Körner, Arno Holz, Schönherr, Gerhard Hauptmann, Richard Dehmel, Richard Schaukal. Zahllos viele könnte man nennen. Sie alle sind mehr Form-Künstler als die breit behaglichen Rumpfmenschen. Unter den Malern ist der ideale Formkünstler geradezu klassisch in Ludwig Feuerbach, dem scheu sich Verschließenden, gegeben. Über seinen Iphigenien, seinen Medeen liegt bei allem Zauber attischer Meereslandschaft die kalte Glätte eines ästhetischen Formalismus. Nichts von der derbsinnlichen Lebenslust des Rumpfmenschen Franz Hals, der bis in letzte Wahrheiten, bis in Häßlichkeiten vordringenden Seelenanalyse eines Rembrandt

Fig. 151. Der Hirnmensch als Dichter = ausgesprochener Formtrieb. Die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Starke Entwicklung der Oberstirn, die viel innere Hemmungen verrät. Der Wirklichkeit abgewandter, grüblerisch-verinnerlichter Kopf. Feinnervig, scheu und empfindsam.

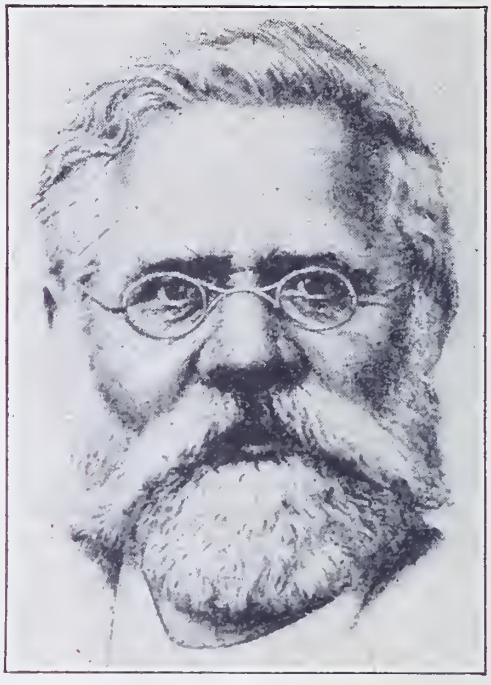


Fig. 152. Der Rumpfmensch als Dichter = ausgesprochener Stofftrieb. Der mecklenburgische Dichter Fritz Reuter. Breites, materielles Gesicht. Behaglich-breiter Schilderer der Wirklichkeit. Dem Genuß des Daseins und der Geselligkeit zugewandt.

Bei den Dichtern und Künstlern, die Hirntypen sind, weicht die Gemütswärme und behagliche Breite des Humors dem Witz, der Ironie, der Satire. Zugespitzt und geschärft, wie ihr körperlicher Bau, ist auch ihre geistige Produktion. Die kurzbeinigen Rumpfmenschen, wie Gottfried Keller, Fritz

Reuter (Fig. 152), haben die breitangelegte Schilderung. Das Gegenständliche, die Fülle des Stoffes, der Stofftrieb, überwiegt. Ihre Produktion ist von müheloser Üppigkeit; sie brauchen nichts zu erzwingen. In der Malerei wiegt bei Moritz von Schwind das Anekdotische vor, bei Hans Thoma das Gemütvoll-Lyrische. In der Musik haben sie die sinnlich-einschmeichelnde Melodie.

Bei den Hirnmenschen hingegen wird die Produktion vom Formtrieb beherrscht. Das Geistvolle, das überlegene Bewußtsein, tritt an die Stelle des Vollsaftig-Natürlichen, des stoffreichen Humors.

Unter diesen ästhetischen Dichtern — und auch Musikern — treffen wir die Pathetiker, die Menschen mit der großen Geste, deren Formkunst aber oft weit über den Wert oder die Fülle ihres Stoffes hinausgeht. Ein Musterbeispiel dafür ist der hagere Symphoniker Gustav Mahler, unter den Dichtern sind's die französischen Klassiker. Welch kühl-bewußte Sprache! Wie edel die Form, in die sie gegossen, wie straff und konsequent ihr Rhythmus!

Drängt beim Rumpfnaturell als Dichter die Fülle der Beobachtung in die epische Breite der Erzählung, die beim Sichtbaren, Konkreten, Sinnlich-Anschaulichen humor- oder liebevoll verweilt, so ordnet der dichterische Hirnmensch alles Gegenständliche der Idee unter. Das Abstrakte, die ethisch-idealistische Forderung steht über allem. Das Ideale verscheucht das Reale.

Schiller war von Kants Philosophie begeistert, bei der Goethe nicht warm werden konnte. Luther war die Philosophie, trotz seines scholastischen Bildungsganges, ein Greuel. Die Idee der sittlichen Freiheit, aus Kant geschöpft, gibt allen späteren Schillerdramen den pathetischen Schwung, die ethische Monumentalität. Welche hinreißende Glut der Sprache! Welcher atemlos dahinstürmende, von rhetorischen Höhepunkten und meisterhaften Monologen unterbrochene szenische Aufbau! Wie echt dramatisch, mit welch genialem Blick für das Bühnenwirksame hat Schiller seine Gestalten hingestellt! Ist es nicht, als leuchte hinter dem allen Schillers aufblitzendes Auge, als sähen wir hinter allem seine genialisch-kühn geschwungene Nase?

Bei Ibsen wird dies Ideenhafte zu tendenziöser Schärfe, die keine seiner Gestalten recht warm werden läßt. Seine Dramen sind aktuelle soziale Probleme. Er greift diese Probleme auf mit dem spitzklirrenden Rüstzeug von Satire und Ironie, von Spott und psychologischer Analyse. Er ist ein dolchbewehrter Kritiker; aber hinter seinen scharfen Brillengläsern, seinen dünnen Lippen, seinem verkniffenen Gesicht und seinem zorngesträubten Haarschopf sitzt nicht die Weisheit, nicht die große, verzeihende Liebe, die aus Goethes abgeklärtem Antlitz majestätisch uns entgegentritt. Ein ähnlicher Typus ist Maximilian Harden, Fig. 153.

In dem körperlich zarten Kant sehen wir das abstrakte Gedankengebäude

der Philosophie alles Leben überwölben. Seine Sprache ist von so unsinnlicher Trockenheit wie sein Körper, von so farbloser Dürre wie sein ganzes Leben.

In Tolstoi wird das alternde ideelle Naturell zum bilderstürzenden Herostratismus. Er ist im letzten Grunde kulturfeindlich, wenn man unter Kultur jenen europäischen Firniß versteht, der die Lüge überkleistert. In ihm richtet sich das unerbittliche Wahrheitsuchen der russischen Dichter, das auch das eigene Leben nicht verschont, in einer rauhen Gestalt auf. (Fig. 52 in Band I.)

Fig. 153. Maximilian Harden, kritisch-bissiger Großhirntypus. Hohe Stirn, messerscharfer Mund.

Fig. 154. Der berühmte Klaviervirtuose Ignaz Paderewski. Weiblicher Empfindungstypus. Hoher Oberkopf mit phantastischer, bohemeartiger Haarfülle, schmales Untergesicht.

Habt ihr je russische Literatur gelesen? Welcher Gott senkte in das Herz dieser Dichter das große Mitleiden, das grenzenlose Erbarmen, den unerbittlichen, bis zur Selbstzerfleischung gehenden Wahrheitsdrang, den der zünftige Philologe mit dem hohlen Worte „Realismus" abtut? Konnten sie ruhig bleiben und schweigen, wenn in ihrem Vaterlande Schnaps, Prügel und Stumpfsinn den Aufstieg des Lebens hemmten? Sind nicht die Werke Dostojewskis von einer Menschenliebe überflossen, in der er tropfenweise sich selbst zu verbluten scheint? Hallt nicht durch diese ganze Literatur, von Gogol bis Tolstoi und Gorki, der dumpfe Schrei eines liebereichen, aber unter Fußtritten sich duckenden Volkes?

Gleichen sie nicht allesamt dem Jüngling, der das Bild zu Saïs entschleiert und in ewigen Gram verfällt, weil er der Wahrheit in's Antlitz sah? Wie

schrecklich muß diese Wahrheit sein! Wie muß die Seele des Erkennenden gemartert sein! Unter den dichterischen Hirn- und Seelenmenschen sind diese Erkennenden scharenweise zu finden, diese von der Enthüllung Gemarterten. Kann der erbärmliche Alltag den wahren Dichter verstehen? Kann er die Katastrophen ihrer Seele begreifen, ihren Wettgesang von Jubel und Schmerz, den sie mit jedem entschleierten Seelengeheimnis anheben?

Die ideal gerichteten Naturelle sind es, die den Schmerz in sich verschließen. Sie leben den Schmerz nicht aus, begraben ihn nicht in der Wirklichkeit des Lebens, wie die saftreichen Vollnaturen. Nein — sie verarbeiten und formen ihn. Aus der Trauer wird in ihrer Seele das geboren, was die Griechen das Pathos nannten, die gehobene und getragene Sprache der Tragödie.

Denn die schmerzerfüllte Seele, wenn sie poetisch ist, gestaltet ihr eigenes Leid. In ihrem Drang nach Glück ruft sie die Phantasie zu Hilfe und erlöst sich mit ihr in der Schönheit eines künstlerischen Werkes.

Ist nicht Beethovens Musik aus solchem Leid geboren? Und Dantes „Göttliche Kommödie"? Und Wagners „Tannhäuser" und „Tristan und Isolde"? Was ist größer — der Philister, dem Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, der Beamte, der alles in der Grabesstille der Ordnung versenkt oder der Dichter, der Mensch der empfindsamen Seele, der in den Wunden der Menschen wühlt, die zu den seinigen werden, weil er sie qualvoller fühlt als die Andern?

Es ist ein seltsam Ding, wenn der Arzt über den Dichter urteilt. Eher ist der Dichter Arzt, als der Arzt ein Dichter. Die ganze neuerdings in der Wissenschaft so beliebte Analyse des Dichters sagt uns gar nichts. Sie erklärt rundweg jeden Menschen, der nicht in gesundem Schlaf, in Essen und Trinken, einen Bauch ansetzt, für einen „pathologischen Fall". Jede innere Vision ist „unnormal", jede hochgespannte sittliche Energie „unnatürlich". Wer nicht in der Masse trotten will, wer nicht atmen kann in dieser Atmosphäre von Schiebertum und Alltag, muß sich hüten, daß er nicht den Psychiater auf sich hetzt. Denn jede Verinnerlichung, jede im Metaphysischen getränkte Weltanschauung, jede feinfühlige Absonderung, jede persönliche Note, jede aristokratische Abgeschlossenheit, die sich vor der Gemeinheit in Gesinnung und Handlung stolz verwahrt, ist neuerdings einfach — „pathologisch".

Aber es könnte sein, daß einmal alle die toten Dichter, in deren Werk und Wesen heute frech der Finger des Irrenarztes herumtappt, auferstehen und wir am Ende aller Dinge erkennen, daß die Alltagsmenschen die „Verrückten", die mit Blindheit Geschlagenen waren, jene aber die wahrhaft Sehenden, die seherhaft Erleuchteten. Was Dichter sagen, ist im Alltag nicht wahr. Denn Dichten heißt lügen. Aber

„Hinter den Dingen
Zaubert der Sinn."

Und was ein Dichterhirn qualvoll-glücklich, in sehnsüchtig geschauter Schönheit — gelogen hat, das wird am Ende aller Dinge von uns einmal als die große Wahrheit erkannt werden.

In allem Schmerz sind doch die Dichter, die schöpferischen Künstler, die glücklichsten unter den Menschen. Denn „niemals leiden, heißt niemals glücklich sein," sagt Edgar Allan Poe.

*

Die weiblich gearteten unter den Dichtern haben den sinnlich anschaulichen Stil, die männlichen den philosophisch-abstrakten. Die weiblichen erfühlen die Dinge und wenden sich an Herz und Phantasie und die sinnliche Natur des Menschen. Die männlichen zergliedern die Dinge und wenden sich an Verstand und Logik.

Ein solch weiblich-gefühlsreicher, mystisch gesinnter Dichter ist Maeterlink, der uns von den Geheimnissen der Seele mehr zu sagen weiß, als alle Psychologen. Wie viel Licht wirft er oft mit ein paar Worten, mit einem seiner zur Knappheit gebändigten, kühlgeformten Sätze in ein seelisches Dunkel! Das Weibliche in ihm verleiht ihm die Intuition, gibt seiner Sprache den nach innen lauschenden Ton, die verhaltene Erwartung, das pochende Herz, die Ehrfurcht vor der mystischen Macht, die über unser Leben herrscht. Echt weiblich ist es, daß er das Unerklärbare nicht zu erklären versucht, wie es die Wissenschaft tut, wenn sie an die Stelle ehrfürchtig geahnter Seelenwelten die gräßliche Hohlheit ihrer Fremdworte setzt. Weiblich auch seine Hinneigung zum Leid.

Stark weiblichen Einschlag und darum Innerlichkeit, Scheu, Zurückhaltung, finden wir bei Emil Gött, noch stärker bei dem Maler Fidus, einer kleinen, schmächtigen Gestalt, einem Manne von solch geradezu überethischen Hemmungen, daß es der Kraft seines Schaffens Einhalt tut. Er ist ausgesprochener Formkünstler, ein Gedankenmaler. Er malt Gesinnungen und Überzeugungen. Aber die Tendenz tritt neben seinen oft entzückend gesehenen Menschen allzusehr vor. Das Ethisch-Lehrhafte raubt ihm die dämonische Tiefe des genial Künstlerischen. Seine Gestalten sind von hagerer Askese und voll von einer fast hysterischen Inbrunst. Er zerrt allzusehr die Idee aus der leiblichen Wirklichkeit heraus. Ein weiblicher Empfindungstypus ist auch Ignaz Paderewsky (Fig. 154.)

*

Unter den berühmten Hirnmenschen aus Geschichte, Wissenschaft, Philosophie und Kunst können wir herausgreifen den eifernden Bußprediger Savo-

narola, die großen politischen Schachspieler Wallenstein oder Metternich, Friedrich den Großen, der wie der Geist Preußens unkörperlich zu sein schien, Spinoza, den Verächter alles Besitzes, der doch um des Rechtes willen um sein Erbe prozessierte und es dann — verschenkte. Melanchthon, den feinsinnigen Humanisten, der Luthers derbe Rede und seine stiernackige Kampfkraft mehr als einmal sänftiglich zügelte und den bescheiden stillen Wilhelm Raabe.

In der Philosophie — Kant, Fichte, Schelling, John Locke — sind es die strengen Systematiker, die Logiker und Metaphysiker, die aprioristischen, irrealen Denker. In den Wissenschaften neigen die Hirnmenschen mehr zur philosophisch-mathematischen Richtung, zur reinen theoretischen Wissenschaft überhaupt. Die Rumpfmenschen sind die Empiriker, die Praktiker, die Synthetiker mit der populären Richtung.

Die Hirnmenschen in der Wissenschaft sind die weltfremden Idealisten oder die trockenen Pedanten, die langnasigen Professoren mit der ledernen Systematik, die gefürchtetsten Examinatoren, die Analytiker und Mikroskopiker (Fig. 155), die Sammler und Präparatoren — immer aber die Stubenexistenzen mit der reinen und oft kindlichen Freude an der Forschung oder auch mit der pedantischen Verlederung einer fossilen und spukhaften Individualität.

Ihnen stehen auf dem Katheder, in den Hörsälen und Seminaren, den Laboratorien und Kliniken die jovialen Rumpfnaturelle gegenüber, die niemals die ästhetischen Schwärmer, niemals die starren Dogmatiker, niemals die unbeugsamen Fanatiker, niemals die wissenschaftlichen Himmelsstürmer sind. Im Hirn sitzt auch ihnen die Wissenschaft, aber in den vollen Wangen, dem rundlichen Bäuchlein — das Leben. (Vergl. Kretzschmer, „Körperbau".)

*

Das Gesellig-Menschliche, das Umgängliche und Herzliche, das Warmblütig-Sonnige der gewebsreichen vitalen Naturelle weicht bei den rumpfschwachen Hirnmenschen oft einer seltsamen Verschlossenheit, einem gespaltenen, gemachten Wesen, hinter dem irgend eine merkwürdig zugespitzte, in schärfstem Subjektivismus herausgearbeitete Idee sich verbirgt. Denn dieser Hirnmensch tut das direkte Gegenteil aller Rumpfmenschen: er versucht alle Wirklichkeit auf eine Idee zu dressieren.

In den empfindsamen Herzen dieser ideellen Naturelle, dieser Hirnmenschen, strömt alle Tragik des Lebens zusammen. Ihr flammender Idealismus heißt sie helfen. Große Pläne gebiert ihr Gehirn. Sie werden die Wortführer der Schwachen, der Unglücklichen, der Schmerzbeladenen, werden die Weltverbesserer, die Himmelsstürmer, aber auch allzuoft die unglückseligsten Phantasten,

die Utopisten, die vernunftlosen Schwärmer, die unreife Phrasen wie gefährliche Zünder in das gefährlich-schwälende Feuer der Massen werfen.

Man trifft unter diesen Schwärmern die Sektirer und Asketen, die härenen Propheten, die ihren Leib kasteien, weil sie ihn „überwinden" und sich selber „heiligen" wollen. Glückselige Wahngebilde, mit denen man sich den Himmel ertrotzt, wenn man auf der Erde als ein Fremdling umherirrt.

Dies sind die begeisterten „Anhänger" einer Idee, einer aus dem Ganzen herausgerissenen sittlichen Forderung. Man findet sie unter den religiösen Haarspaltern, den Sektenmitgliedern und Vereinsgründern. Es sind die Menschen, die den Genuß des Lebens verachten, weil sie „das Leben überwunden" haben. Sie taugen nicht immer viel in planvoll-ruhiger Arbeit, in nützlich-praktischem Lebensgehalt; aber sie sind unermüdliche, aufopferungsfähige Proselytenmacher in ihrer Spezialidee, mit der sie sich — einem charakteristischen Zuge ihres Wesens folgend, von andern absondern. Sie können prachtvoll reiche, geist- und seelenvolle, alles belebende und aufrichtende Elemente sein, sind aber oft auch recht unbequeme Gesellen. Denn sie sind das Gegenteil jener lebenswarmen, saftvollen Ernährungsmenschen, in deren Wesen das breite Lachen frohgesunder Wirklichkeit liegt.

Diese hochgestirnten Theoretiker sind die ewig unfertigen Kandidaten des Lebens, die weder in der Liebe, noch in etwelchem Genuß je ein Examen bestehen. Sie leben nicht, sondern schreiten neben dem Leben, in hocherhobenen Händen das Schild einer Forderung „du sollst" oder „du sollst nicht" tragend. Und in tragischer Selbsttäuschung oder in geheimer Ohnmacht halten sie sich für Auserwählte. Und manchen dieser starren Prinzipmenschen sah die Geschichte auf loderndem Scheiterhaufen singend sterben.

Oft finden wir unter ihnen die Menschen, in denen das große Mitleiden ist, das warmschlagende Herz für alles, was in Irrtum und Schmerz, in Krankheit und Unglück lebt. Von einem hochgespannten Ideal ist ihr Leben getragen. Von ihm sind sie ausgefüllt, begeistert, beseeligt. Sie brauchen den himmelstürmenden Gedanken, um ihre irdische Schwäche daran aufzurichten. Sie brauchen den Traum, um der Wirklichkeit zu entgehen, brauchen das Bild glückseliger Zukunft, um der realen Gegenwart zu entrinnen. Sie überzeugen, bekehren, werben. Seltsam glühende Heilige, vom ruhelosen Großhirn beständig gezwungen, das ganze Leben in eine Form zu gießen.

Denn das Hirn umfaßt den Formtrieb. Wo es auf schwächlichem Rumpf thront, da wird oft die Wirklichkeit gewaltsam in eine Idee gepreßt.

Es können Narren sein, engherzige Sektierer, Eigenbrödler (Fig. 156), unduldsame Fanatiker einer Überzeugung. Wenn sie zwei Anhänger geworben haben, quillt ihre Hoffnung inbrünstig auf. „Schon wieder zwei!" Ein Grüpp-

chen von 20 Mann glaubt felsenfest an die Zeit, da „die Menschheit" diese eine Idee angenommen haben wird, glaubt mit heiligem Eifer an das kommende Paradies.

In diesen Vereinen findet man die scheuen, schüchternen, trockenen Menschen, die an der Idee sich entflammen, die ungeselligen „Einspänner", die hohlwangigen Anachoreten, deren glutvoller Idealismus die „Menschheit" befreien

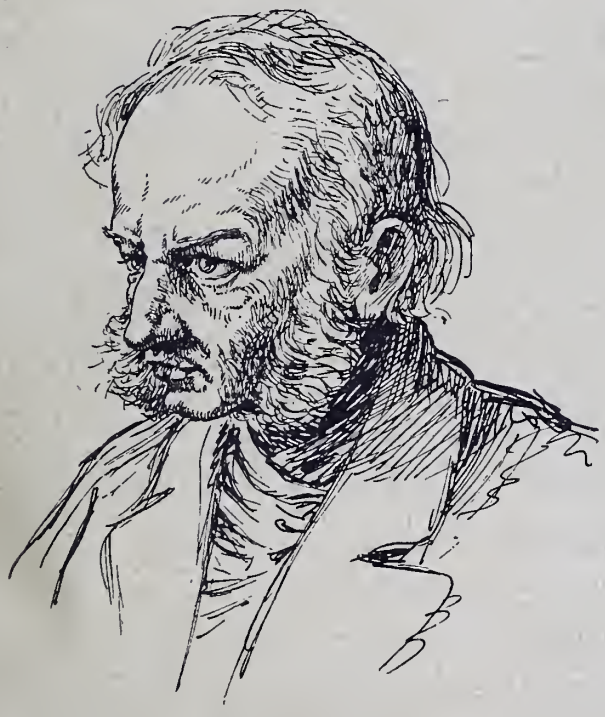


Fig. 155. Hochstirniger Gelehrter; Forscher, Grübler, klugdenkender Mensch. Seine Heimat ist die Welt des Denkens.

Fig. 156. Überhohe Stirn bei schwächlichem Untergesicht. Maßloser Theoretiker, Menschheitsapostel, gründet Vereine, hält schnaubende Reden und schreibt Artikel im Wochenblatt.

will, aber beim Unglück des Nächsten oft zu frostiger Teilnahmlosigkeit sich wandelt. Ihre Theorie stellt sich vor ihren Hunger. Sie knüpfen ihre Jugend am Galgen ihrer Gesinnung auf, schleppen jeden gesunden Trieb vor das Hochgericht ihrer Überzeugung. Sie erheben über Natürlichkeiten ein Kampfgeschrei, tragen provokatorische Büßersandalen, begraben alle menschliche Eitelkeit in kulturhebenden Jägerhemden. Sie haben kein Verständnis für die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins" (um mit Goethe zu reden), sondern verfolgen mit zelotischem Eifer, mit kaltem Hohn jede liebenswerte Menschlichkeit, bis sie bußfertig vor der steinernen Größe ihrer „Gesinnung" liegt. (Fig. 157.)

Der einsamen Größe, der erschütternden Kraft ihrer Idee opfern sie eine freundliche Lebensgewohnheit nach der andern. Sie machen das Leben zu einer Bußpredigt, kleiden es in das härene Gewand irgendwelcher Askese. Nicht ge-

nießen wollen sie, sondern entsagen. Wieviele sind darunter, die verschwiegen im Inneren das heimliche Schuldgesicht frühzeitiger geschlechtlicher Verirrung tragen, jene „autistischen" Naturen — wie Bleuler (Zürich) sie nennt — die sich selber im ganzen Leben, und also auch im Liebesleben, Subjekt und Objekt zugleich sind. Aus dem dumpfen Gebiet jugendlicher Onanie strömen den Vegetariern, den Theosophen, den Anthroposophen, den Sektierern aller Richtungen, scharenweise die sehnsüchtigen Jünger zu, deren unbewußtes Schuldgefühl sich in der Askese heiligen will. „Das Höhere" schwebt ihnen als Erlösung vor. Tiefe Verachtung aller genußfrohen Wirklichkeit liegt bitter auf ihrer Zunge. Sie werden überethisch und überlegen, ob man Milch trinken dürfe, die doch dem Kalb gehört und in ihrem allzuhohen Kalkgehalt doch eigentlich Kälberknochen und nicht Menschengebeine aufzubauen habe. Es erscheint ihnen verdammenswert, beim Frühstück Honig zu schlemmen, den man doch der fleißigen Biene stahl. Fluchwürdig ist ihnen leckere Butter, weil sie „vom Tiere stammt." Am liebsten äßen sie gar nichts. „Fasten" ist ihnen der Weisheiten allerhöchste, und mancher hat sich im raschen Tempo in den Himmel hineingehungert.

Fig. 157. Los vom Manne!

Aber es sind auch wundervolle Gestalten darunter, Männer von hochragendem sittlichem Ernst, Persönlichkeiten von bewundernswerter Konsequenz, mit einer Heilandsliebe im Herzen, Frauen mit der helfenden und dienenden Geduld einer Martha. Es sind die Menschen mit dem hochentwickelten sozialen Sinn, dem hochgebauten Oberkopf. Es besteht, wie Dr. Röse-Dresden ganz richtig sagt, eine unleugbare Wechselbeziehung zwischen Langköpfigkeit und sittlichem Gefühl. Je kurz- und flachköpfiger die Menschen sind, desto nüchterner, materieller, ja schlechter, bösartiger sind sie. Den Hochkopfigen liegt das Idealistische, Ideenhafte im Blute. Sie müssen es organisieren und propagieren. Man findet diesen in's Ideale gerichteten Typ haufenweise unter den Vegetariern, den Alkoholgegnern, in den Sittlichkeitsvereinen, den religiösen Sekten. Das alles ist von tiefstem Ernst, eine Barrière gegen kritiklosen Lebensgenuß. Es sind darunter Köpfe von sittlicher Größe, deren Überzeugung eine religiöse Kraft hat. (Fig. 158.) Eine solche wahrhaft ideale Erscheinung war Eduard Baltzer in Nordhausen, der Theologe und Politiker und eigentliche Begründer des Vegetarismus in Deutschland. So war der Dichter Shelley, sein Gesinnungsgenosse in England. So war John Milton, der sanftmütige Dichter, war Tolstoi, der letzte große asketische Urchristentypus. (Fig. 159.)

*

Aber es sind auch sehnsüchtige Schwächlinge darunter, Menschen, die alle aus der Rumpf- und Körperschwäche aufsteigenden Lebenszweifel, alle Ohnmachts- und Minderwertigkeitsgefühle mit dem Blick auf ihr Ideal bannen, wie die zweifelnden Juden auf Moses sahen. Über der Kärglichkeit ihres Leibes, der die Wirklichkeit des Lebens nicht kraftvoll zu fassen vermag, wölbt sich ein Kopf mit überplastischem Gesicht. Hier sitzt das Leben auf dem Thron der Phantasie,

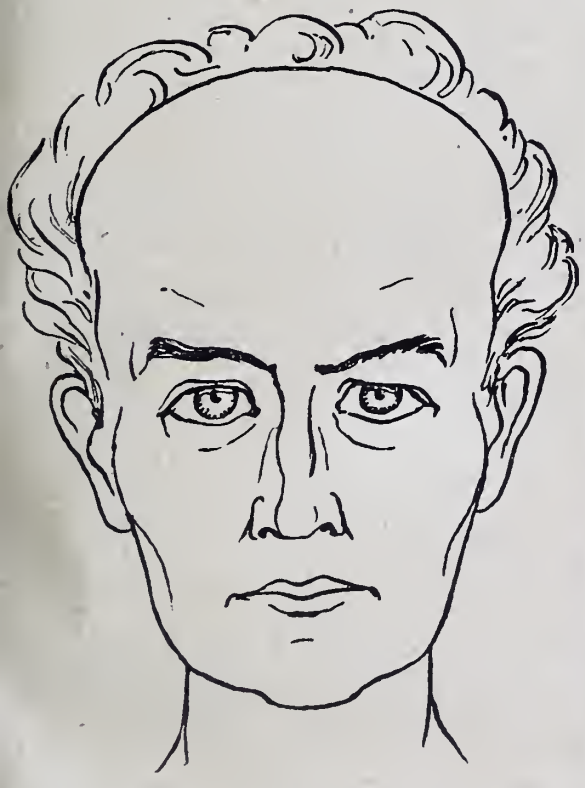


Fig. 158. Schöpferischer, künstlerischer Großhirnmensch von bedeutenden Fähigkeiten. Führender Geist.

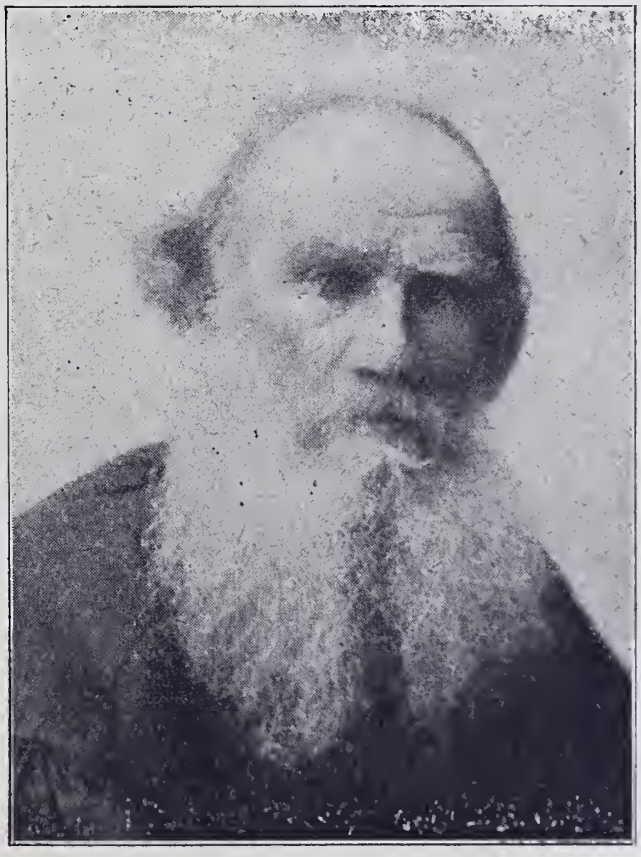


Fig. 159. Graf Leo Tolstoi. Naturhaft ernster, religiös verinnerlichter Kopf mit hohem Mittelhaupt.

und über der schmerzvoll-nüchternen Wirklichkeit steigt strahlend und siegreich, glückselig täuschend und trostreich die Idee auf.

Wo sie nicht verstanden werden, da birgt ihre Unwirklichkeit, ihre Empfindsamkeit, die bei vielen Armut an echtem Gefühl ist, sich hinter einer Menschenscheu, hinter einem vornehm reservierten Wesen, hinter einer Kühle, die eine Distanz zwischen dem gedanklich hochgeschraubten Ich und der vermeintlich platten Alltäglichkeit der Andern legt.

Das Unkomplizierte der behäbigen, daseinsfrohen Gemütsmenschen ist hier geschwunden. Das Naturhafte ist fort. Das Konstruierte tritt an seine Stelle.

Diese Hirnmenschen sind nicht immer einheitlich, können zwiespältig sein, verstecken sich im Innern und spielen nach außen einen Andern. Es sind die

Problematiker. Aber oft auch verbergen sie hinter ihrem zur Schau getragenen interessanten Wesen das Nichts, die Inhaltlosigkeit, die Dürre des Gefühls.

Der gesunde Rumpfmensch lebt aus sich heraus, der Hirnmensch eher in sich hinein. Seine äußere Kühle kann eine Zauberwelt verschließen, in der er — in sich gekehrt — ein einsam Glücklicher ist. Es können Märchen und zart-innige Poesien sein, die auf dem Grunde seiner scheuen Seele erblühen; aber seine Einsamkeit kann auch Grausen und Entsetzen gebären. Das Gemeine schüttelt ihn in seinem abgewanderten Innern ebenso, wie das Heroische, das Erhabene ihm Tränen abzwingt. Die größten Sonderlinge und Originale, Menschen voller Grotesken, voller phantastischer, skurriler, spukhafter Züge, wie aus den dichterischen Orgien E. Th. A. Hoffmann's oder Edgar Allan Poes geboren, sind nur unter diesen hageren Hirnmenschen zu finden.

Eine Innenwelt von erstaunlichem Reichtum, Charaktere von unbegrenzter Bilderfülle, in tausendfältigen Schattierungen, Menschen, voll von seltsamen Widersprüchen. Bald zart und in mitleidigem Empfinden, in der Erschütterung bis zu Tränen gerührt, bald kühl, ja eiseskalt und schroff, hochmütig-abweisend, herrisch und grausam und dann wieder liebebedürftig und doch unfähig, sich offen und herzlich hinzugeben, an sich selbst gebunden, in sich selbst verstrickt, sich selbst ein Rätsel.

Meist liebt dieser Typus im Leben, in Farben und Formen, in Musik und aller Kunst das Zarte, Abgetönte, Ätherische, Gebrochene. Freude an kräftigen Farben, an heroischer Musik, an Sturm und Kampf ist immer ein Zeichen von Kraft. Dem allen geht der Hirnmensch gern aus dem Wege. Seine Empfindsamkeit liebt in allem das Gedämpfte. Denn er ist seiner selbst nie ganz sicher. Lärm und Fanfaren reißen ihn aus der soignierten Stille seiner Seele, heraus aus all den sorgfältig aufgerichteten Verschanzungen, die beim einen stille, weltferne Gelehrsamkeit ist, beim andern die beschauliche Träumerei in der Natur, beim dritten das hochgeschraubte Persönlichkeitsbild einer idealen Überzeugung.

Nie können Menschen dieser Art sich mit der unbedenklichen Herzlichkeit, ja Oberflächlichkeit an Andere anschließen, wie das die Rumpfnaturelle tun. Die nennen es „anbiedern" und gewinnen rasch Freunde. Der idealistische Mensch streckt seine Fühler aus. Seine Schüchternheit, seine Scheu ist nichts anderes als der Schutzwall, hinter dem sein ängstliches Inneres sich sichert. Herzlicher, offener, hemmungsloser gibt er sich da hin, wo er nichts zu fürchten und nichts zu geben hat: in Büchern und in der Natur.

Indessen sind die Interessen da oft größer als das wirkliche Können. Dieser Geist versprüht sich in Kritik, in Lesen, in ästhetischer Betrachtung.

Der empfindsame Mensch enteilt aus der tapferen Welt der Tat, aus der

mannhaften Wirklichkeit, die ihn ängstigt, in die bedächtige Feigheit philosophischer Gespräche und ästhetischer Betrachtung. Indem er Gott und die Welt kritisiert, hegt er die groteske Täuschung, er habe etwas geschafft. Er vergißt, daß das Philosophieren eine menschliche Alterserscheinung ist. Der Jugend und der Kraft gehört das wirkliche Leben, der Schwäche aber die Theorie.

Diese Hirnmenschen sind die Analytiker, die ewig Suchenden, die Wanderer auf den Wahrheitswegen. Es sind die Menschen, die in einem Gedicht, im musikalischen Rhythmus der Sprache sich wiegen, die oft die Form über den Inhalt setzen, weil in ihnen selber die Form höher steht als der Stoff. Sie lieben bei Tisch, in der Kleidung, in der Wohnung, in allem, was um sie herum ist, die ästhetisch-künstlerische Anordnung und werden darin oft bespöttelt, weil es Menschen gibt, die nicht begreifen, daß Kaffee aus Moccatassen aromatischer ist, als aus töpfernem Geschirr, und Früchte aus blattgeschmückter Schale besser schmecken als aus einem Holznapf. Dem Rumpfmenschen steht das materielle „Was" höher, dem ästhetischen Empfindungsmenschen aber das „Wie".

Fig. 160. Ästhetischer Typus = überschlank und feingliederig. Empfindsam und schwächlich. Alles am Körper und im Benehmen, im gesamten Leben ist Form, vergleichbar den Orchideen im Treibhaus.

*

Die Schwäche ist es am Ende, die mit zartformender Hand den ästhetischen Typus (Fig. 160) herausarbeitet. Je feiner, edler, formenschöner alle Linien des Gesichts, je schmaler das Gesicht selber, je schlanker, sensibler, aristokratischer der feingebogene Hals, je glanzvoller und gepflegter das Haar, weicher und duftiger, in zarten Farben getönt die Haut, je schmaler die Hände, je schlanker die Körperformen, desto mehr tritt dieser ästhetische Typus hervor, der wie eine zarte sommerliche Blume ist, auf den Höhen der Gesellschaft und fern von den Sorgen der Arbeit erzüchtet. Es sind jene ätherischen Frauengebilde, in denen alle gesunde Erdkraft sich verlor und in deren Schönheit

alles Körperliche zu letzter, zartester Form sich wandelte. Sie sind nur Form, sind Blüte, sind Ausklang und Schwäche, sind ein Lied, das verklingt; denn in seiner höchsten Form, in seiner Blüte, muß immer das Leben sterben.

Oft sind es die Abkömmlinge nervös-zerarbeiteter Väter und schwermütig-müder Mütter. Dies ist die richtige Mischung für die morbiden Menschen, in deren Leben erst flüchtig, dann dauernder, das Schreckgespenst der Geisteskrankheit hineinblickt.

In diesem Typus finden wir die Menschen mit der peinlichen Sauberkeit, die Männer mit der sorgfältigen Kleidung, die Frauen mit den Spitzenträumen amoureuser Wäsche, mit der weißen Fleckenlosigkeit ihres Körpers, die ihnen ebenso unabweisbares Bedürfnis und subjektive Atmosphäre ist, wie dem Ritter der Kreuzzüge die Rüstung oder dem Ghettojuden der Kaftan.

Es sind die Frauen, die längst die Kraft und die sinnlich-schöne Fülle eines gesunden Körpers verloren. Zwischen Manicure und Leihbibliothek verbringen viele ihr Leben. Es sind die Frauen mit den zarten Parfüms, die ihre Toilette mit so viel Ernst und Gewissenhaftigkeit vollenden, wie Lionardo das Standbild des Sforza. Hinter ihrer soignierten Kühle, ihrer abgezirkelten Blasiertheit, ihrer persönlichen Rokokokultur birgt sich Mangel an saftvoller Ursprünglichkeit. Es sind immer die letzten, zarten Menschenranken einer sterbenden Kultur, deren kühl- und leisgetöntem Leben dann die ungebrochene Barbarenkraft irgendwelcher Menschen oder Volksschichten vernichtend gegenübertritt.

Sie sind geistvoll. Über ihrer Erscheinung liegt es wie leise und doch deutliche Ablehnung jeder Annäherung. Sie sind von jener unnachahmlichen Haltung, jener den ganzen Gewebsbau bis in die letzte Zelle durchdringenden Bildung, die das Ergebnis einer durch Generationen gehenden ästhetischen Züchtung ist. Ihr Temperament ist weder sanguinisch oder cholerisch noch irgendetwas sonst; es ist — ironisch. Nirgendwo knurrt in ihnen die Menschenbestie. Die Leidenschaften verarmen zu einem Flackern der Augen, zu einem leisen Lächeln. Wenn sie sündigen, tun sie es in Gedanken, mit geschlossenen Augen, oder in erotischen Büchern. Die Wirklichkeit schreckt sie. Sie sind müde — — müde — — müde.

Es sind Typen von aristokratischen Linien, von einer vornehm-kühlen Eleganz, einem raffinierten Geschmack. Aber ihr Leben hat mehr Form als Inhalt, hat in allen Dingen ästhetische Distanz. Sie erschrecken, wenn des Lebens ungestüme Wildheit aus dem unteren Volke irgendwo ihren Weg überquert. Es fehlt ihnen das kampfesfrohe Wollen, das jauchzende Genießen. Sie umgeben sich mit der temperierten Atmosphäre schweigender Salons, leben in der gemessenen Sicherheit aristokratischer Zirkel. Sie leben stilisiert, und in ihnen ist die leise Skeptis, die vornehme Müdigkeit alter Familien, deren letzte Glieder wie Orchideen im Treibhaus schwächlich und vornehm still ausleben.

*

Man kann diesen ideal gerichteten Menschen nicht zu praktischen Berufen gebrauchen. Er kann als Mann nicht Techniker, Ingenieur, nicht Soldat oder Landwirt, nicht Handwerker oder Beamter, nicht Kaufmann oder kaufmännischer Angestellter werden. Dies alles befriedigt nicht sein Sehnen nach „höherem Leben". Er ist unpraktisch, übersieht das Nützliche, verachtet das Nüchterne. Er begreift nicht die ruhig-gesunde Sicherheit im Geldverdienen, im Erwerb und in der Existenz. Das Wurzelhafte fehlt seinem Charakter. Er ist leicht Phantast und Schwärmer. Wo er angestrengt und dauernd arbeiten soll, versagt er. Mechanische Arbeit ist ihm ein Greuel. Die Gedanken in seinem hochstöckigen Großhirn galoppieren beständig davon. Er verachtet die nüchterne Gleichmäßigkeit der Arbeit, das wohltuende Gleichmaß des Tages, fühlt sich erhaben über fleißige Menschen. Er liebt eher die theoretisch-ästhetische Betrachtung des Lebens in Büchern und Zeitschriften, liebt das Theater oder das philosophische oder ästhetische Gespräch.

Auf allen Gebieten — in der Wissenschaft und in der Kunst — ist dieser ästhetische Typus eher der kritisch-betrachtende und genießende, als der schöpferische Mensch, eher der begeisterte Jünger als der aus dämonischen Tiefen gestaltende Meister. Denn das Dämonische ist der Anteil der Natur und aller ihrer wilden Kräfte an unserem Sein. Der Geist ist die edle Blüte, der letzte, bezaubernde Ausklang des Geschehens. Aber die Kraft der großen Wahrheiten wurzelt eher in der unbewußten Seelenregion des Rumpfes, als in den spekulativen Konstruktionen rumpf- und saftarmer Großhirnmenschen.

Goethes reife Weisheit, in der sich der große Gedanke mit der Liebe zu allem Naturerschaffenen verband, wuchs sicherlich aus der Kraft eines instinktreichen Rumpfes. Beethovens erschütternde Seelenfülle, seine dämonische Wildheit wäre in einem rumpfarmen ästhetischen Typus nicht denkbar. Rembrandts geniale Realistik und unerbittliche Erkenntnis konnte nur in einem Rumpfmenschen wachsen, den oft im Leben die wilde Sinnenkraft der Natur durchbrauste, die ihn hinter alle Schleier des Lebens blicken ließ.

Hier speist, auch nach erschöpfendem Genuß, das große Quellgebiet des Rückenmarks immer wieder den Organismus.

Beim ideell-ästhetischen Naturell aber fehlen die Reserven. Darum darf es nirgendwo die Zügel schießen lassen. Sehr leicht bricht die ganze Herrlichkeit des Empfindens in der körperlichen Schwäche zusammen. Ihm fehlt in der Rumpfsphäre der ergiebige Stoffpol, das Gegengewicht gegen die verzehrende Kraft seiner Ideen. Es fehlt die Wirklichkeit, das Naturhafte und oft allzusehr die einfache Kraft.

*

Im Umgang mit Menschen muß der Großhirnmensch die Grenzen erkennen. Er verliert dabei Kraft; denn er ist selber der Hingebende, an andere sich verlierende Mensch. Er äußert seine Gedanken, seine Empfindungen, findet nicht immer Verständnis, zieht sich zurück, leidet schweigend, einsam. Er kann mit andern sich freuen, mit andern leiden, kann ihnen ihre Sorgen, ihren Kummer, ihren Jammer abnehmen. Er gibt als Dichter der leidvollen Stummheit der Menschen Worte; er macht sie reich, erlöst sie von inneren Fesseln, und trägt doch oft selber schwer und schmerzvoll solche Fesseln. Eben weil er selber leidet, begreift er die andern. Weil's oft in ihm selber aufschreit, hört er den Schrei der Andern. Das arme, zuckende Ding, das wir Menschen „Seele" nennen, wer sollte es besser verstehen, als dieser zartorganisierte Empfindungsmensch. Er kann ein Seelenarzt sein, ein seelischer Pionier, der den Regungen der Seele im eignen Innern nachspürt, der sein Inneres qualvoll seziert und darum in seelischen Dingen ein geheimnisvoll Sehender, ein mitleidig Wissender wird.

Freilich, er steht mit solchem Wissen jenseits der Masse, jenseits des Alltags. Er hat den Vorhang gelüftet und verlor den kindlichen Glauben an das Leben, die harmlose Fröhlichkeit der Menge. Das Denken führt ihn an den Abgrund, vor dessen furchterweckender Tiefe nur inbrünstiger Glaube, nur religiöse Jenseitsgewißheit, ihn rettet.

Eben weil der idealgerichtete Mensch nur begrenzte Kraft hat, leidet er oft unter seiner Umgebung, besonders wenn in dieser ein Primitivmensch oder ein elementarer Ernährungsmensch sich befinden. Gegen beide hat er eine instinktmäßige Abneigung. Es sind seine Gegensätze, und ihre grobstoffliche Derbheit und Plumpheit martert ihn. Alles an ihnen stößt ihn ab, macht ihn leiden. Eher schon wirkt auf den zartbesaiteten Hirnmenschen der vitale Gemütsmensch günstig, mehr noch der harmonische Mensch. Denn das Gefühl, das diesen beiden Vollnaturen und ihrer körperlichen und seelischen Kraft entströmt, hüllt die liebebedürftige Seele des Empfindungsmenschen ein, und von solch saftvoller Körperwärme scheint sein schwächerer Organismus durch Stromübertragung zu profitieren. Der robuste Kraftmensch (Rumpf-Brust-Typus) aber stößt ihn ab, der weiblich geartete Tatmensch in seiner ruhelosen Aktivität erregt ihn. Er muß zu seiner Ergänzung das suchen, was ihm selber fehlt: die Ernährung und die Harmonie, die Kraft und die innere Ruhe.

In der Ehe dürfen, ja sollen die Naturelle sich ergänzen, aber nicht absolute Gegensätze sein. Das Einigende, das Verbindende ist immer das Gefühl, die alles ausgleichende Macht der Liebe. Wo nur körperliche Gegensätze ohne Liebe bestehen, da herrscht der Egoismus der Kraft, der rohe Hunger der Sinne. Wo der Kampf der Kräfte nicht durch Liebe ausgeglichen wird, da muß und wird in der Ehe der Schwache unterliegen. Wir wissen das aus der Physik. Bringt

man einen kleinen Magneten in die Nähe eines großen, so wird er von diesem angezogen, sozusagen aufgesaugt. Auch beim Menschen ist das so. Wo in der Ehe der Schwache mit dem Starken sich verbindet, da wird er von diesem verbraucht, ausgesogen. Sieht man nicht manche zarte Frau in der Ehe mit einem robusten Manne immer mehr dahinschwinden? Trotz aller ärztlichen Verordnungen und aller Kuren? Und wird nicht mancher Mann zum Schatten, weil eine üppige, begehrliche Frau wie ein Vampyr seine Kräfte saugt?

Vernunft und Mäßigung in der sinnlichen Liebe tun namentlich dem Empfindungsmenschen, mehr noch dem disharmonischen Naturell, not. Denn hat der eine die reizempfängliche, lebhaft tönende Klaviatur der Nerven, so der andere das ruhelose Sehnen, das oft ihn von Begierde zum Genuß taumeln und im Genuß verschmachten läßt vor Begierde.

Ja — schon das bloße Beieinanderschlafen, die bloße Körpernähe anderer Menschen kann geheimnisvoll dem zarten Menschen Kräfte rauben, von denen der Andere — mit der breitspurigen Rücksichtslosigkeit der materiellen Konstitution oder mit dem Egoismus des Alters — sich nährt.

Darum ist's gewagt, jugendlich-zarte Empfindungsmenschen bei kranken oder alten, müden Menschen schlafen zu lassen. Das Alter nimmt den jungen Menschenblüten die Kraft und läßt sie welken wie Rosen, die man in eine lichtarme Stubenatmosphäre brachte.

*

Der Hirnmensch ist körperlich zart und muß die starken Körperreize meiden, die den Rumpfnaturellen Bedürfnis und Antrieb zu neuer Kraft sind. Er wird leicht umgeworfen und verträgt nicht die rauhen Püffe, die des Lebens harte Faust in rauher Arbeit austeilt.

Er hat meist ein weiches Gewebe, das strengen Witterungsreizen nicht gewachsen ist. Er ist leicht erkältet. Dem Phantom der „Abhärtung" soll er sich nicht allzu leichtfertig in die Arme werfen. Viel kaltes Wasser, kritiklos gepriesene Kneippkuren können auf seine zarte Haut, sein empfindungsreiches Hautnervensystem wie Gift wirken. Denn diese Nerven tasten sozusagen in die unkörperliche Außenwelt hinein. Sie sind mehr auf Sonne, auf Licht und Wärme, auf Duft und Aroma eingestellt, als auf die brutale Schreckwirkung des kalten Wassers.

Der Empfindungsmensch verträgt weder Kälte, noch schroffen Wechsel der Witterung. Je härter das Gewebe, desto größeren Widerstand leistet es der Kälte. Wurzelgebilde leben in der feuchten Kälte des Bodens. Völker in sehr kalten Gegenden haben kurze Glieder, sind geistesträge, empfindungsarm, haben geringe Zeugungsenergie. Sie sind apathisch; denn Kälte hemmt alles höhere Leben.

Tatmenschen sind wie der feste, harte Stamm der Bäume. Sie ertragen Sturm und Wetter. Aber Empfindungsmenschen sind nicht Wurzel und nicht Stamm. Sie sind Blüte, aus Sonne und Sommer geboren. Blüte, deren Todfeind der Winter ist.

Die sensible Haut läßt den Empfindungsmenschen alle Kälte schroffer, bitterer empfinden. Er leidet unter ihr und darf doch dieser Scheu vor allem Rauhen nicht nachgeben. Denn ist er schon in sich selber eine zarte Konstitution, so wird übergroße Schonung zur Schwäche führen. Wärme entfesselt zwar alles Blühen; aber sie raubt auch die Kraft, dem Winter zu widerstehen. Sie verweichlicht.

Mäßiges Klima, das gleichweit von ständiger Kälte, wie von Schwüle entfernt ist, entfaltet die Menschen am meisten. Denn ist auch die kulturelle Spannkraft in den Keimen eines Volkes gegeben, so muß doch viel äußere Gunst des Lebens hinzukommen, daß eine reiche Entfaltung werde. Die Griechenkultur mit den heiteren Göttern des Olymp ist wohl nirgend anders denkbar als unter dem immerblauen Himmel jener gesegneten südlichen Halbinsel. Und die herrlichen Gestalten der Praxiteles, Phidias, Miron, Scopas konnten nur in der glücklichen Wärme und der naturhaften Freiheit des Südens wachsen.

Solange in Griechenland und Rom mäßiges Leben und reine Sitten herrschten, waren auch schöne, ebenmäßige Gestalten zu finden. Erst der Verfall der Sitten brachte den griechischen Weichling, den fetten römischen Schlemmer hervor. Der klassische Typus wurde verdrängt. Die hohe Formstufe der Menschen sank herab.

*

Der Hirnmensch braucht viel Schlaf. Ist der Rumpf der krafterzeugende Pol, so das Gehirn der kraftverbrauchende. Wo der Rumpfpol dauernd geschwächt ist, muß das Gehirn in ausreichendem Schlaf vorsichtig sich erhalten.

Der Empfindungsmensch hat die feinsten Sinnesnerven. Seine Zunge kann ihm unerhörte Genüsse im Essen, aber auch fürchterliche Qualen schaffen. Das ist entscheidend für seine Ernährung. Die dicht über der Erde oder in der Erde selber wachsenden Pflanzen haben einen tief eingestellten Stoffwechsel, eine träge, langsame Schwingung. Viele von ihnen neigen zu schwammiger Fülle.

Solche Nahrung wird darum nur schwer oder gar nicht von denen vertragen, die eine feinere Organisation und ein hochschwingendes Geistesleben, ein subtiles Gefühl haben. Schwere, massige Nahrung zieht herab, feinere und leichtere erhebt und beschwingt. Sie gibt körperliche und geistige Leichtigkeit. Wie energievoll ist eine Nahrung aus Körnerfrucht! Wie lebendig macht ein Apfel, ein Pfirsich, eine Handvoll Kirschen, eine Orange! Was an der Sonne reift,

hat höchste Lebensschwingung, höchsten Lebendigkeitswert. Es hat weniger Masse, aber mehr Gehalt. Es ist nicht dick und schwammig, sondern kernig und süß, voll von tausendfältig wechselndem, wundervollem Aroma.

Die rumpfschwachen Hirnmenschen sind keine elementaren Verdauungsmaschinen. Und Körnerfrüchte, Samennahrung und Obst sind ihrem zarten Organismus bekömmlicher als Kohl mit Speck, dessen Last im Magen wie mit tausend unsichtbaren Stricken ihren geistigen Hochflug hemmt. Aber sie dürfen ihrem kranken Drang in's Unirdische auch nicht allzu begeistert folgen. Denn sie sind keineswegs, wie sie glauben, der Schöpfung höchste Offenbarung, sondern sehr oft eine bedenkliche Einseitigkeit. Ihr Wert liegt oft mehr in ihrer Einbildung, als in der Wirklichkeit. Und ihre tausend Ideen, wie man die Welt „reformiert", sind oft nicht so wertvoll wie die fleißige Arbeit eines gesunden Rumpfmenschen. So wenig die Natur von Schmetterlingen und dem jubilierenden Orchester der Vogelstimmen leben kann, so wenig dürfen wir Menschen glauben, der ideen- und empfindungsreiche Großhirnmensch sei die erstrebenswerte Norm.

Gerade weil die Verdauungskraft des Hirnmenschen von Haus aus gering ist, gerade weil er der Ernährung gern aus dem Wege geht, darf er sie nicht vernachlässigen. Überreichliche Nahrung wirft ihn beständig zu Boden. Den Wahn, durch vieles Essen doch einmal dick zu werden, büßt er mit ständiger Verdauungsstörung. Aber doch darf er nicht hungernd seinem Hirn die Zügel schießen lassen. Er muß den Geistpol bändigen, indem er den Stoffpol im Rumpfe beschäftigt.

Nicht viel darf er essen, aber sorgfältig muß er's wählen. Und er muß Kraft sparen durch Wärme. Leuchten nicht die Blumen und die Blüten auch nur im Sommer auf? Verscheut sie nicht allesamt des Winters grimmiges Gesicht?

Nie dürfte das Hirn- und Nervennaturell die große und grobe, in Fett getränkte Nahrungsmenge der Rumpfnaturelle zu sich nehmen. Nie auch das hart-energische Arbeitsleben des Tatmenschen führen. Körperarbeit, Gymnastik, Wandern, Sport sind ihm gut; aber die Grenzen müssen mit Vorsicht gesteckt werden, sonst bräche die angeborene Zartheit im harten Zwang kläglich zusammen.

*

Was wir essen, ist nicht die einzige Nahrung. Es ist nur die stoffliche, die grobmaterielle, die sichtbare. Und sie ist notwendig dem stofflichen Menschen, dem Ernährungsnaturell. Ähnliches zieht Ähnliches an. Der Bauchtypus unter den Menschen liebt und braucht in der Ernährung die kompakte Substanz.

Anders der leichtere motorische Typus. Als Brust- und Lungenmensch braucht er die Lufternährung durch die Atmung. Luft ist nicht weniger stofflich, als andere Nahrung. Aber sie ist feiner, ist unsichtbar. Sie ist nicht der Träger grobstofflicher Dinge, sondern der Träger feinstofflicher Elektrizität. Also braucht

sie einen andern Weg, ein anderes Organ der Verdauung — das ist die Lunge, sind die Atmungswege. Gegen grobe Stoffbeimengungen wehren sie sich. Darauf sind sie nicht eingestellt. Eben darum braucht der motorische Mensch viel gute Luft. Bei schlechter Luft verkümmert er, wird er schwindsüchtig. Denn die Luft ist der Hauptquell seiner Kraft.

Den Rumpfmenschen wird man schwerlich unter den Schwindsuchtskandidaten begegnen. Gute oder schlechte Luft ist bei ihnen eine Frage zweiter Ordnung. Ihr Leben, ihre Kraft sind an sichtbare Nahrung gebunden. Darum gedeihen sie auch in schlechter Luft, deren schlimme und übelriechende Beimischungen sie nicht immer spüren.

Der Tatmensch aber verkümmert selbst bei bester Nahrung, wenn er ohne Bewegung ist, also nicht atmet. Sein Element ist eben die Weite, sind die lebensmagnetischen und elektrischen Kräfte, die das Weltall durchfluten und die er atmend in sich einsaugt. Wer auf der Grundlage der Lunge lebt, muß auch ausreichend durch die Lunge sich ernähren.

Zum Dritten aber der ästhetische Empfindungsmensch. Er lebt sozusagen durch Nerven und Haut. Darum ist er auf das Licht eingestellt, empfängt Licht-Kraftwellen durch die feinen Antennen seiner Hautnerven, die diese wundervolle Lebensenergie bis tief in den Körper weiterleiten, ihn so durch das Licht gewissermaßen mit Kraft akkumulieren. Das geschieht zwar an jedem Körper und in jedem Menschen. Wie der Rumpfmensch auch ein Hautleben hat und das Licht braucht, so hat der Nervenmensch, der Empfindungsmensch doch auch einen Magen und braucht Nahrung. Aber der Grundton des Lebens klingt bei dem einen Typus mehr in diesem, beim andern mehr in jenem Organ. Mehr als jeder andere Typus ist gerade der Empfindungsmensch eine lebendige Durchleitung jener Sonnenkräfte, die zur Erde drängen.

Ist er auch erdgeboren wie jede andere Menschenexistenz, so baut er sich doch weniger als Andere von kompaktem Stoff, mehr hingegen vom Sonnenäther auf. Seine Nahrung wächst weniger in dunkler Erde, denn wie er selber den Blüten gleicht, die vom Boden sich erheben und ihr zartes Gebilde voller Sehnsucht der Sonne entgegenstrecken, so holt er sich seine Kraft aus der Sonne, aus dem Licht. (Fig. 148.)

Ist nicht das Licht die feinste Form der Kraft und des Stoffes? Sind wir nicht allesamt aus Weltäther geformte Lebewesen? Das letzte Rätsel unseres Körpers liegt in der Natur des Lichtes. Je mehr Licht wir haben, desto weniger kompakte Nahrung brauchen wir. Der in lichtarmen Wintern und in schrecklicher Kälte lebende Eskimo trinkt Thran. Der Araber, der Berber in Afrikas Sonnenglut lebt am Tage von einer Handvoll Datteln, der Japaner von einer Handvoll Reis.

Wie töricht, alle Kraft nur in den dampfenden Töpfen zu vermuten, die das Leben europäischer Hausfrauen versklaven! Wie schrecklich, zu glauben, man müsse jedes bischen Arbeit durch eine Mahlzeit wieder wettmachen! Ist es denn wahr, daß Arbeit nur Kraft verbraucht? Kraft, die nur durch Essen wieder ergänzt werden könne? Sieht denn niemand, daß auch die Arbeit eine Quelle der Kraft ist, eine andere Form der Nahrung?

Was ist denn Leben? Leben ist Tätigkeit. In aller Arbeit liegt der Übergang von niederer Schwingung des Stoffes in höhere, die Ablösung der Trägheit durch Bewegung. Arbeit erzeugt stets irgendwelche Kräfte.

Jegliche Arbeit erhöht den Wechsel der Kräfte zwischen dem Stoffpol und dem Geist- oder Willenspol. Körperarbeit läßt die Kraftströme zurück in Rumpf und Muskeln fluten, erhöht deren Kraft, stärkt den Stoffpol, steigert also die Ernährung, die körperliche Lebensgrundlage. Die Rumpforgane — Magen, Darm, Leber, Herz und Nieren — arbeiten reger. Umgekehrt aber fluten auch Kraftströme zum Gehirn, zum Geistpol. Denn ohne Denken, ohne Leitung, ohne Willen, ist doch keinerlei Körperarbeit möglich. Der Mensch ist nicht Maschine, nicht Automat. Er ist — was das Wort Mensch sagt — Denker.

Wie anders sollte alles Denken sich auch entwickeln? Hinter allem, was die Menschheit auf spekulativem Wege glaubt „erdacht" zu haben, steht mit dem ehrwürdigen Antlitz der Ewigkeit — die Erfahrung.

Erfahrung aber ist die Frucht der Arbeit. Wer zu wenig arbeitet, erschlafft körperlich, aber auch geistig. Das Geistige löst sich von der Erfahrung, von der Wirklichkeit los. Es wird weltfremd, theoretisch, nervös und hysterisch. Die unbeschäftigten Kräfte strömen vom Rumpfpol zum Hirnpol und schaffen, weil sie auch hier nicht durch Arbeit gebändigt und geordnet werden, Unruhe, Unzufriedenheit, geistiges Elend, Zweifel, Nihilismus und Anarchie.

Darum soll gerade der Hirnmensch den Wert alles Körperlichen nicht unterschätzen, den Wert der Arbeit, der Natur, der Ruhe, der ausreichenden Ernährung. Den Rumpfpol gilt es wieder zu festigen. Denn damit bekommen Leben und Denken ihre naturhaft gesunde Wurzelkraft.

Freilich muß die Nahrung seinem innersten Wesen entsprechen, muß sein wie die Blüten und Früchte der sommerlichen Natur: zart, duftig, aromatisch, süß und saftreich. Denn alle Süßigkeit in pflanzlichen Dingen reifte an der Sonne, ist hochgesteigerte Empfindungsenergie, die die Nerven belebt. Darum gerade ist der Honig, dies wundervolle Substrat sommerlich-holden Gaukelspiels von Blüten, Schmetterlingen und Bienen, eine so einzigartige Nahrung für den Gehirnmenschen. Die Sonne hat ihn geboren, im Schoß der Blüten ward er gesammelt. Oh du grenzenlos freigebige Natur! Deinen zartesten Kindern deckst du den sommerlichen Tisch. Sie aber sehen deine Weisheit ist. Denn ihre

natürlichsten Instinkte, die im Kinde noch — den reinen Empfindungsmenschen — von selber nach den köstlichen Beeren, den Äpfeln, Pfirsichen und Trauben griffen, sind beim Erwachsenen von dummen Theorien überschwemmt.

Die zartnervigen Hirnmenschen sollen ihre Augen der Pracht des Sommers öffnen, sollen seinen Reichtum mit dankbaren Händen von den früchteschweren Ästen pflücken. Hat je der Winter das graziöse Gaukelspiel der Schmetterlinge, die taumelnde Seligkeit der Bienen auf Blütenkelchen gesehen? Auch unser Hirnmensch lebt im Winter nur ein halbes Leben. Sein gewebsarmer Körper ist nicht ein so reiches Wärmequellgebiet, wie die Rumpfnaturelle. Ihm ward nicht von der Natur das Geschenk robuster Daseinskraft. Er ist weich und liebebedürftig, wärmesuchend, gehört, wie Hauptmann in der „Versunkenen Glocke" sagt, zu

„Der Sonne ausgesetzten Kindern,
Die heim sich sehnen nach der Mutter."

Darum braucht er den Sommer, braucht helle, sonnige Wohnungen, braucht den freundlichen Blick in die Natur und Blumen in seiner Umgebung. Er belebt das alles durch sein lebendiges Verstehen, und es ist wie eine Melodie, die zwischen seiner feinnervigen Haut und allen Dingen um ihn herum immerzu erklingt. Er selber ist das Instrument. In ihm rauscht die Freude auf, in ihm häuft sich erdrückend das Leid. Er ist der schwierig zu behandelnde Mensch, der das Gnadengeschenk eines stabilen Gleichgewichts in Leib und Seele oft nicht mehr besitzt. Er muß zum Lebenskünstler werden, der das Instrument seiner Seele meistert, daß es nicht in schriller Dissonanz aufschreit oder in selbstgeschaffener Tragik in den Saiten reißt.

Den Rumpfmenschen wirft seelisches Erleben nicht aus dem Geleise. Er ist weder himmelhochjauchzend, noch zu Tode betrübt. Der Tatmensch rettet sich vor dem Leid in willensharte Arbeit, in strenge Selbstzucht. Der Hirnmensch aber kann am Leid zerbrechen, weil er sich darin zergrübelt. Der schwache Körper vermag die seelische Erschütterung nicht zu bändigen. Den Nerven fehlen die Sicherungen. Der ganze Organismus ist so sehr auf psychische Einflüsse eingestellt, nährt sich so sehr von Gedanken- und Empfindungswogen, braucht so notwendig für seine Existenz, seine Arbeits- und Lebensfähigkeit das, was man „die Stimmung" nennt, daß er leicht aus dem Gleichgewicht geworfen ist.

Ist es doch, als habe dieser Organismus unsichtbare Fühler, die ringsumher alle Freundlichkeit oder Feindseligkeit einsaugen. Sie spüren die seelischen Ausstrahlungen, die körperlichen Duftwellen der Andern. Darum leiden sie körperlich, leiden in ihrer Ernährung durch Mißstimmung, durch Lieblosigkeit. Liebe ist ihrem feinstofflichen Organismus ätherische Nahrung, wie Andern das Brot.

Wenn dies ideal gerichtete Naturell krank wird, soll man alle robusten

Maßnahmen, alle Roßkuren von ihm fern halten. Man kann nicht mit Reizen arbeiten, denen im vergeistigten Organismus der Boden fehlt. Aber man soll den Kranken in eine freundlich-warme Umgebung bringen. Denn die Quellen seiner Kraft liegen weniger im Körperlichen, als im Seelischen. Was er inbrünstig liebt, was ihm Lebensbedürfnis ist, das wird ihn auch heilen: Musik, Gesang, Licht, Sonne, schöne Farben, leichte, aromatische Speisen, süße Früchte, freundlich lächelnde Blumen im Zimmer, und vor allem: Verständnis. Denn wie in Tagen der Gesundheit doch stets das Schwergewicht hier in der Verinnerlichung, in der idealistischen Hochspannung oder tragischen Komplikation der Ideen lag, so wird nun beim Kranken meist der seelische Konflikt seiner Lösung harren. Denn das Seelische wird hier zum Ausgangspunkt des körperlichen Leidens.

Hier muß der Arzt mit erfahrenem Blick die innere Tragik sehen, in der diese nach innen gerichteten Menschen so leicht sich zerreiben. Denn diese Großhirnmenschen sind die geborenen Neurotiker, die allzuleicht auf der schmalen Grenze wandeln, auf der geistig Gesundes vom geistig Kranken sich scheidet. Das Gespenst der Disharmonie huscht so oft durch ihr Leben. Und ein rechter Arzt, der ein Seelenkenner ist, wird vor allem versuchen, den Kranken aus dem Gewirr von falschen Vorstellungen, empfindsamen Gefühlen, Sperrungen und Hemmungen herauszuholen, in das er sich verstrickt hat. Behutsam und doch energisch muß er die Tragik auflösen, in die hier ein im Leben verirrtes und darum in sich selbst geflohenes, wundes und wehes Herz sich hineinwühlte.

Ein jedes von den Naturellen hat seinen Grundton und sein großes Endziel. Dem einen sind es die irdischen Dinge und des Besitzes behagliche Freuden, dem andern die energievoll vollendete Tat und der kraftvoll erzwungene Erfolg. Diese zarteste aller Menschentypen aber lebt in einer Welt von Ideen und Vorstellungen. Und oft künden Leid und Seelenwunden von dem Fremdsein in der Wirklichkeit. Nicht in der sichtbaren Welt liegt hier das Glück. Nein — die Heimat dieser oft in seltsamer Zartheit erblühten Menschen ist die Seele. Und alles, was das Leben zu verschenken hat, gilt ihnen nichts gegen das eine größte Geschenk, das Gnadengeschenk der Menschenseele — die Liebe.

---

25. Kapitel.

8. Der disharmonische Mensch.

Die komplizierten, nervösen Typen.

Fig. 161 bis 181.

Gibt es auf Erden Harmonie? Ward sie in Menschenherzen je gefunden? Was ist denn Harmonie? Ist sie nicht jener „Friede auf Erden", den eine Him-

melsbotschaft kündet, den aber dieses kampfeslaute Menschendasein niemals sah? Harmonie ist Ruhe, ist das höchste, um das wir Menschen ringen dürfen: Zufriedenheit, ist jenes leise, unbewußte Lied vom Glück, das in den Herzen derer tönt, die rein und stark am Anfang ihres Lebens stehen, ein Gnadengeschenk des Himmels. Oder es ist der Lorbeer, der ein an Qual und Kämpfen reiches Leben am Ende krönt, wenn es — sich selbst überwindend — eingeht in die große Erkenntnis, daß am Ende aller Dinge — der Verzicht steht, daß Leid die gramvoll verhangene, stumm neben dem Menschen herschreitende Begleiterin seines Lebens ist und darum Duldung und grundgütiges Verstehen schöner und reifer als alles Wissen oder — um mit den Worten der Bibel zu reden — die Liebe höher ist als alle Vernunft.

Es gibt eine Harmonie, die am Anfang und eine andere, die am Ende steht. Die eine ist der heitere Lebensauftakt jener, die von der Natur begnadet sind mit einem schönen, in allen Teilen wohlgebauten Körper. Die andere ist der machtvoll-ruhige Ausklang eines Lebens, das über alle äußeren Schrecken, mehr noch über die Wirrnisse des eigenen Lebens, Herr wurde.

Dazwischen aber liegt — Disharmonie. Denn der Mensch selber ist Disharmonie. Er ist Wirklichkeit, die sich von ihrer Idee entfernte, sich verirrte und verlor. Er ist der von Gott aus dem Paradies Verwiesene, der in Irrtum und Schuld Verstrickte, der Kreuzträger, der um Erlösung betet, der Mühselige und Beladene, der Erquickung sucht. Tief in seinem Innern ist in seine Seele das Erinnern an das Paradies eingeprägt. Nie wird es, nie darf es in ihm verblassen. Es hält die Sehnsucht wach nach dem Ideal, zu dem wir alle hinstreben.

„In jedem lebt ein Bild des, das er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist auch sein Fried' nicht voll."

sagt Rückert. Und Schiller sagt, daß jeder von uns noch einen Idealmenschen in sich trage.

Was ist unser Erdenleid, unsere Disharmonie anders als der ständige Zwiespalt zwischen diesem Idealmenschen und unserer erdgeborenen Wirklichkeit! Mancher zerbricht daran, stürzt hinein in die Verzweiflung, zerstört sein Leben, zertrümmert die Form, vielleicht um in Qual und Gram die Idee zu finden. Wir alle aber leiden unter diesem Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Idee, zwischen Erde und Himmel, zwischen Wollen und Vollbringen. Disharmonie! Das ist das drückende Maß menschlicher Unvollkommenheit. Es ist das Dornengewand unserer Schwächen, unserer Fehler. Es ist die Summe unserer Unzulänglichkeit.

Ibsen läßt seinen „Peer Gynt" das Reich der „Trolle" aufsuchen. Trolle — das sind die Spukgebilde, die durch die Menschenseele huschen. Es

sind unsere inneren Kobolde, unsere Launen und Unerklärlichkeiten, unsere Irrtümer und Seitensprünge, aber auch unsere Furchtgesichte und unsere Daseinsangst. Die Trolle sind das Gefolge des großen Rätselhaften, vor dem wir im eignen Leben erschrecken.

Vollkommenheit ist nur in der Idee, im Ideal. Darum leuchtet das Ideal, das wir im Herzen tragen, zugleich uns auf dem Weg zur Harmonie.

*

Aber nicht von dieser tief mit dem Menschenleben verwurzelten Disharmonie wollen wir reden, sondern von jenen merkwürdigen und besonderen Menschen, die durch die Fülle ihrer Widersprüche unter den Andern auffallen, so daß wir sie in einem ganz ausgesprochenen Sinne disharmonisch nennen.

Es sind die unruhigen und komplizierten, ja man darf sagen: die seelisch kranken Naturen. Denn alles Gesunde trägt das Antlitz der Ruhe und der Einheitlichkeit. Es gibt nur *eine* Gesundheit, wie es *nur eine* Wahrheit gibt. Aber die Krankheit und der Irrtum tragen tausenderlei Gesichter.

*

Unmerklich still geht der empfindsame, ästhetische oder denkerische Typus in den disharmonischen über. Wer vermöchte die Grenzlinie zwischen dem Gesunden und Krankhaften zu erkennen! Es sind nur Steigerungen. Es ist wachsende Geistigkeit bei zunehmender nervöser Schwäche. Kommen die schweigsamen Sonderlinge, die scheuen Grübler, die leicht erregbaren Choleriker, die in sich verschlossenen, ungeselligen, gefühlsarm-trockenen Naturen nicht auffällig an die Grenze dessen, was gesund ist?

Die Saftlosigkeit, der Mangel an Humor, die häufige oder immerwährende Verstimmtheit unterscheidet den disharmonischen Menschen von den saft- und humorvollen, daseinsfrohen Rumpfnaturellen. Sie geben sich nicht dem Leben und der frohen Gegenwart hin, sondern sind in sich selbst verkettet. Ein schwerfälliger Ernst nimmt ihrem Wesen die heitere Unmittelbarkeit. Ihr humorloses, mit konstruierten Vorstellungen gestütztes Ich aber macht sie empfindlich, reizbar. Sie können sich sozusagen nicht von sich selber befreien. Zwischen Empfindsamkeit und gläserner Gefühllosigkeit schwanken sie. Sie sind verletzbar und seelisch tief verwundbar und werden durch sich selbst oft in die Einsamkeit gedrängt. Sie finden oft schwer die Brücke zu den Menschen, schließen sich mit großer Heftigkeit an einen einzigen Menschen an und meiden scheu und ängstlich die andern. Oder sie können oberflächlich und gemütlos, roh und verletzend sein, manchmal auch wohl beides in seltsamem und erschreckendem Wechsel.

Oft sind diese Typen kühl, trocken, saftlos. Denn die Wärme des Gefühls entquillt dem Rumpf, der sinnlichen Grundnatur. Diese unsinnlichen Menschen

sind oft lederne Gesellen, als Beamte eintönige Pflichtautomaten, essende und trinkende Uhrwerke. Sie leben in Akten und Paragraphen, in Bestimmungen und Vorschriften, in Tinte und Quartformat. (Fig. 161.) Aber es fehlt ihnen der lebendige Impuls, das aufquellende Lebensgefühl. Sie umgeben sich mit kühler Würde, mit der Distanz ihres Amtes. Es sind Mustermenschen, die punkt zehn Uhr die Zähne in die Frühstücksstemmel schlagen, wandelnde Reglements, deren geringe seelische Stromspannung auch daheim und in der Ehe nicht auf den Hebeldruck der Liebe reagiert. Sie entnehmen die Pflicht zur Liebe dem Abreißkalender.

Fig. 161. Saftloser, pedantischer, in Büro und Zentralheizung altgewordener Körper. Bürokrat, der die innere Elastizität verlor.

Es fehlt so vielen Disharmonischen die einfache herzliche Anteilnahme an Freud und Leid der anderen Menschen. Ihrer inneren Verstimmtheit entsteigt Verbitterung, Abwehr. Oft geht von ihnen eine Atmosphäre der Feindseligkeit aus. Sie können stundenlang schweigen und die Distanz zwischen sich und ihrer Umgebung durch hochmütig-egoistische oder wehleidig-verbitterte Empfindung mehren. Dabei arbeiten sie seelisch ihr Ich immer schärfer heraus. „Ich werde nicht verstanden!" „Ich leide unter meiner Umgebung." An sich denkt er, seltener an die Andern. Er fühlt sich mißverstanden, verkannt, wie Goethe es unvergleichlich von dem seelisch kranken „Tasso" uns schildert, der die Stimme Antonios, die Stimme des gesunden Weltverstandes, in den Wind schlägt.

Es sind die tragischen Naturen, wie es der Maler Feuerbach war. Wir kennen ihn als scheuen Einsamen, der um Anerkennung rang. Aber ist nicht auch Hans Thoma lange, lange Zeit verkannt worden? Aber er ist harmonisch angelegter, gemütvoller Rumpfmensch. Darum sagte er von sich selbst: „Ich habe kein Talent zum Märtyrer." Er fand, es sei so wunderschön, zu leben und zu malen, daß die Meinung der Menschen gleichgültig sei.

Kein Talent zum Märtyrer! Dies scheint über dem Leben aller vitalen Rumpfnaturelle zu stehen. Nie versinken sie in die Höllen der Selbstzermarterung, der konfliktreichen Selbstzerfleischung. Seltener aber auch steigen sie aus tiefem Leid zu den Höhen einer Erkenntnis auf, die so machtvoll und erschütternd in einem künstlerischen Werke zu uns spricht.

Die furchtbaren inneren Kämpfe der disharmonischen Seele sind den ge-

sunden Rumpf- oder Tatmenschen fremd. Wir finden bei ihnen auch nicht die schroffen und sprunghaften Übergänge, das alternative Auftreten der Disharmonischen. Entweder — Oder! Alles — oder nichts! Bewunderung — oder Verachtung! Anbetung — oder Verdammung! In diesen Extremen bewegt sich, wie Kretschmer („Körperbau und Charakter") es vom sogenannten Schizothymen schildert, ihr Denken. Es fehlt das Gleichmaß, die freundliche Konzession, die das Zusammenleben erträglich macht. Die Affekte liegen wie Sprengmaterial stets auf dem Grunde der Seele. Sie schaffen eine ungemütliche, beängstigende, gespannte Situation. Und je mehr der Disharmonische sich absondert, sich in sich selbst verliert oder in eine verstiegene Idee verirrt, desto mimosenhafter oder auch kaltherziger, rücksichtslos-despotischer kann er werden.

Es ist keine Kleinigkeit, mit ihm umzugehen, kein Vergnügen, mit ihm verheiratet, sein Vorgesetzter, sein Angestellter, sein Teilhaber im Geschäft zu sein. Dies umsoweniger, je mehr sich Disharmonie mit einem Talent, einer bedeutenden Anlage, einer künstlerischen Fähigkeit verbindet. Denn dann lodert über dem Alltag die Fackel des Ehrgeizes. Über die ruhige Freundlichkeit der Stunde ragt das Pathos der Idee, die Monumentalität eines künstlerischen, ethischen oder sozialen Zieles.

Das wehmütig-elegische, das weltentsagend-einsame wird zur Grundstimmung, wie bei den romantischen Dichtern, oder das tragisch-heroische, wie bei Schiller, Grillparzer, Kleist, Hebbel. Es kann auch in Sturm und Drang, tobend und kettenrasselnd das Dämonische aus den gefährlichen Tiefen der Menschennatur aufbrechen, alle Dämme niederreißen und in einem sinnlosen Rausch das ganze Leben zerstören.

*

So ist der disharmonische Mensch der komplizierte. Aus Widersprüchen zusammengesetzt, von unbegrenztem Reichtum seiner Charakterfärbungen, innerlich zerrissen, bald so, bald anders ist er sich selbst und andern ein psychologisches Rätsel. Er ist — zumindest für den Charakterforscher — der interessanteste unter allen Typen, dessen verschiedene Seiten es zu erfassen gilt. Er ist der, der sich am meisten mit sich selbst beschäftigt, weil sein Inneres von seelischen Kämpfen durchtobt ist, und der eben darum oft eine starre Maske trägt, hinter einem unbeweglichen Antlitz die wilden und ungebärdigen oder schmerzvoll-wehen Dramen, die stürmende Ungeduld oder die bittere Resignation, die tiefe Unzufriedenheit, die selbstquälerischen Vorwürfe und das grenzenlose Liebebedürfnis einer doch feindselig gestimmten, dornigen und abstoßenden Seele verbirgt.

Disharmonisch ist alles, was einseitig, unausgeglichen, sozusagen verirrt ist und nun den Ausgleich, die Ruhe, das Glück sucht. Daher das ewige Suchen und Sehnen der disharmonischen Seele.

Nur darf dies Sehnen nicht allzusehr in der Luft hängen. Es soll Wurzel schlagen im fruchttragenden Erdreich der Wirklichkeit. Die Erlösung liegt im Willen, in der Tat.

Wieviele nervöse, disharmonische Menschen aber gibt es, bei denen das bloße Gefühl wie ein schwächliches Gewächs um den Stamm des Lebens rankt. Das Gefühl überwuchert den Willen, erstickt die Tat. Es ist in sich selber stehen geblieben, kommt nicht zum Entschluß. Willensschwäche ist zugleich Nervenschwäche. Wo aber Schwäche der Nerven und des Willens sich mit reichem Gefühl vereinen, da wird die Wirklichkeit immer himmelweit hinter der unklaren Sehnsucht zurückbleiben. Ja — dieses unbefriedigte Sehnen wird zum Schmerz, zur Qual, zu einem toten Rennen in der eignen Brust, einem Sichverzehren. Besonders wenn ein körperliches Leiden hinzukommt, das den Blick fast zwangsläufig vom Leben ab- und auf das eigne Ich hinlenkt. Das Jammern und Klagen nimmt dann kein Ende.

*

Der disharmonische Mensch kann bösartig und gefährlich sein, und unter den Verbrechern ist er überall zu finden. Er kann hart, roh, lieblos und grausam sein, eine kampflustige, menschenumlauernde, ja mordlustige Bestie. Aber er kann auch, mit dem bohrenden Weh im Herzen, mit der glücksuchenden Friedlosigkeit des zerquälten Erdenmenschen, um das Höchste ringen, kann in der Not eines einsamen Herzens Gott suchen. Er kann im Hunger der Seele nach einem Menschen schreien und Qualen leiden, die kein Mensch versteht. Aber wie das Meer in Stürmen die kostbare Perle ans Ufer wirft, so wird die höchste Wahrheit, die letzte Erkenntnis, das reifste Kunstwerk, auch nur im Leid und in den Stürmen der Seele geboren. Wir verstehen, warum wir der disharmonischen Natur so zahlreich unter den bildenden Künstlern, ja auch unter den Dichtern und Musikern, begegnen. Ihr Werk ist Erlösung von der Qual der eigenen Seele. Wie sagte Michel Angelo, der disharmonisch Ruhelose, dem die innere Qual, die heroische Einsamkeit, die Erkenntnis gab: „Nichts vermag ich zu meißeln als mein eigenes Leid." (Fig. 162.)

War nicht August Strindberg solch ein in den Gluten widerstrebenden Denkens sich windender, ewig zweifelnder, innerlich zerrissener, disharmonischer Mensch? Ein wahrhaft Gekreuzigter, das Prototyp des modernen Geistmenschen, dem die inneren Gesichte keinen Frieden lassen? Liegt nicht die Disharmonie in seinem seltsamen Antlitz? Stürmen hier nicht die Mächte des Himmels und der Erde widereinander? Unter einer hohen, erkennenden, schöpferisch breiten Stirn ein paar Augen von sehnsüchtiger Bläue, die Augen des okkultistischen, im tiefsten Inneren wissenden und gütigen Strindberg. Darunter eine kurze Plebejernase mit breitaufgeworfenen Flügeln, die diesen „Sohn einer

Magd" wehrlos macht gegen den Ansturm der Sinne, die ihn trinken und lumpen und alle Niedrigkeiten der Menschennatur erleben läßt. Aber dann kommt er und beichtet. Beichtet in der „Gespenstersonate", im „Gang nach Damaskus" alles Menschenleid, alle Lächerlichkeiten und Bosheiten, die in uns allen stecken. Beichtet seinen Haß, seine Ausschweifungen, sein Wüten wider sich selbst, beichtet die ganze erschütternde Ohnmacht seiner erdgebundenen Natur, wie Rembrandt, der in vielen Selbstportraits den eigenen Verfall, den Gang vom Fürsten zum gedunsenen Bettler festhält. Und siehe: wir erkennen uns alle! Die Moralisten verdammen nur. Aber diese disharmonischen unter den Großen sind die wahrhaften Erlöser, weil sie die wahrhaft Leidenden sind.

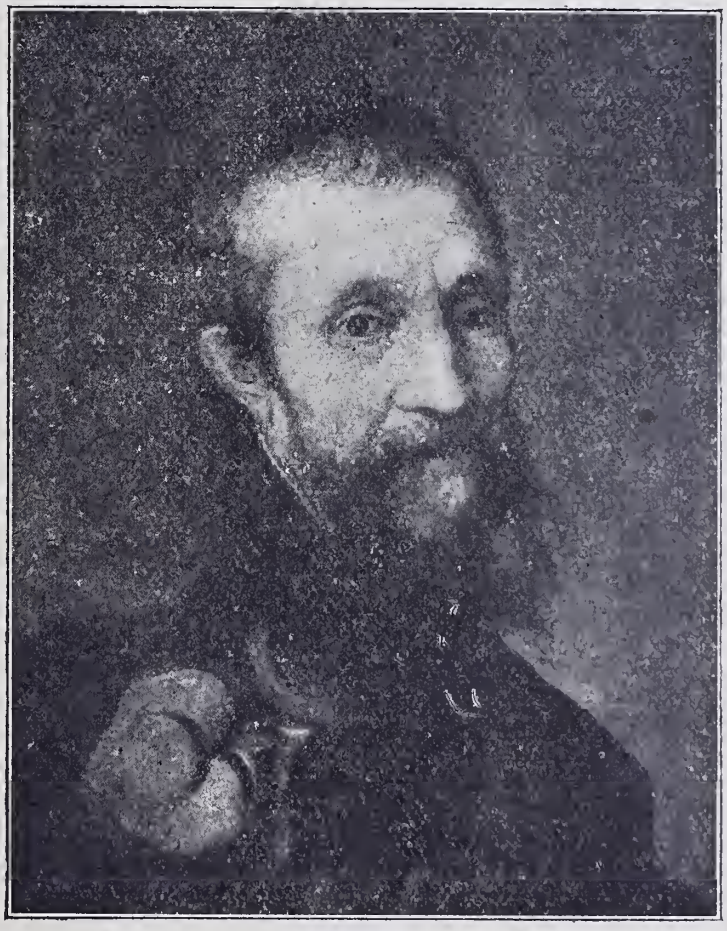


Fig. 162. Michelangelo Buonaroti, der genialste und vielseitigste Künstler der Renaissance, gleich groß als Maler und Bildhauer, wie als Baumeister. Geb. 1475 zu Caprarese im Arnothale, gest. 1564 in Rom. Lebte meist in Florenz und Rom.

Solch ein Erlöser ist Beethoven. Ein zur höchsten Reinheit hinstrebender Künstler, ein schwacher Mensch und doch ein Riese, ein Cyklop. In seiner irdischen Hilflosigkeit oft wie ein gefesselter Prometheus, ein geblendeter Polyphem. Er war ein Aufschrei der Natur, ein ungeheurer Sang der Ewigkeit in einem disharmonischen Körper.

*

Die Wurzeln der Disharmonie liegen in den tausend falschen Lebensgewohnheiten der Menschen. Vielleicht wird sie am meisten durch die Liebesarmut, die Feindseligkeiten der Eltern, in den Kindeskeim hineingetragen. Sie ist angeboren, liegt in dem ungeordneten Grundriß der Seele, in der falschtönenden Lebensmelodie und zeigt sich auch im körperlichen Äußern nun als irgendeine Störung des Aufbaues und der Form.

Wir sehen dann am Körper Asymmetrie und Anomalien, Ungleichmäßigkeit und Unruhe in den Linien und Flächen. Liegt nicht in allen Verwachsungen und Mißbildungen des Körpers — in verkrümmter Wirbelsäule, im Buckel, in

allem Schiefwuchs, in verkürzten oder verkümmerten oder auch überlangen Gliedmaßen, in einem Mißverhältnis zwischen Schädel und Rumpf — auch eine seelische Disharmonie? Ist es nicht, als wolle die unzufriedene Seele sich in manchen bösen Zügen rächen für den Schimpf der Natur? Im 2. Kapitel meines hier so notwendig ergänzenden Buches „Kranke Seelen"*) ist gezeigt, wie die Seele im Reiche des Unwirklichen erstrebt, was der körperlichen Wirklichkeit ermangelt.

Fig. 163. Christuskopf nach Thorwaldsen. Schön und harmonisch gewölbter Oberkopf. Friedvolle Abgeklärtheit.

Weit schlimmer noch sind die Kennzeichen der Disharmonie an der Schädelform und am Gesicht. Denn hier strömt doch alles geistige Leben zu einer einzigen Physiognomie zusammen. Der harmonische Mensch hat einen schön und gleichmäßig gewölbten Oberkopf (Fig. 163), vor allem auch einen wohltuend geformten Hinterkopf. Beim disharmonischen ist oft gerade der Hinterkopf — die Sphäre der Triebe, der motorischen Kräfte — seltsam verformt. Bald zeigt der Hinterkopf, oben hoch ansteigend, übermäßiges Selbstgefühl, starren Egoismus, Eitelkeit, Plötzlichkeit des Handelns (Fig. 164), herrische Willkür und Trotz, bald ist er hinten abgeflacht und verrät Indolenz, Mangel an Entschlußkraft, fehlendes Selbstvertrauen. (Fig. 165.) Bald steckt im überbreiten Hinterkopf — ein überängstliches Gewissen, eine sorgenvolle Pedanterie, bald im schmalen, abstürzenden Seitenkopf der Leichtsinn und die Gewissenlosigkeit. Oft auch herrschen im stark und breitgewölbten, disharmonisch und unruhig geformten Hinterkopf die elementaren Triebe wie eine Horde von Raubtieren. Und wo sie nicht gebändigt werden, wird solche Form zum Verbrechen treiben. Jede innere seelische Störung, jede Unausgeglichenheit, jeder Widerspruch oder Mißton im Charakter muß die zusammengefaßte Ruhe im Antlitz stören, muß es unruhig, bewegt machen, ja in stärkeren Graden zerreißen und verzerren.

Die beiden Gesichtshälften zeigen ja fast nie völlige und restlose Symmetrie (Übereinstimmung). Auffällige Ungleichheit ihrer Maße, ihrer Form und ihres Ausdrucks aber spricht ganz sicher von argen Widersprüchen im Charakter, von seelischer Disharmonie. Jede arge Formverschiedenheit in den Gesichtsorganen

*) Volkskraft-Verlag, Konstanz.

ist vom Übel. Namentlich die Augen und die Ohren sind zu beachten. Ein zu hoch oder zu tief sitzendes, verformtes, mißgestaltetes Ohr (vergl. Kapitel 21 im I. Band) läßt auf Unruhe schließen, auf eine üble seelische Beeinflußbarkeit, ja nicht selten auf verbrecherische Neigungen. Bei Verbrechern, die allesamt schwer disharmonische Typen sind, ist das mißgestaltete Ohr charakteristisch. (Fig. 169.) Die unter den Kriminalisten bekannte Reiß-Schneickert'-

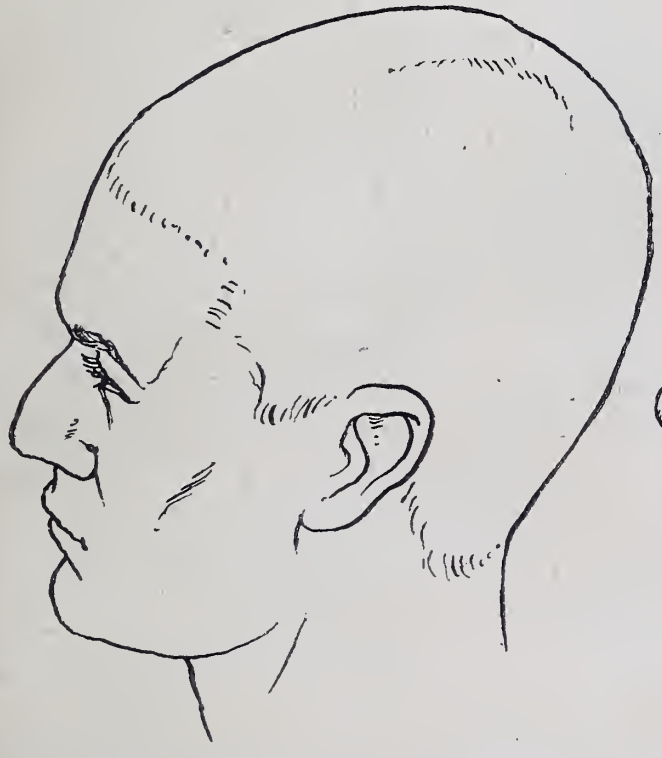


Fig. 164. Disharmonie durch überstarken Hinterkopf. Triebhaftes Handeln, übergroßes Selbstgefühl.

Fig. 165. Disharmonie durch allzuschwachen Hinterkopf. Unentschlossenheit und mangelndes Selbstgefühl.

sche „Signalementslehre" ist dafür in ihrem photographischen Material ein umfassender Beweis. Insbesondere ist das abstehende Ohr, das sogenannte „Henkelohr", in grober, plumper Form, mit angewachsenen Ohrläppchen oder gar völlig zusammengedrückt und verkrüppelt, beim verbrecherisch beanlagten Menschen häufig zu finden. Man erschrickt, wenn man solche Ohren sieht und weiß, daß hier die Seele schönen, reinen und edlen Eindrücken nur schwer zugänglich ist oder sich ihnen völlig verschließt. Es sind seelische Verhärtungen, die aus solchen Formen sprechen.

Unharmonische Formveränderungen zeigen auch die anderen Organe. Fällt uns nicht auf, wie oft die unruhigen, friedlosen, nervösen, übellaunigen, mit sich und der Welt unzufriedenen Menschen eine schiefe oder irgendwie unschön geformte, unedle Nase haben? Ist nicht die Nase das formale Prinzip der geistigen Persönlichkeit? Kommt nicht in ihrer Form viel von dem zum Ausdruck, was wir Wille, Sammlung, Planmäßigkeit nennen? Die eingedrückte Nase in

einem Mannesantlitz, wie etwa bei Strindberg, ist Mangel an harmonischer Zusammenfassung des gesamten Ichs und also disharmonisch. Nicht weniger disharmonisch aber ist eine allzustark gebogene, raubvogelartig gekrümmte Nase, wie in Fig. 166. Denn in ihr ist leicht alles Gefühl zu einem kalten, herrischen oder berechnenden Willen zusammengezogen. Es ist der übermännliche Wille, der — wenn er nicht beständig an großen Plänen schaffen kann — im engen Kreise nervös und friedlos umherrennt, wie ein Raubtier, das im Käfig sich erschöpft.

Fig. 166. Disharmonische, gierige Raubvogelnase.

Fig. 167. Struppig-disharmonischer Haarwuchs, oft ein Kennzeichen bösartiger Anlagen.

Mehr noch als Ohr und Nase zeigen uns Haarwuchs und Kinn den disharmonischen Menschen. Ein Kopfhaar, das von allen Seiten her in die Stirn hineinwächst, zerstört die Weite und die Architektur der Stirn und läßt den Kopf in seiner Formstufe sich wieder dem Tiere nähern. Ein undifferenzierter, grobfühliger Charakter kommt in struppigem, regellos wachsendem Haar zum Ausdruck, das nach verschiedenen Richtungen auseinanderstrebt (Fig. 167) und nicht, wie in Fig. 163, sich schön und gefällig anordnen läßt. Dies struppig-wilde Haar mit einem auffällig in die Stirn hineinragenden Haarwirbel ist für manchen verschlagenen, heimtückischen Menschen, manche Verbrechernatur, kennzeichnend. Wird nicht Mephisto, wird nicht jeder Bösewicht auf der Bühne mit einem auffällig tiefen Stirnhaarwirbel dargestellt?

Starker Bartwuchs läßt bei Frauen den stark männlichen Einschlag erkennen, völlige Bartlosigkeit bei Männern den weiblichen Einschlag. Beides verwischt den Grundcharakter und kann ein Ausdruck von Disharmonie sein; ja beides ist unter den Verbrechern nicht selten zu finden. Lombroso hat in seinem Buche „Der Verbrecher" dies Merkmal ausdrücklich erwähnt.

Wo könnte die seelische Disharmonie stärker zum Ausdruck kommen als in den Augen! Sind sie nicht „der Spiegel der Seele"? Der Sehnerv entspringt im Mittelhirn, im Quellgebiet des unbewußten Gefühls. Je höher und breiter das Mittelhaupt, desto stärker die fühlenden, seelischen, ethischen Kräfte. Desto wärmer, tiefer, liebevoller, hingebender, selbstloser auch der Blick. Hier kann zwar Disharmonie entstehen aus dem Zwiespalt zwischen den idealen und realen Kräften.

Indessen sichert Reichtum an Gefühl doch immer das unbewußte Glück. Im Gefühlsleben wurzelt die glückselige Naivität, die uns heiter lächelnd im Wesen der Frau entgegentritt.

Wo das Mittelhaupt flacher wird und also das Gefühlsleben zurückweicht vor dem Verstand, da rückt das Gespenst der Disharmonie näher. Denn liegt im Gefühl das treibende, positive, bejahende Prinzip des Lebens, so im Verstand

Fig. 168. Disharmonischer Kopf. Tiefliegende Augen, kalter, lauernder Blick, gefühllos-schmale Lippen. Klug, berechnend, verschlagen, mißtrauisch.

Fig. 169. Disharmonischer Kopf. Niederer Oberkopf mit mangelnden sittlichen Kräften. Verkrüppeltes Ohr. Gemeine Nase, brutales Kinn. Verbrechertypus.

das hemmende, negative, verneinende. Der Verstandesmensch ist der geborene Zweifler, der Skeptiker. Der Ausdruck seiner Augen ist gefühlsarm, nüchtern. Es fehlt der Strahl der Liebe, der tief aus der Seele bricht und selbst manches häßliche Gesicht wundersam verschönt.

Das Auge des Verstandesmenschen hat ruhige Beobachtung oder gar kühle Berechnung, zumal wenn die Lidöffnung schräg nach oben gerichtet ist. (Fig. 168.) Und wenn die Iris unrein, der Blick verschleiert, lauernd, versteckt oder stechend ist, die Augenhöhlen ungleich — die eine groß, die andere klein — sind, die eine vor-, die andere zurücktritt, so weist solche Unreinheit und Unklarheit im Auge auf eine Disharmonie hin, die in's Arglistige, Bösartige, Verbrecherische (Fig. 169) gerichtet ist.

Im Kinn wird die stark zurücktretende Form die Wirklichkeitskräfte mindern und also eine Disharmonie darstellen. Mehr aber macht ein überlanges, auffällig breites Kinn disharmonisch, heftig, ausfallend, am meisten ein schief

gestelltes Kinn, zumal wenn es in seiner Mitte tief eingekerbt ist. Sind dazu die Kinnladen eckig-breit oder gar ungleichmäßig, die Jochbeine vortretend, die Wangen ohne Fülle, die Haut hart und farblos-grau, der Unterkiefer vorspringend (Fig. 169), so tut man wohl gut, einem solchen Menschen gegenüber in persönlichen und geschäftlichen Dingen die größte Vorsicht walten zu lassen. Denn er wird rücksichtslos und brutal seine niederen, materiellen und egoistischen Zwecke durchzusetzen versuchen.

Selbst an der Haut ist Disharmonie zu erkennen. Oft ist sie blaß, fahl, farblos grau, von gläserner Spannung oder erschlafft und welk. Selten hat sie die wundervoll warme Tönung, die zart-leuchtende Strahlung, die pfirsichweiche, quellende Frische, die wir etwa am gesunden und gefühlsreichen Frauenkörper kennen.

*

Alle diese Merkmale sind nicht an sich schlecht. Sie werden es erst in ihrer Häufung. Sie werden verschlimmert durch einen kalten, bösen Blick, durch dünne, blutleere, messerscharfe Lippen oder einen großen, formlos-gemeinen Mund mit schlechtgestellten, irgendwie häßlich geformten Zähnen. Und sie werden gemildert durch ein farbenreiches Auge, einen warmen Blick, durch einen kleinen, hübschgeformten Mund und harmonisch gesunde Zahnreihen. Feuchtersleben sagt in seiner „Diätetik der Seele": „Halte dich an's Schöne! Vom Schönen lebt das Gute im Menschen."

Wie sehr verlor unsere Zeit solch heilige Lebensgrundsätze. Wie soll sich Schönheit und Güte in einem Volke entfalten, das nach dem Grundsatz lebt: „Zeit ist Geld?" Welche Armseligkeit, die ewige Schönheit der Zeit in nichts anderes als in klingende Münze umzurechnen! Je gehetzter die Arbeit, desto ausgepreßter die Seele. Desto leerer und nichtssagender das Vergnügen. Je geringer aber der Hunger der Seele nach Ewigem, desto größer der materielle Hunger. Der Grundsatz „Zeit ist Geld" führt die Seele in die Hölle. Der Himmel der Ideale erlischt. Denn er erstrahlt nur in Ruhe und philosophisch heiterer Gelassenheit. Der Grundsatz „Zeit ist Geld" zerfrißt uns seelisch, macht uns zu Gesindel. Wir verhökern nach und nach Gottes Schöpfung, machen aus der Erde allmählich eine einzige Fabrik, einen Konzern, einen riesengroßen Trust, ein einziges Bankhaus. Die moralische Verlumpung wird uns zeigen, was wir damit erreichen.

*

Jede böse Kraft am Körper, am Kopf, hat ihren Antagonisten, ihren Gegenpol, der sie bändigt, sie mildert. Dies ist eben der Kampf zwischen Gut und Böse, der von der Wiege bis zum Grabe uns begleitet. Nur der harmoni-

sche Mensch wächst schon im Leben über den Kampf hinaus. Er erringt den Frieden. Er ist der Erlöste.

Aber welches Glück, welche durch gar nichts zu erkaufende Seligkeit liegt in dem Wissen von der eigenen Kraft, mit der wir selber sieghaft in diesen Kampf eingreifen können! Wer seine sittlichen Kräfte mobilisiert, seine Sehnsucht nach einem schönen, edlen Leben nie verliert, der verfeinert die eigene Körperform, veredelt die Form seiner Kinder.

Macht es nicht unsagbar froh, dies zu wissen? Wer hat nicht schon beobachtet, daß aus den unglücklichen, zerrissenen Ehen die Kinder mit den verformten Kiefern, den stark vorspringenden Ober- oder Unterkiefern, den unregelmäßig gewachsenen Zähnen kommen? L i e b e ist die Macht, aus der alle schöne Form geboren wird. Sie ist die flammende Kraft, die unser Leben aus den Niederungen emporreißt, empor zur Schönheit. Denn wo anders liegt die bildende, plastische, schöpferische Kraft der Welt als in der Liebe!

*

Ein harmonisch gebauter Körper muß in sich selber gesunder sein als ein disharmonischer. Ist das nicht erklärlich? Was ist Gesundheit anderes als Harmonie? Wo der Körper edle Maßverhältnisse hat, da ist das Leben wie eine schöne Melodie.

Wo aber ein übergroßer Kopf auf schmächtigem Körper sitzt, da frißt das Gehirn die kärglichen Gewebe. Wo auf überlangen Beinen ein magerer Rumpf sich aufbaut, da kann die Ruhelosigkeit der Bewegungsorgane die letzte Kraft aufzehren, wenn nicht die eigene Klugheit Ruhe gebietet.

Wo aber ein kleiner Kopf auf gewaltigem Rumpfe sitzt, da wird die aus dem Stoffwechsel andrängende Masse nicht genügend vom Gehirn verarbeitet. Der Geistpol ist allzu schwach gegenüber dem Stoffpol. Er wird zerstört im Schlaganfall.

Wie klar und rein ist das Auge des harmonischen Menschen, wie rein, glatt und faltenlos seine Stirn. Liegt nicht über ihr ein heiteres Leuchten? Die Gesichtsorgane sind von gleicher Größe. Alles ist edles Gleichmaß.

Wie unruhig aber, wie friedlos oder böse, krank und leidend, dämonisch aufblitzend, unruhvoll gejagt oder trübe dämmernd ist das Auge des Disharmonischen! Die Stirn ist in unruhige Falten gezogen, die die geistige Verwirrung, die gehetzten Gedanken oder gar den Irrsinn anzeigen, wenn eine über der andern liegt. Längs- und Querfalten geben der Stirn (Fig. 170 bis 171) den Ausdruck friedlosen und doch auch ergebnislosen Denkens. Im Gesicht des Disharmonischen liegt Kampf, innerer Zwiespalt. Er ist uneins mit sich selber, uneins mit den andern. Man sagt, er sei „mit Gott und der Welt zerfallen."

Von inneren Widersprüchen, von einem Kampf der Kräfte, von Disharmonie, lesen wir auch in einem Menschenantlitz, wenn die Gesichtsorgane von ungleicher Größe sind, wenn das eine vordrängt, das andere unter der Wucht der übrigen fast verschwindet. (Fig. 172.)

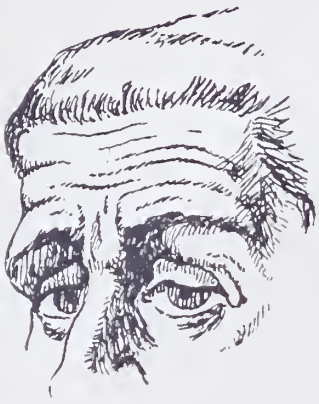


Fig. 170.

Fig. 171.

Zerfurchte, unruhvolle Stirn des disharmonischen Menschen.

Hat nicht jedes Organ sein eigenes Antlitz, seine Sprache, seine Stellung im physiognomischen Gesamtbild? Nur Harmonie in Form und Größe läßt alle Kräfte ein gleichmäßiges Lebenstempo einschlagen. Die Regellosigkeit der Gesichtsorgane läßt inneren Tumult erkennen, seelische Kämpfe. Mögen die Gesichtsorgane groß, klein oder mittelgroß sein, immer müssen sie übereinstimmen, soll aus dem Spiel der Kräfte nicht Ungleichheit und darum Kampf erwachsen.

Das Gesicht in seiner Gesamtheit ist die äußere Darstellung des inneren Menschen. In ihm tritt die Seele in's Leben, wird Äußerung und Wirklichkeit.

Ein kleines Gesicht mit kleinen Gesichtsorganen ist ein schwaches Instrument für den Geist. Es gehört den zurückhaltenden Menschen, die mehr in sich leben als nach außen. Es sind nicht die Menschen der Öffentlichkeit. Denn alle Öffentlichkeit ist im Grunde Darstellung.

Große Gesichtsorgane aber lassen den Geist kraftvoll, eindringlich, manchmal auch vorlaut und zudringlich in's Leben treten.

Solch großes Gesicht hatten Mirabeau, Danton, Lassalle, hatten Julius Cäsar, Napoléon I., Bismarck und Friedrich der Große (Fig. 173 u. 174), hatten die großen Menschendarsteller Devrient, Mitterwurzer, Matkowski.

Mittelgroße Gesichtsorgane drücken seelische Vorgänge in ruhigem Gleichmaß aus. Sie zeigen den wohltuenden Mittelweg zwischen Zurückhaltung und Pathos.

Fig. 172. Schwer disharmonischer Kopf. Schlechtgeformter Oberkopf, trübe, lauernde Augen, harte Nase, überlanges Kinn, mitleidloser, gefühlsarmer Mund.

Seien sie aber groß, mittelgroß oder klein — sie stellen nichts anderes als den Gesamtcharakter dar. Und sie zeigen eine Harmonie des inneren Menschen an, wenn sie in der Gesamtheit des Gesichtes übereinstimmen.

Ist aber etwa das Auge groß und der Mund klein, oder der Mund groß und die Nase klein, oder das eine Auge groß, das andere klein, die Stirn niedrig, die Nase groß und vorspringend, so ist alle Harmonie zerrissen. Die innere Ruhe

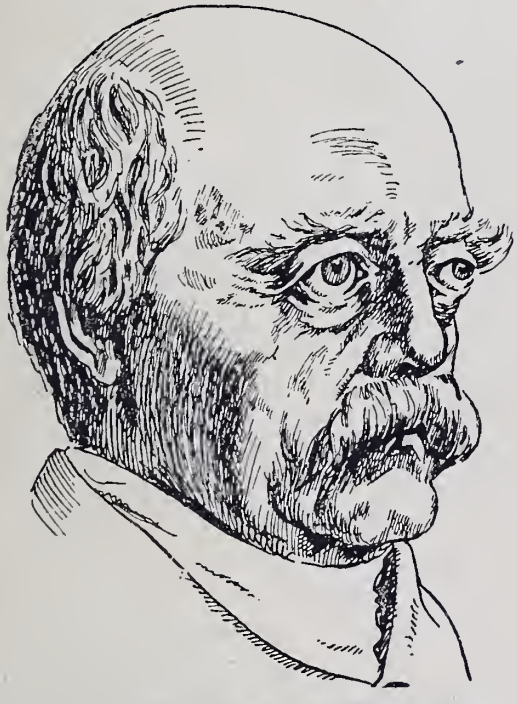


Fig. 173. Otto von Bismarck.

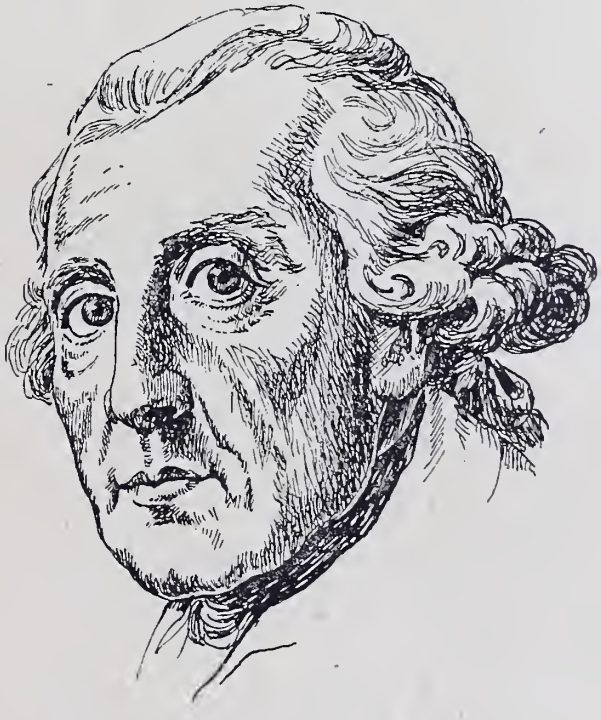


Fig. 174. Friedrich der Große.

Zwei Köpfe mit großen Gesichtsorganen. Kraftvolle, geniale Äußerung und Durchführung der geistigen Innenwelt.

wich dem Widerstreit der Kräfte. Die eine tritt zurück, die andere drängt sich vor. Die eine bedeutet Trägheit, die andere reges Wollen.

Solch ein Mensch kämpft in sich selber. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust. Aber aus allem Kampf kann ein Sieg oder eine Niederlage werden. Auf die Führung allein kommt es an, auf die Erkenntnis und den sittlichen Willen. Darin liegt die Kraft eines über der Natur stehenden Momentes, das die Kirche Gnade nennt.

Ist die obere Gesichtshälfte bedeutend größer, als die untere, also die Stirne hoch und namentlich nach den Seiten gewölbt, die Augen groß und hervortretend, der Mund aber klein, das Kinn schmal, die Kinnladen schwächlich, so sind alle Kräfte der Wirklichkeit ohnmächtig gegen die stürmenden Gedanken der breiten Stirn und den heftigen Lebenswillen, den starken Betätigungsdrang der großen Augen. (Fig. 175.)

Ein solcher Mensch hat Pläne, aber er verwirklicht sie nicht. Er sieht alles sozusagen überlebensgroß, weil die Wirklichkeit ihn nicht zügelt. Er denkt und

redet in Superlativen. Ja, er kann großsprecherisch, prahlerisch werden. Aber es fehlt ihm im schwächlichen Untergesicht die Beständigkeit, die ruhige Durchführung.

Ich sah solch einen Frauenkopf mit überhoher, breiter Stirn, großen, weitgeöffneten Augen und schmalem, ängstlich zurückweichendem Kinn. Welch ein gefährdeter Mensch! In der mächtigen Stirn ein Verstand, der steuerlos trieb, weil ihm im ausdruckslosen Mittelgesicht, im kärglichen Untergesicht der Instinkt, die Natur, das rechte Gefühl für das Wesen der Dinge fehlten. Dem heftigen

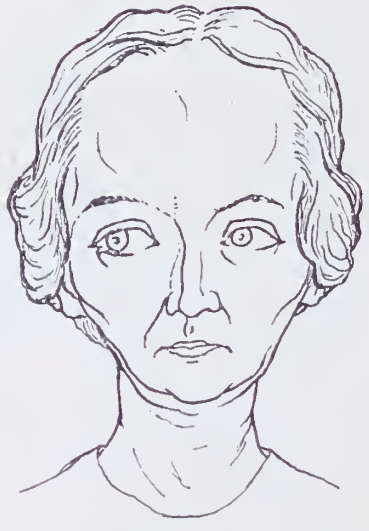


Fig. 175. Disharmonie. In der riesigen Stirn überlebhafte Geistigkeit. Im schmalen Untergesicht Körperschwäche, Wankelmut.

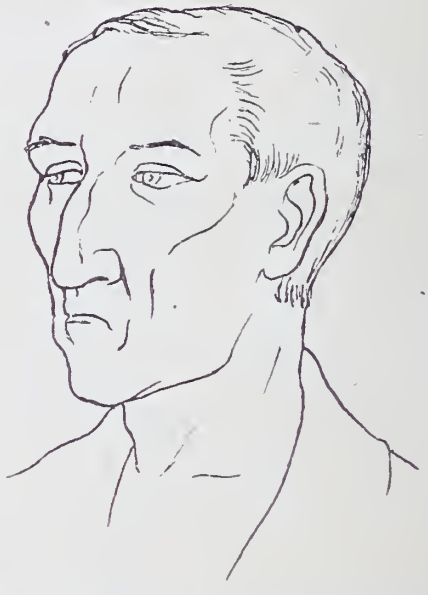


Fig. 176. Disharmonie. Überstarkes Ich in der großen, harten Nase! Sperriges, verkümmertes Gefühl im scharfen Mund

Verlangen der großen Augen stand nicht entsprechendes Können, nicht beharrlich gleichmäßige Durchführung im schwächlichen Untergesicht gegenüber. Es war nicht Wirklichkeit unter ihren Füßen. Ruhelos sprang sie von einem Plan in den andern, selber sich der Unruhe, der gedankenstürmenden Unfähigkeit, der Disharmonie bewußt. Nur Tränen lösten die Ketten solchen inneren Zwiespalts.

Und über einen andern Kopf hatte ich zu urteilen, in dem eine große Nase in scharfem Bogen über einen kleinen, schmallippigen, eingekniffenen Mund hinausprang. Die Wangen waren schmal, eingefallen. (Fig. 176.) Disharmonie! Ein icherfüllter Wille, der das Gefühl verdrängt. Diese Lippen sprachen kein warmes Wort. Der ganze Kopf ist ohne alle sinnliche Lebensfülle.

Und wieder ein anderer: die Augen klein, von schillerndem, feuchtem Blick, nicht groß, offen, strahlend. (Fig. 177.) Die Nase kurz, eingedrückt, nach unten breiter werdend. Der Mund groß, rot- und starklippig. Disharmonie! Ein faunisch-lüsternes Gesicht, in dem der Wille nicht die sinnlichen Triebe bändigt. Ein zügelloser Mensch, der allzu leicht der Verführung in die Arme rennt. Alles Geistige, Planvolle, Beherrschte, Organisatorische tritt zurück hinter dem Stoff-

lichen, dem Sinnlichen. Hier herrscht der Genuß und die Freude des Augenblicks. Es ist das Verharren im Naheliegenden.

Steht aber eine kleine Nase in einem Gesicht, das sonst lauter große Organe hat (Fig. 178), so traut sich die Persönlichkeit sozusagen nicht aus sich heraus. Die großnasigen Menschen drängen sich vor, stehen überall im Vordergrund, bringen sich zur Geltung. Die Kleinnasigen sind mehr verinnerlicht, oft

Fig. 177. Kleine Augen, großer, sinnlicher Mund, gemeine aufgeworfene Negernase. Fauntypus.

Fig. 178. Kleine, breite Nase in sonst gutgeformtem Gesicht. Planloser, kindlich-fügsamer, sinnlicher Typus.

kindlich, von geringerer Persönlichkeit. Es sind die zersplitterten, vom Alltag getriebenen Menschen, die nichts formen, nicht organisieren, nicht planmäßig leben und schaffen können.

Eine große Nase gibt da, wo sie mit großen Augen sich verbindet, dem Lebenswillen dieser Augen einen starken Zuschuß eigenen Willens, zumal wenn im hohen Hinterkopf das Ichgefühl nicht allzu bescheiden sich geltend macht.

In jeder auffälligen Ungleichheit der Gesichtsorgane liegt Zersplitterung der inneren Kräfte, liegt ein seelischer Zwiespalt. Die Kräfte streben auseinander, widereinander. Es fehlt die Einheit, die Eintracht in der eigenen Seele. Wie im Innern, so geht auch das äußere Leben im Zickzack. Es ist sprunghaft, nicht von einem Plan zusammengehalten, wie das wundervoll zur erreichbaren Höhe strebende Leben Goethes, sondern von Launen, Stimmungen, nervösen Sensationen, seelischen Katastrophen zerrissen.

Wie ein harmonisches Gesicht (Fig. 187) die freundlich ausgeglichene, ovale Eiform hat, bei der alle Flächen in sanfter Linie ineinander übergehen, so springt

auch im seelischen Leben kein Charakterzug schroff aus dem Gesamtbilde heraus. Das runde, schöne Kinn zeigt den rücksichtsvollen Willen, während der Disharmonische oft ein eckig-schroffes, herrisch herausspringendes Kinn mit quadratischen Kinnladen hat. (Fig. 169 u. 172.)

Der Teint des harmonischen Gesichts ist weder blaß, noch blaurot, er ist nicht trocken und nicht fettglänzend, sondern rosa getönt und frisch wie die Blätter einer frischen Rose. Ja, dies ist nicht nur der Blütenton der Jugend, sondern diese beseelte Strahlung bleibt auch im Alter und gibt dem harmonischen Menschen die erstaunliche Frische. Dies alles zu einer Zeit, in der das blasse, gelbe, trocken-harte oder schwammig gedunsene Gesicht des Disharmonischen längst schon faltig-grau, erschlafft und verfallen ist. Und wenn im disharmonischen Körper schon längst die schlummernde Krankheit ausbrach und ihn hochgradig nervös, gelähmt oder im reichlichen Fett träge und unbeweglich machte, erfreut sich der Harmonische fröhlichster Bewegungsfähigkeit. Die Gelenke sind wie ein lautlos ineinandergreifendes Räderwerk, und sein gesamter Stoffwechsel hat das gesunderhaltende Gleichmaß von Einnahme und Ausgabe.

Jede Störung in diesem Stoffwechselbetrieb muß irgendwie auch den geistigen Betrieb stören. Die Disharmonie mehrt sich. Störungen in der Magen- und Darmarbeit bringen fieberhafte Zustände oder auch Verlangsamung, Lähmung, in das Gehirn. Lebensmut und Frohsinn werden herabgezerrt. Hoffnung und Zuversicht ersticken in Gärungsgasen. Der Seele sind die Flügel gelähmt. Es ist wie ein langsames Sterben.

Immer beginnt dieses Sterben, dieser Zerstörungsprozeß unharmonischen Lebens, an der Peripherie, an den Endorganen. Wir leben von innen nach außen; aber wir sterben von außen nach innen. Aller Stoffwechsel drängt naturgemäß nach außen. Er ist ein zentrifugaler Vorgang. Deshalb leiden die Menschen am meisten unter Lähmungs- und Zerstörungsprozessen, die die Ausscheidungsorgane des Verdauungsgebietes und die Sinnesorgane des Kopfes befallen.

Irgendwo beginnt also — mit Ablagerungen unverarbeiteter, sogenannter Fremdstoffe — die Störung, die zur Disharmonie wird. Der Hals schwillt an, verliert seine harmonische, gesunde, drehrunde Form. Er verhärtet, wird knotig; ganze Gewebsstränge treten schroff heraus. Oder er verfettet, verkürzt sich. Das Gesicht verliert die Reinheit, die klaren, ruhigen Züge. Es wird gespannt, scharf oder plump. Die feinen Grenzlinien, das klare Relief der Gesichtsorgane, ihre lebensvolle Plastik — dies alles geht verloren. In der plump-verschwommenen Form scheint der Geist zu ersticken.

In den gedunsenen Zügen, in denen die Fremdstoffe ihr Zerstörungswerk tun, liegt es wie Angst, die allmählich der Stumpfheit weicht. Die Stirn verliert die durchgeistigte Klarheit. Auch sie kann verfetten, womit denn alle geistige

Hoheit zerstört und der Eindruck der Stumpfheit hervorgerufen wird. Denn überall im Gebiet des Geistigen ist Fettansammlung widernatürlich.

Weil nun die Fettanhäufung auf der Stirn zweifellos das Denken lähmt, so sinkt der Mund unbeherrscht und blöde herab. Das Gesicht bekommt den stupiden Ausdruck derer, die „Mund und Nase aufsperren", um etwas zu begreifen. Der Gesunde hat auch beim Nachdenken nie die krampfhaft verzerrte Stirn des Kranken, des Disharmonischen. (Fig. 170 bis 171.)

Die Wangen verlieren ihre schöne Fülle, ihre rosig-gesunde Färbung. Sie fallen ein. Sie erhalten die Falten der Bitterkeit, des Pessimismus, die Falten der Magen- und Darmleiden, die sich von den Nasenflügeln abwärts ziehen. Oder sie sind fettig gedunsen, um dann bei beginnendem Alter herabzuhängen.

Daß in solchem Kopfe die Gedankenwelt erregt, übellaunig oder gelähmt, mißmutig und trübe ist, versteht man ebenso, wie die Kopfschmerzen, die seelischen Bedrücktheiten, ja die Todessehnsucht und die Selbstmordgedanken, an denen der Mensch leidet, den Krankheit disharmonisch machte.

Wer hier den Körper gesund macht,*) der befreit auch die Seele aus ihren Umschlingungen. Ruhig, frei und glücklich beginnt der Rhythmus eines neuen, harmonischen Lebens.

*

Tausend Eigentümlichkeiten und Widersprüche der Form könnten wir hier noch skizzieren. Aber wozu? Der Disharmonische ist keine Norm, kein Typus. Er ist eine Welt für sich, anders als die Andern und selber oft an jedem Tag ein Anderer. Es ist nicht leicht, mit ihm umzugehen. Er leidet an sich selbst, ist sich selbst ein Rätsel und quält die Andern, um — sich selbst zu verstehen. Er kann ein Tyrann sein, wie es der durch tiefsten Seelengram wandelnde, im Leid um Erkenntnis ringende Thomas Carlyle für seine arme Frau Jane war.

Wie grenzenlos schwer ist es, sich im Wirrwarr einer disharmonischen Seele zurechtzufinden! Einer Seele, die „nein" sagt, wo sie „ja" meint, die harte, schroffe Worte sagt, wo sie schmerzvoll tief liebt, eine Seele, die verwundet, wo sie anbetet, ja die geradezu in ihren Antithesen verstanden werden muß.

Nur wer die innere Zerrissenheit sieht, begreift ihres Lebens seltsame Widersprüche, begreift diesen erstaunlichen Mangel an Klarheit über sich selbst. Ist es nicht Disharmonie, wenn einer, der Handwerker oder Kaufmann ist, ohne jede Anlage, ohne die Spur eines Talents, ein Dichter, ein Künstler sein will? Treffen wir nicht gerade in den Zuchtstätten der Kunst, in den Konservatorien, den Akademien für Maler und Bildhauer, die verschrobensten und eigenwilligsten Gestalten? Der ganze Kunstbolschewismus wächst doch aus dieser Disharmonie,

*) Vergl. meine Bücher: „Der nervöse Mensch, sein Leben, seine Leiden, sein Weg zu starken Nerven", und „Die Quellen der Kraft"; beide im Volkskraft-Verlag, Konstanz.

dieser neurasthenischen Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und falschgesehenem Ich heraus.

Welch eine Hölle ist oft das Haus, in dem der unharmonische Mensch das Szepter führt! Bände ließen sich über ihn schreiben. Aber wir wollen hier nicht wiederholen, was über ihn in „Kranke Seelen"*) in sehr eingehender Studie geschrieben wurde, zumal dort die praktische Seite der Selbsterziehung den notwendigen Raum einnimmt.

Aber sagen muß man, daß diese Naturelle groß und erhaben oder klein und erbärmlich sein können. Sie können Helden oder Narren sein. Können auf junge, unreife Menschen, vor allem auf die selber unruhigen Bewegungsnaturelle oder die ein wenig weiblich betonten jungen Männer mit der wilden Kühnheit ihrer Ideen faszinierend, aber auch verderblich und zerstörend wirken.

Denn diese motorischen Naturelle, in denen ein beständiger Tatendrang, eine immerwährende Unruhe lebt, werden durch die disharmonischen Elemente entflammt. Nur allzu bereitwillig lassen sie sich in eine Kampfstellung drängen; denn Kampf ist ja der Grundton des Manneslebens, des motorischen Naturells. In revolutionären Zeiten sind die Führer die schwer disharmonischen Naturelle, deren Charakter sich aus verstiegenen Ideen und tiefster Unzufriedenheit zusammensetzt. Sie haben die seltsam schmalen, überlangen Gesichter, wie der feminine Kommunist Levinė-Nissen in Fig. 179, oder es sind starre Dogmatiker, mit dem grotesken Widerspruch von lyrischem Empfinden und Blutdurst, wie Robespierre, ein kaltherzig-disharmonischer Despot, der Tränen vergoß, wenn er lyrische Gedichte las, und der doch für die buchstabenmäßig gewissenhafte Durchführung von Rousseaus „Contrat social" unbewegt und eiskalt die abgehackten Köpfe rollen ließ. Ein ungeheures Gemisch von Empfindsamkeit und Blutdurst, ein Bastard aus Grausamkeit und sittlich-sozialem Pathos, aus Lächerlichkeit und Entsetzen. Ein tugendsamer Kleinbürger mit der Maske des Weltenrichters.

Eine andere Ausgabe Robespierres ist Lenin. Eine Mischung von Verschwörer und Literat. Kein Staatsmann mit dem offenen Auge für die Wirklichkeit. Nein — ein abstrakter Theoretiker, der seine Pläne kühl, kalt, mathematisch ausheckt. Unbestechlich, bürgerlich anständig, korrekt und untadelhaft wie Robespierre. Aber auch saftlos, verschlossen, unzugänglich wie jener, die herzlose Marionette einer eiskalten Theorie, kaltsinnig grausam und — despotisch. Er befreit sein Volk von der einen Despotie durch die andere. Was er schafft, ist ein theoretisches Staatsideal. Ein Ideal immerhin. Aber die Menschen dieses Staates sind nicht Zweck, sondern Mittel. Ein grausam konsequenter Den-

*) Kranke Seelen. Charakterbilder und Charakterfehler. Von Emil Peters. Zu beziehen durch Volkskraft-Verlagsbuchhandlung, Konstanz.

ker, der seinen asiatischen Despotismus mit der großen sozialen Geste schmückt. Der Typus des politischen Illusionisten, wie Robespierre. Wie jener kennt auch er nicht die Menschennatur, die tiefsten, ewig treibenden Kräfte. Mit einem fertigen Schema reist er vom Kaffeehaus in der Schweiz nach Moskau und regiert am andern Tag ein Riesenvolk. Seine Theorie versagt; denn der Russe ist faul. Lenin wird Diktator. Sein Staat aber bleibt ein Theorienstaat,

Fig. 179. Levine-Nissen. Femininer, fanatisch-phantastischer Typus mit stark verbrecherischen Anlagen.

Fig. 180. Alexander Borgia. Ein glänzendes geschichtliches Beispiel für die Richtigkeit der Physiognomik. Niedere Stirn und hoher Hinterkopf. Triebhaft-sinnlicher, gemeiner Mensch von großer schauspielerischer Darstellungskraft. Das größte Ungeheuer der Renaissance.

weil er den Fortschritt erzwingen, das Glücklichsein den Menschen zwangsweise beibringen will.

Hier haben wir an einem Politikerkopf den überstarken Formtrieb, der — weil er nicht im Leben wurzelt — Irrtum, Disharmonie wird.

Andere sind wild-kühne, genialisch-verwegene Löwennaturen, wie Danton, der — ähnlich wie Mirabeau — ein Gemisch von politischer Größe und sinnlichen Masseninstinkten war. Oder es sind verbrecherische Komödianten, wie Alexander Borgia (Fig. 180), sinnlich skrupellose Ungeheuer, die mit dem Heiligsten spielen, um ihre Machtgier und ihre Lüste zu befriedigen. Oder endlich stehen den disharmonisch-femininen Träumern in der Politik, deren zartester Typus etwa Gustav Landauer war, die politischen Verbrecher, die Bestien, die verwilderten satanischen Naturen gegenüber, die Marat, Simon oder die Mordbuben der schwärzesten Revolutionstage. In ihrem Gefolge erblicken wir scharenweise die jugendlich unreifen Tatnaturelle, die männisch-

hageren Megären unter den Weibern, die Dirnen und das entfesselte, den geöffneten Gefängnissen entströmende Verbrechertum.

Der wahre Führer steht über den Leidenschaften der Menge. Er sucht sie einzudämmen, die Gegensätze zu versöhnen. Klugheit und Liebe führen seine Hand. So waren Perikles, Marcus Aurelius, Trajan. So war die herzenswarme Maria Theresia, war in Deutschland der „Alte Wilhelm".

Jene disharmonischen Führer aber mehren in revolutionären Zeiten den Wirrwarr. Ihrem Munde entströmt der Haß. Ihre Rede verschärft die Gegensätze, statt sie auszugleichen. Ihre Hand sät Unfrieden, jagt die Menschen von der Arbeit fort, schleudert Zerstörung in das Land, scheucht das Vertrauen. Hinter ihrem Schritt heben alle niederen Triebe der Menschennatur schamlos ihr Haupt: der Raub, der Mord, die Grausamkeit, der Sadismus und jegliche Art perverser Verwilderung.

Das Verbrechernaturell unter den disharmonischen Menschen braucht diese atemlos gespannte Atmosphäre. Er ist nicht der ruhig aufbauende, positive Mensch, sondern der negative, zersetzende und zerstörende. Er kann mitleidlos und grausam sein, von boshafter Ironie, eine aus allem Frieden herausgejagte Menschenseele, die auch den Frieden der Andern nicht erträgt.

*

Ist nicht manche Häuslichkeit, in der ein disharmonischer Mensch lebt, eine beständige Revolution im Kleinen? Hält nicht sein explosives Wesen alle anderen in beständiger angstvoller Spannung? Hat nicht seine „kranke Seele" rings um sich selbst herum ein Drahtverhau von Launen und Mißtrauen, Nörgelei und Kleinlichkeit, Egoismus und Quälereien aufgerichtet? Man mag in meinem Buche „Kranke Seelen" lesen, wie solch ein Leben in den Familien oft ein Gemisch von Lächerlichkeit und Entsetzen ist, ein aus Lebensangst und Nervenschwäche, aus umflorter Sehnsucht und stöhnender Verzweiflung herausgeborenes Gebärdenspiel einer durch das Leben taumelnden, in sich selbst verirrten Seele, die den Frieden verlor und die Harmonie nicht finden kann.

*

Die harmonische Seele ist heiter und zukunftsfroh. Sie sieht auch heiter und sonnenfroh in die Welt. Die disharmonische aber ist wie ein schwarzverhangenes Trauerhaus; sie wähnt Unglück, weil sie selber unglücklich ist. Sie erträgt manchmal nicht die fröhliche Ruhe der Andern. Darum wirken diese disharmonischen Menschen störend, verstimmend, lähmend. Man fühlt sich beengt in ihrer Nähe, und atmet befreit auf, wenn sie sich entfernt haben. Oft gebiert ihre eigene tiefe Unzufriedenheit die Schadenfreude über das Mißgeschick,

den blassen Neid über den Erfolg Anderer. Sie zersetzen mit boshafter Kritik, mit Klatsch und hämischer Rede den guten Namen der Mitmenschen. Es sind die geborenen Pessimisten, „der Geist, der stets verneint."

So viele von ihnen sehen über dem Mosaik ihres verärgerten Alltags nicht das großartige Wunder der Schöpfung. Wie viele leiden in sich, weil sie sich nicht selbstlos freuen können über die vielen kleinen Freuden der Andern, nicht glauben können an das Gute im Menschen, weil die große Christusliebe in ihren verstörten Seelen kein Echo findet.

In diesem Pessimismus stehen sie oft allem fern, was Menschen in ihrer Gesamtheit fördern kann, allen sozialen Fragen, allem Altruismus. Sie räsonnieren und lamentieren zwar über die nach ihrer Meinung miserabel eingerichtete Welt. Aber ihr Herz spendet oft nicht den geringsten Strom des Mitleids, ihr Mund nicht das armseligste Wort der Güte, um ein wenig das Leid der Welt zu mindern. Sie zweifeln, zweifeln, zweifeln.

Und doch kann ein bischen Güte mehr aufrichten, als aller Zweifel niederreißt. Aber der Gütige ist eben der Selbstlose, der Sichvergessende; mancher Disharmonische indessen ist angeschirrt an die Kette des Ichs, das er liebt und pflegt, ängstlich umsorgt und mißtrauisch verteidigt, weil er im tiefsten Grunde dem eignen Ich nicht traut. Denn oft ist er ohne die große, selbstlose Liebe, die uns im Innersten stark macht, weil sie uns mit dem ewigen Flügelschlag von Glaube und Hoffnung über die Not des Alltags hinwegträgt.

*

Das Disharmonische, innerlich Widerspruchsvolle ist es, das manchem Menschen ein klares „Ja" oder „Nein" unmöglich macht, das ihm die tausend „wenn" und „aber" einflößt, ihn die Pläne, die Unternehmungen Anderer anzweifeln, ja durchkreuzen, ihren Frieden verscheuchen läßt. Das Disharmonische macht sie mißtrauisch, versteckt, absonderlich, menschenfeindlich. Es sondert sie ab, macht sie unverträglich, drängt sie in die Einsamkeit, macht sie unfähig zur Freundschaft; denn sie sind ohne Hingebung. Unfähiger noch zur Ehe; denn sie sind ohne jene freundliche Rücksicht, jene soziale Einstellung, ohne die zwei Menschen nicht ein Leben lang im engen Raum beieinander leben können.

Welch furchtbares Drama ist oft die Ehe des disharmonischen Menschen! Welche Tortur für den Andern! Welch ein peinliches oder grausiges Schauspiel von Bosheit und Tränen, von schmerzvoller Quälerei, Mißtrauen und Versöhnung, von gellender Wut und zusammenbrechendem Elend! Und so Tag für Tag. Das Friedlos-Unharmonische solcher Ehen ist in „Kranke Seelen" in Bildern aus dem Leben geschildert. Aber auch das Sprunghafte, Ungleichmäßige in der Arbeit des disharmonischen Naturells. Tage- und wochenlang kann er, faul herumlungernd, in wehmütiger Selbstbetrachtung die Andern quälen. Er kann

über die Arbeit höhnen und doch in lauten Selbstvorwürfen seine Untätigkeit drückend empfinden. Mit einem Male stürzt er sich dann auf die Arbeit und kann in ihr bis zur Erschöpfung rasen. Welch ein verzerrtes Menschenleben! Es ist wie ein verstimmtes Instrument.

Gelingt die Arbeit, so heischt er Anerkennung. Mißlingt sie, so macht er alle — die Dienstboten, die Angestellten, seine Frau, seine Kinder, das Wetter, die Jahreszeit — dafür verantwortlich. Alle, alle, nur nicht — sich selbst. Es ist schwer, mit ihm auszukommen. Er kann in der Ehe wie ein Tierbändiger, als Vorgesetzter, Beamter, als Herrscher ein launischer Tyrann sein.

Begegnen uns nicht auf der Reise, im Hotel, im Sanatorium, in den Vereinen diese widerwärtigen Nörgler, die kleinlichen Alles- und Besserwisser, die rücksichtslosen Egoisten, die stachlich-feindseligen Naturen, die Menschen, die voller Dornen und Widerhaken zu sein scheinen!

Der disharmonische Mensch fühlt sich oft von klein auf totunglücklich. Es ist ihm, als sei er „zum Leiden" geboren. Es liegt ein Drang zur Absonderung, zur Einsamkeit in ihm, ein unerklärliches Weh, ein Weltschmerz.

Dieser Mollton der Seele hat nichts mit der äußeren Lebenslage zu tun, noch weniger mit der „Welt" an sich. Die Welt ist so, wie wir sie sehen — sonnenfroh oder gallig, voll heiterer Götter oder voll unheimlicher Gespenster.

Nicolaus Lenau sah eine düstere Welt. Nach innen gerichtet, unablässig mit sich selbst beschäftigt, scheu nach außen verschlossen, mimosenhaft empfindsam, erfaßt ihn, den Einsamen, der in den kurzen täuschenden Freuden sinnlicher Selbstbefriedigung seine Körperkräfte zerstört, eine namenlose Trauer, eine grenzenlose Hoffnungslosigkeit. „Der Kompaß meiner Seele," so schrieb er, „zitterte immer wieder zurück nach dem Schmerz des Lebens."

Unter den Disharmonischen findet man eben am meisten jene gesperrten, allzusehr mit ihrem Ich verknüpften, „autistischen" Naturen, die sich nicht anschließen, nicht hingeben können. So viele von ihnen sind in der Jugend Onanisten, wie es Lenau, Kleist und Gogol waren. Sicherlich finden die Rumpfnaturelle für ihr Liebesgefühl eher den andersgeschlechtlichen Partner. Sie sind — auch in der Liebe — gesunde Wirklichkeit, jene mehr schwälende Fantasie.

Eine heroisch-disharmonische, innerlich zerrissene Natur war Heinrich von Kleist. Das Tragische tönt von allem Anfang an durch sein Dichten und sein Leben. Ein Ehrgeiz, der nach dem höchsten Lorbeer griff und oft, sehr oft in verzweifelnder Mutlosigkeit zusammenbricht. Ein Held, der heißen Herzens das Unglück seines Landes wie eigenen Schmerz erleidet. Ein Herostrat, der sein eigenes Werk — den „Robert Guiskard" — mit eigner Hand zerstört.

Eine einsam in sich gerichtete, „autistische", sperrige Natur, die nie mit dem Leben fertig wird und in hysterischer Ekstase in schmerzlich jungen Jahren mit der hyperästhetischen Henriette Vogel dem Tod sich freiwillig in die Arme wirft.

Ein Musterbeispiel des disharmonischen Dichters war Grabbe. Hastig, fahrig, abrupt in seinem Wesen, zerstreut und schusselig in seinem Tun, sprunghaft und ohne alle Ausdauer in der Arbeit. Länger als zwei Stunden hielt er keine Tätigkeit aus. Es war eine Qual, mit ihm zu leben.

Sprunghaft, hastig, von explosivem Wesen, war auch Schubart, der nur dichten konnte, wenn ihn blitzhaft schnell ein Gedanke faßte, den er ohne alles Besinnen sofort, wie der Schmied das glühende Eisen, formen konnte. Einen „poetischen Vesuv" nannte ihn Bürger mit Recht.

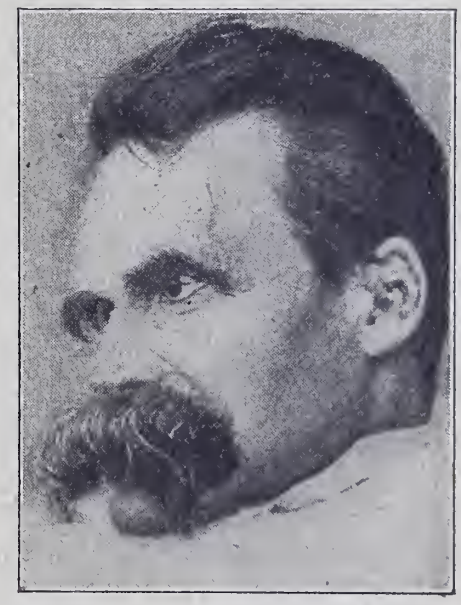


Fig. 181. Friedrich Nietzsche. Die wuchtige Schwere des Untergesichts spricht von der Heftigkeit seiner philosophisch-kritischen Ausfälle. Der glühende, ziellose Blick verrät den Wahnsinn.

Viele dieser Menschen sind von kindhaftem Eigensinn, heftig und trotzig in ihren Wünschen, brutal und roh und gleich darauf weich und von zusammenbrechender Schwäche.

Das Maßlose ist in allen Dingen ihr Kennzeichen. Das Maßhalten wird ihnen schwer. In Extremen, in Übertreibungen bewegt sich ihr ganzes Leben. Ist nicht dies Maßlose, dies ekstatisch Bizarre, dies amoralisch Herrische, der Grundton in der Philosophie des disharmonischen Nietzsche? (Fig. 181.) Der disharmonisch-vulkanische Schubart fand, es sei „eine lächerliche Forderung gewisser Moralisten, immer und immer nur die Leidenschaft zu zügeln." Er mußte — nach seinen eigenen Worten — „rasen, um froh zu sein" und „schnaubte oft Feuer und Flamme." Aber regelrechte Arbeit vermochte er nicht zu leisten. Er mußte gezwungen oder von seiner Frau mit klügster Diplomatie dazu gebracht werden, das Notwendigste zu tun.

Der harmonische Dichter, wie Goethe, liebt das leuchtende Gestirn des Tages, der disharmonische oft das Dunkel, die Trauer. Der harmonische preist die Süßigkeit gesunder Liebe, der disharmonische, wie Gautier, Catulle Mendès, Verlaine, Baudelaire, Poe, Oscar Wilde, besingt Orgie und Perversion. Im harmonischen Dichter, Künstler ist das Licht des Himmels, im disharmonischen das Grauen der Hölle. In ihm ist oft Laster und Verbrechen, Widernatürlichkeit und eine faulende, morbide Welt, die alles Gesunde flieht.

Freilich, die Hölle ist in uns. Nicht jeder erträgt dauernd das Gleichmaß des Lichtes. Das Dämonische in uns lockt uns von Zeit zu Zeit hinein in das Weinen der Schuld, in das Gebiet der Tragödien. Wir rütteln an unserem Leben, und in manchem siegt von Zeit zu Zeit das Satanische. Es sind die Katastrophen unserer aus Gott und Tier zusammengefügten Natur, die die Alten so tiefsinnig in den Tierleibern mit den Menschenköpfen darstellten. Aber dem Disharmonischen scheint oft diese atemraubende Atmosphäre aus Schuld und Laster, aus Tod und Verwesung Bedürfnis. Wohl schläft in jedem Menschen der Dämon, erhebt sich manchmal und läßt die Stimmen der Unterwelt sprechen. Aber im Disharmonischen kommt die höllische Tiefe nicht zum Schweigen. Es quält ihn, und er muß die Andern quälen.

Ist schon die gesunde Seele uns ein Rätsel, um wieviel mehr die kranke. Nietzsche war disharmonisch, ein friedlos Gehetzter. Nicolaus Gogol, Poe, Hölderlin, Lenau waren es. Sie wurden geisteskrank. Haben wir damit die Dämonieen ihres Schaffens ergründet? Das große Grab des Irrenhauses hat sie aufgenommen, die große Geistesnacht sie umfangen und entrückt.

Was aber will uns der Irrenarzt von ihnen sagen? Ob nicht eine kranke Seele oft Tieferes erschaut als eine gesunde? An welchem Punkte hört die Gesundheit auf, fängt das Kranksein an? Was haben wir erkannt, wenn wir das wehe und schmerzvoll-wilde Wort „verrückt" aussprechen? Dürfen wir Gesunden lachen über jene, die in den Schreckgesichtern ihrer angstvollen Visionen, in der Schwere ihrer gramumflorten Seele zusammenbrachen und nun bewußtseinslos am großen Strom der Vergessenheit sitzen? Wir sind so schrecklich ratlos dem gegenüber, was wir geisteskrank nennen. Die Wissenschaft klassifiziert einstweilen die „Fälle". Psychologisch sind wir so klug wie zuvor.

Wir Zuschauer nur wollen nicht den Stab brechen über jene, denen das Leid, das unerklärliche Weh ihrer Seele zum Quell dichterischer Produktion wurde, über jene andern, deren Disharmonie — wie bei Carlyle — die Umgebung peinigte und die doch gerade aus ihrer Zerrissenheit zu so erschütternd hohen Erkenntnissen kamen. Sie haben gelitten, mehr als wir Andern, und das Leid war ihnen Lebenselement, wie Andern die Freude. „Ich will mich selber an's Kreuz schlagen", sagte Lenau, „wenn's nur ein gutes Gedicht gibt."

Wieviele dieser disharmonisch nervösen Dichter brauchten, um den Dämon in sich zu wecken, irgendwelche Narcotica. Bei Homer angefangen, von dem man sagt, er habe schon die phantastisch umschleiernde Macht des Opiums gekannt, sind viele ihrem satanischen Zauber erlegen. Haben nicht schon die Griechen den Gott der Musen und der Dichter in zwei Gestalten gesehen: in Apol-

lon, dem Gott der Schönheit und der reinen Poesie und Dionysos, dem Gott der trunkenen, dämonisch-schöpferischen Lebenslust?

Der disharmonische Mensch — vielleicht der Mensch überhaupt — sucht von Zeit zu Zeit den Rausch, der einen anderen Menschen in ihm erzeugt, den sieghaft triumphierenden Übermenschen, den dionysischen, der ihn den Jammer seiner Alltäglichkeit vergessen macht.

Machte nicht E. Th. A. Hoffmann sein Leben bewußt krank, um der Fieberphantasien willen, die seinem Alkoholrausch entstiegen? Der nüchterne Hoffmann hätte nie diese skurrilen Gestalten, diese spukhaft unheimlichen Dinge gezeichnet, die wir mit Beklemmung lesen. Ja, er freute sich, freute sich unbändig, wenn sein nervöser Kopfschmerz kam; denn solchen zerquälten Stunden verdankte er seine bizarrsten dichterischen Gebilde.

Die grausigen dichterischen Phantasien Edgar Allan Poe's sind im Alkohol- oder Opiumrausch geschrieben. Thomas de Quincey und Charles Baudelaire sind die berühmtesten Vertreter dieser Dichtergattung, denen die gefährliche, hirnaufwühlende, lebenzerstörende Drogue aus Mohn und Hanfsamen das künstliche Paradies schafft. Quincey war ein subtiler Hirnmensch, verband fabelhaftes, mit metaphysischen Dämonieen getränktes Wissen mit einem weichen, empfindsamen Herzen. Baudelaire suchte und fand im Haschischessen die Verzückung, in der er von der Wirklichkeit weg in die wunderreiche mittelalterliche Mystik seiner Dichtung enteilte. Opium und Alkohol machten Poe zum Gebieter im Reiche des Grausigen, zum Fürsten der Gespenster. Waren sie glücklich, waren sie unglücklich? Wer will das entscheiden? Sie waren Dichter und brauchten den Rausch, die Ekstase, den dionysischen Schwung. Denn wo die Ekstase nicht ist, da ist auch der Dichter nicht. Da ist der Wissenschaftler, der Mann mit dem kühl wägenden und prüfenden Blick, der das Wirkliche aller Phantasieen entkleidet, der aus Wundern Lehrsätze macht, der seziert und analysiert! Aber doch schreitet er nicht dem Dichter voraus, sondern der Dichter schreitet ihm voraus — mit herrlichem Schwung, mit der Seherkraft der Phantasie. Und wo die natürlichen Sinne nicht mehr ausreichen, da kommt das Leid, der Schmerz, die Disharmonie und reißt die Tiefen der Seele auf. Manchen aber führt nur der Rausch in diese Tiefen. Das aber sind die, denen nicht die himmlische Flamme in gleichmäßiger Schönheit leuchtet, wie Goethe, wie Emerson, sondern die die Satanerieen einer unheimlichen Dämonenwelt durch Rauschmittel aus den Tiefen locken. Nicht Gott naht sich ihnen, sondern die Wildheit einer Welt, die mit Gott seit Anbeginn im Streite liegt und mit der höheren Menschennatur hadert.

*

Bei vielen Menschen ist maßloses Lesen ein Symptom der Disharmonie, schwerer nervöser Störung. Der gesunde, harmonische Mensch hat die wundervolle Fähigkeit, nichts zu tun, ruhend und sinnend in die Weite zu schauen. Der disharmonische hat sie nicht. Seine nervöse Unruhe jagt ihn in immerwährende, maßlose Tätigkeit hinein.

August von Platen las wie ein Besessener Bücher aus allen Sprachen. „Ich lebe nur, um zu lesen," schrieb er. Welch ein fürchterliches Leben! Er war ein Musterbeispiel von nervöser Unruhe, hatte nacheinander ein Dutzend Berufe, kam zu frühem Dichterruhm und durchreiste dann als königlicher Pensionär die ganze Welt. In seiner Jugend von exorbitantem Fleiße, fraß er nahezu alle europäischen Sprachen geradezu in sich hinein, nicht zu irgendeinem Zweck. Es war lediglich nervöser Gehirnhunger. In soundsoviele Sprachgewänder kleidet er sich, nur weil das die glänzendste Gelegenheit ist, immerfort aus der eignen Haut zu fahren. Wirkliches geleistet hat dieser literarische Globetrotter dabei nicht. In allen Städten schnupperte er in den Bibliotheken, den Museen und saß bald wieder im Reisewagen.

Wie aber sah er auch aus! Mendelssohn-Bartholdy schrieb von ihm: „Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von 35 Jahren." Mit 25 Jahren begann sein Dichterruhm. Kurz nach dem dreißigsten Jahr hat er nichts mehr geschaffen, war er als Dichter fertig, als Mensch ein ruheloses Nervenbündel.

Heinrich von Kleist belegte als Student sinnlos viele Kollegs. Der Rumpfmensch belegt vorerst nur anstandshalber. Im übrigen wirft er sich in den Strom des Lebens. Der Hirnmensch aber, dem die sonnige Freiheit, die Jugendlust des Sommers das Herz weiten würde, übernimmt sich in den Hörsälen an den gedeckten Tafeln der Wissenschaft. Er pumpt alle Rumpfkraft in das ruheloſe Gehirn hinauf und mehrt die Disharmonie, die ihn zu solcher Unklugheit trieb.

*

Maßlos wird auch der disharmonische Mensch in seinem Geschlechtsleben. Wie der gespannte Nervenapparat ihn in die Orgien und Delirien seiner Arbeit treibt, so bedarf er auch der seruellen Ekstase. Das Gleichmaß erschlafft ihn. Irgendwie braucht er die Peitsche. Die meisten verfallen früh der Onanie, deren einsame Wonnen durch Perioden bitterster Reue und tiefster Zerknirschung abgelöst werden. Auch später reagieren viele heftig auf sinnliche Anreize, ohne doch immer zu einer ruhigen Ehe fähig zu sein. Das Selbstzerstörerische, Katastrophale, lauert stets im Hintergrunde.

Diese Typen füllen die Sprechzimmer der Spezialärzte. Sie verschlingen die meist üble Literatur der „seruellen Aufklärung." Aber je mehr sie die ein-

fachsten Fragen des Lebens zu gespenstischen Problemen aufbauschen und um ihr angstvolles Ich herum auftürmen, desto komplizierter, nervöser wird ihr Leben, bis sie sich eines Tages selber zu Tode gejagt haben.

*

Der disharmonische Mensch ist für den Physiognomiker das schwierigste Objekt der Beurteilung. Eben weil er nicht einheitlich, weil er kompliziert, eine zusammengesetzte Natur ist, gelingt's nur dem erfahrenen, philosophisch und psychologisch geschulten Menschenkenner, das Gesamtbild dieser auseinanderstrebenden Persönlichkeit zu formen und dabei doch den Grundton zu finden, den tragischen Akkord herauszuhören.

Es sind die Menschen, die den Menschenkenner in seiner Eigenschaft als Berufsberater aufsuchen, weil die Haltlosigkeit und Unzufriedenheit ihres Wesens ihnen allzuleicht die Gewißheit vorgaukelt, in einem andern Berufe sei das glücklichere und frohere Leben zu finden. Aber sie tragen doch in jeden neuen Beruf ihren alten Menschen hinein, der auch den neugewählten Beruf mit den trostlosen Farben der Unzufriedenheit überzieht.

Was sie brauchen, ist Ruhe, Festigkeit, Wirklichkeitssinn, Selbsterkenntnis. Die vermag ihnen der Menschenkenner zu geben. Treffen wir nicht Menschen, die in ihrem Berufe mißmutig, gleichgültig und nachlässig sind, aber mit Feuereifer sich auf tausenderlei Nebendinge werfen? Sie überanstrengen sich aus — Faulheit, aus einem nervösen Unabhängigkeitsdrang. Sie verachten jeden bürgerlichen Beruf, der sie bindet und liebäugeln mit der Kunst, mit der Politik, mit dem Journalismus, mit dem Theater, mit der Auswanderung oder mit sozialen Utopien, alles nur, weil das von weitem nach Leben ohne Arbeit schmeckt, weil es mit der Glorie der Freiheit umgeben scheint und weil sie in jedem Berufe, der sie an Pflicht und Arbeit bindet, allzusehr die Last des disharmonischen Ichs fühlen.

*

Schwer, unendlich schwer ist es, mit den disharmonischen Menschen umzugehen. Aber falsch, grundfalsch ist es auch, zu glauben, man müsse ihre Quälereien, ihre Anmaßung, ihr wehleidig oder herrisch umgrenztes Ich daheim oder draußen mit Geduld und immergleicher Liebe ertragen. Wer das tut, wird der Sklave des disharmonischen Menschen, wird von ihm drangsaliert, zertreten, ausgelaugt, verbraucht. Oh nein — Widerstand, ruhige Festigkeit ist hier die andere Form der Liebe. Ein energischer Wille muß dem hemmungslosen disharmonischen Ich in die Zügel fallen. Ja — Härte und Gewalt sind oft notwendig, es zu bändigen. Das gebietet die Rücksicht auf das Wohl der Andern.

Wie schwer fällt das dem zartbesaiteten Empfindungsmenschen, wie schwer auch dem harmonischen Naturell! Wie oft sind sie die Schwächeren, die den

Widerstand aufgeben und zu Grunde gehen. Die Ehe dieser beiden mit dem disharmonischen Naturell ist darum durchaus zu widerraten. Sie führt zu schwersten Konflikten, zur widerstandslosen Passivität der edleren Naturelle und damit zu ihrer Zerstörung, ihrem Untergang.

Besonders der Zwiespalt zwischen dem disharmonischen und dem harmonischen Menschen ist im Geschäfts- und Berufsleben, mehr noch in der Ehe, unerträglich. Der harmonische Mensch fühlt sich vom disharmonischen abgestoßen, spürt schon in einiger Entfernung sein Nahen, wird beunruhigt und verstimmt. Der Disharmonische aber fühlt sich vom Harmonischen oft wunderbar angezogen, weil ihm hier der Frieden winkt, jene Ruhe der Seele, die er selber nicht hat. Er will sich hingeben, will glauben und hoffen, will Liebe empfangen und Liebe geben, will anders, besser, friedlicher, gütiger, heiterer werden. Eine Welt voll Hoffnung weckt die Liebe in seiner wunden, zerwühlten Seele. Aber — — — — er will. Dem Vollbringen kommt er oft so wenig näher. Denn der unglückselige Zwiespalt zwischen Wollen und Können ist ja die Tragödie seines in Widersprüchen schwankenden Lebens.

Eher schon ist der gesunde Rumpfmensch dem disharmonischen ein passender Partner. Er ist nicht empfindsam, macht die Tragikomödien der „kranken Seele" nicht mit. Er läßt sich nicht, wie der harmonische Mensch, durch die melancholischen Depressionen oder die cholerischen Spannungen und Explosionen des disharmonischen Gatten in der Ehe niederdrücken oder zerstören. Freilich ist ja auch der Rumpfmensch in solcher Ehe der Leidtragende, der — menschlich betrachtet — mehr geben muß, als ihm gegeben wird. Aber er hat doch die weniger zarte seelische Besaitung, die ein kräftiges Sturmlied, einen brausenden Schlachtgesang in der Ehe aushält. Er ist Realist und hat im Alltag die Wohltat des Humors, das befreiende Lachen, das der sperrigen Natur des Disharmonischen so gänzlich fehlt. Dies Lachen des Andern zieht den Disharmonischen oft glücklich aus dem Meer seiner Lächerlichkeit, seiner seelischen Finsternis heraus, löst ihn von den tausend Ketten, mit denen er in seinem eigenen Innern gefangen ist. Und wo es sein muß, wird der robuste Rumpfmensch auch mal ein „kräftig Wörtlein" reden und die Anmaßung des Disharmonischen mit einem energischen „Kusch dich!" in die Ecke scheuchen.

*

Der disharmonische Mensch ist der Suchende. Er ist Ahasver, der ruhelos Wandernde. Er wurzelt und ruht nicht in sich selbst, ist der seelisch Heimatlose. Wie sein Inneres aus vielerlei Seelenfarben unglücklich zusammengesetzt scheint, so ist er auch oft im Äußern eine auffällige, seltsame Erscheinung. Er kleidet sich ohne rechtes Gefühl für Farben und Formen. Er wählt Dinge, die durchaus nicht zueinander passen; denn das Regellose, das Eigenwillige, ist sein

Wesen. Seine Kleidung ist ohne Geschmack für Farben, nicht von einer abgerundeten Persönlichkeit gewählt, sondern aus seltsamen Ideen entsprungen. Sie kann in der Farbe schreien oder von klösterlicher Strenge sein. Sie ist gesucht, und das Expressionistische in ihr kennzeichnet oft den nervösen Eigenwillen dessen, der sie trägt, und der ein Bohémien, ein Kaffeehauszigeuner sein kann.

Wie viel Erscheinungen von possierlicher Grandezza, von disharmonischer Kleiderwildheit, voll von Geschmacksverirrungen der „neuesten" Mode, begegnen uns auf der Straße. Die Disharmonie, die seelische Verworrenheit, schreit aus allen Knopflöchern. Menschen, die im eignen Innern nicht mehr zu Hause sind, suchen sich selber in den grotesken und skurrilen Gesichtern der Kleidung, der Straße, der Gesellschaft. Suchen sich und — finden sich nicht.

*

Der tiefsten menschlichen Verworfenheit und der höchsten Steigerung menschlichen Könnens begegnen wir im disharmonischen Naturell. Wo ein gütiges Geschick der disharmonischen Seele ein Talent, eine Anlage, eine begnadete Fähigkeit gab, da vermag sie sich zu retten vor dem Chaos im eignen Innern. Denn geistige Begabung ist wie ein goldenes Seil, das von der Erde in den Himmel reicht. Es ist die Erlösung vom Ich, der selige Flug in eine Welt außerhalb unserer selbst.

Gerade die beständige disharmonische Spannung ist ein unsichtbarer Motor der Seele. Er drängt zum Schaffen, zur Erlösung durch die Tat.

Wieviele Staatsmänner, Feldherrn und Politiker, wieviele Dichter und Philosophen, wieviele schöpferische Musiker und darstellende Künstler waren disharmonisch und haben eben darum — mit der ungeheuren Erkenntniskraft des Leides — weitaus mehr und Größeres geschaffen, als die Menge normaler Durchschnittsmenschen, die in ihrem wohltemperierten Dasein dem Leben nie so tief in die Augen schauten, wie ein Unglücklicher, der aus disharmonischer, schmerzgepeinigter Seele dem Leben die großen, ewigen Fragen stellen muß, wenn er nicht verzweifeln will.

Muß ich noch einmal an August Strindberg erinnern? War er nicht ein Gekreuzigter? Sind nicht seine Dichtungen die bohrende Quälerei seiner eigenen Seele? Was ist neben ihm Björnson? Was Ibsen? Der eine der königliche Volksmann, der andere ein mitleidloser Seelenchirurg, der kühl seziert und nie die Distanz vergißt. Strindberg aber schnallt sich selber auf den Operationstisch, setzt das Messer an die eigene Brust.

Aus der furchtbaren Hölle der Alltäglichkeit, ihren kleinlichen Tücken, die er in der „Gespenstersonate" mit grausenerregender Plastik malt, schwingt er sich auf zur friedvollen Höhe religiöser Erkenntnis, in der im letzten Grunde

alle Kunst und alle Dichtung wurzelt. Hier wirft seine Seele Anker. Hier wurzelt er in einer ewigen Heimat. Und der Zerquälte, dessen scharfer Blick die Heuchelei, die Lüge, den Verrat, die sittliche Verkommenheit unter den Menschen sah, schreit auf aus tiefstem Herzen: „Erlöser der Welt, erlöse uns! Wir vergehen!" —

Wenn dies Leid einer Dichterseele nicht zur Religion führt, nicht selber Religion ist — wo anders sollen wir sie finden? Dieser Disharmonische hat Tiefen der Seele aufgewühlt, an die sonst nur Beethovens erschütternde Musik oder eine Messe von Bach rührt. Hier wird der Disharmonische zum Offenbarer, zum Priester, der für die Andern um Erlösung fleht. Und er spricht in der „Gespenstersonate" das priesterliche Wort, mit dem er liebend alle Menschenbrüder umfaßt: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird sein; denn das Erste ist vergangen."

Das Erste ist vergangen! Dies spricht der Erdenwanderer, dem das Leid die tröstende Hoffnung auf ein anderes Leben gab. Dies spricht der jenseitsgläubige, tiefreligiöse, disharmonische Strindberg.

*

Was ist gegenüber solcher Menschentragödie die alte Lehre von den „Temperamenten," den 4 Grundstimmungen: phlegmatisch, sanguinisch, cholerisch, melancholisch? Der griechische Arzt Hippokrates hat sie aufgestellt, hat sie aus den 4 Elementen Wasser, Luft, Feuer, Erde abgeleitet. Seit 400 v. Chr. schleppen wir diese Begriffe mit, benutzen sie hier und da und können doch praktisch so wenig mit ihnen anfangen. Keinesfalls läßt sich jeder Mensch so restlos, wie man glaubt, in einen von diesen vier Temperamentsbegriffen hineinstopfen. Wieviel interessanter und intelligenter hat z. B. Ernst Kretschmer die Menschen und ihre Temperamente gegliedert!

Was war z. B. Heinrich von Kleist? Ein Melancholiker fraglos. Aber vor allem ein tiefdisharmonischer Mensch. Ein kurzes Leben voll unheimlicher Ruhelosigkeit. Ein Unglücklicher, der allmählich nichts anderes liebt und sucht als — den Tod. Er flieht vor sich selbst, vor dem aufgepeitschten Meer in seiner Seele. Und was er mit schmerzvoller Inbrunst sucht, ist eben das, was er nicht in sich trägt: Ruhe! Er schreibt: „Von ganzer Seele sehne ich mich . . . nach Ruhe." Alle seine Pariser Briefe atmen diese Sehnsucht.

Er hätte sie haben können, diese Ruhe; aber sie wohnte nicht in ihm selber.

*

Man kann mit der seelischen Friedlosigkeit der Disharmonie den leuchtendsten Wundern der Seele auf die Spur kommen und sich den Dichterlorbeer

kühn auf die eigene Stirne reißen. Aber man kann auch ein Landstreicher, ein Vagabund, ein Hochstapler und ein Irrenhäusler werden.

Sicherlich ist der Begriff „nervös", der so viel Leid und Schmerz, so viel Konflikte und Katastrophen der Seele umfaßt, nirgendwo mehr zu Hause, als in der Welt der disharmonischen Menschen. Denn die Nervosität wurzelt weit mehr in der mißgestimmten Organisation des eignen Körpers, als in Beruf und Arbeit. In den Rumpfnaturellen hat das Leben seine vollsaftigen Reservekräfte, im männlich-motorischen und weiblich-gefühlsmäßigen Naturell seine gesunden Normen. In den idealistischen Hirnmenschen verfeinert und veredelt es sich und treibt zarte und seltsam schöne Blüten. Aber in ihnen naht sich schon die Schwäche. Im disharmonischen Naturell endlich wogt wilde Regellosigkeit. Das Leben ist in seinen letzten Tiefen aufgewühlt und wirft die seltsamsten Gebilde an die Oberfläche. Das Großartige und das Entsetzliche steht nebeneinander, das Erhabene und Göttliche neben dem Gemeinen und Perversen, dem Widernatürlich-Verzerrten, das Genie neben dem Verbrecher. Engel und Tier, Gott und Satan schauen sich entsetzt in's Antlitz. Dämonen sind erwacht, peitschen alle Lüste des Fleisches, hetzen durch alle Wonnen und Sünden der Sinne, geben die letzten Geheimnisse unserer Tiernatur preis, wühlen allen Jammer der Seele auf und lassen uns in Sünde und Schuld, in Reue und Qual eine Erkenntnis finden. Aus Leid und Schuld kommt die Erlösung, in der die tröstende Stimme spricht: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

---

26. Kapitel.

9. Der Durchschnittsmensch.

Unausgesprochener Massentypus.

Fig. 182 bis 189.

Vom elementaren, primitiven Menschentypus bis zum idealistischen Geist- oder Hirnmenschen hatte sich die Menschenform immer höher entwickelt, immer mehr verfeinert und differenziert. Die Stoff-Fülle war der Architektur-Arbeit des Geistes zum Opfer gefallen. Der Geist arbeitete die strafferen und endlich die feinsten und zartesten Formen heraus. Der ästhetisch-idealistische, empfindsam sich gegen die Wirklichkeit abschließende Typus war seine höchste, seine schönste, aber auch seine lebensmüdeste Blüte. Aber mit der Fülle des Stoffes wurde auch das saftreiche Quellgebiet des Gefühls erschöpft. Das Bewußtsein zehrte alles Unbewußte auf. Das Denken verdrängte den Instinkt.

Im disharmonischen Menschen lodert das Leben auf in den Flammen des Genies; aber wir sehen auch die wirren Masken des Verbrechens. Erhabenes

und Grausiges, himmlische Erlöserkraft und irdisch Quälendes, verzweifelnd-Zerstörendes wirbeln in der Disharmonie durcheinander. Aus Leid wird Größe, wird Verstehen und Verzeihen.

In den disharmonischen Typen begegnen wir den schärfsten und ausgeprägtesten Persönlichkeiten, den kühnsten Welterneuerern, den arbeitsfreudigsten Naturen. Es sind die männlichsten Naturen. Denn alles Weibliche neigt eher zur Harmonie, ruht mehr in sich, drängt weniger nach außen, weniger in Seltsamkeiten hinein als das Männliche. Dieses ist — in seiner höchsten Ausprägung — das Prinzip des Ruhelosen, also des Disharmonischen. Das Disharmonische ist das am wenigsten Typische, das sich am weitesten von der Norm entfernt, am meisten verirrt hat. Eben darum trägt es auch die stärksten krankhaften Züge. Es ist der ausgesprochen nervöse Mensch, dessen seelische und auch körperliche Unordnung ihn am meisten über die Grenze hinausdrängt, jenseits derer die Geisteskrankheit beginnt.

Nun aber der Massentypus, der Durchschnittsmensch! In ihm branden die Wogen der Individualisierung und Differenzierung wieder zurück. Das Chaos weicht dem Alltag. Die Persönlichkeiten werden vom Gleichmaß überschwemmt. Es sind die unausgesprochenen Menschen, von denen niemand sagen kann, nach welcher Seite hin sie besonders betont sind. Keiner von ihnen hat die wohlige, behagliche Fülle der beleibten Gemütsmenschen und ihre sozialen und wirtschaftlichen Kräfte. Keiner die Arbeitsenergie und den kampfesmutigen Unternehmungsgeist der straffen Tatmenschen. Keiner die verfeinerte, höchstentwickelte Lebensform des ästhetischen Typus. Keiner endlich die Genialität oder die Dämonieen des disharmonischen Menschen. Der Durchschnittsmensch ist die sich gegenseitig überwachende Masse, die den Individualismus erstickt.

Es liegt im Wesen alles Massenmäßigen, daß sie das Einzelne, das Besondere und Individuelle, überwuchert. Darum eben ist der Durchschnittsmensch so ungleich häufiger anzutreffen als die voraufgegangenen Typen. Er überflutet die Straße. In allen Volksschichten, oben so gut wie unten, bildet er den Hintergrund, von dem der persönliche Mensch sich abhebt. Er ist das allgemeine und ungeheure Material, aus dem der Wille eines Einzelnen die großen Taten formt. Denn in der Masse liegen nichts als Keime, nichts als Wünsche, nichts als Schwanken. Die Reife, das Vollbringen, der Wille, die Festigkeit — das alles liegt im Einzelnen.

Im Massentypus verliert die mann-weibliche Differenzierung ein gut Teil von ihrer Höhe. Die Arbeit ist es, die beide Geschlechter den gleichen Gang treibt, sie einander nähert, sie ähnlicher macht. Am höchsten ist die männliche und weibliche Formausprägung in der Aristokratie, am tiefsten in der Masse. Das Aristokratische ist das in der Form Herausgearbeitete, das sich Absondernde.

Das Plebejische mehr das Gleichmachende und darum Verwaschene. In der Masse drängt der Stofftrieb vor, das Aristokratische stellt Veredelung des Lebens durch ausgeprägten Formtrieb dar.

Alle Vornehmheit ist Absonderung, Abgeschlossenheit. Sie ist notwendig, um sich zu schützen vor Verpöbelung durch unbedachte und unbegrenzte Vermischung.

Wie Vornehmheit, verbunden mit strenger Lebensführung, strengem religiösen Kult, die menschliche Form veredelt und die edle Linie bewahrt, beweist das klassische Griechentum, beweist der stolze, republikanische Römer. Deutlicher noch sehen wir's bei den Hindus. Die vornehmen Hindus, deren Stolz es nicht duldet, sich mit niederen Kasten zu mischen, gehören zu den schönsten Menschen der Erde. Jedermann bewundert die edle Haltung ihres Kopfes, ihren getragen-schönen Gang. Sie schreiten einher mit dem ruhig-stolzen Bewußtsein eines adligen Geschlechts.

Die niederen Hindus aber, die wenig strenge Lebensformen kennen, sind kleiner und dunkler, von weniger harmonischem Ebenmaß der Glieder, wie die edlen Hindus, und sie haben ein typisches Merkmal niederer Rassen: nach vorn oder auswärts geknickte Kniee. Wenn Europäer sich in Indien mit den braunen Weibern mischen, so haben die Kinder die gleichen Anzeichen der Minderrassigkeit.

Prof. Schaafhausen hat 1884 in Breslau auf der Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft als Merkmale niederer Rasse folgendes genannt: 1. Schmalheit des Schädels; 2. hohe Stellung des Ohres; 3. eingedrückte Nase; 4. Vortreten der Stirnwülste; 5. Prognathie (Vorstehen der unteren Gesichtshälfte); 6. häufige und schnelle Bewegung der Gesichtsmuskeln; 7. starke Körperbehaarung; 8. stark gewölbte, spatelförmige Nägel; 9. schlechte Entwicklung der Wadenmuskulatur; 10. starkes Vorspringen der Ferse nach rückwärts; 11. Benützung des ganzen äußeren Fußrandes beim Gehen; 12. Kürze und Abstellbarkeit der großen Zehe.

In der Masse begegnen uns häufig die langarmigen, kurzbeinigen, brachyzephalen (= rundschädeligen), gewöhnlich geformten Menschen ohne höhere Interessen. Sie wollen Geld verdienen und das Leben genießen. Es ist der Mensch ohne Ideale, der umso protziger, philisterhafter, aufdringlicher im materiellen Leben auftritt, je weniger er in irgend einem höheren Leben zu Hause ist. Der niedere, grobgeformte, wenig differenzierte Schädel hat geringeren Rauminhalt und eine tiefere Formstufe. (Fig. 182.) Darum sind hier geistige Spannkraft und geistige Leistung weit geringer als bei den auf höherer Formstufe stehenden Hoch- und Langschädeln. (Fig. 183.)

In den hochgebauten Schädeln lebt eine Welt idealer Vorstellungen, in den niederen Schädeln nur eine nüchtern-materielle Welt. Der Volksmund

nennt sie ganz richtig „Flachköpfe"; denn flach und nichtssagend ist das, was darinnen steckt. Sie kommen nicht zu höherer Erkenntnis.

Denn die Masse, das sind jene indifferenten und doch furchtbaren Millionen, die immer nur an der Erde frohnen, weil die Mehrzahl der Menschen ohne Wissen und ohne Vernunft, ohne wahres Können, ohne Talent und eigentliches Streben, ohne Ideale dahinlebt, „das Heer der Unvernünftigen und Unverständigen, welche sämtlich zur Gattung der schwachen Gehirne oder der Klein-

Fig. 182. Massenmensch. Flacher, niedriger Oberschädel; geringe geistige, dagegen starke materielle Interessen.

Fig. 183. Geistesmensch. Bedeutender Gelehrter. Hoch- und machtvoll gewölbter Oberschädel, in dem geistige Kräfte sich mit idealen Vorstellungen verbinden.

köpfe gehören; stets muß man denselben viel Wechsel und Unterbrechungen gewähren, da ihnen keine Geduld und Ausdauer, sondern Nervenschwäche und schnelle Ermattung angeboren ist", wie H. Bossard in seinen „Naturwissenschaftlichen Aufschlüssen über das Wesen der Seele"*) sagt. Sie haben die niederen Köpfe, die nichts von Idealen wissen. Denn Ideale brauchen hohe Schädelwölbungen. Und wo der Gesichtsschädel sichtlich größer als der Hirnschädel ist, da werden die Ideale von den Kräften des Daseinskampfes zurückgedrängt. (Fig. 182).

Der schöngewölbte, harmonisch gebildete Hochschädel ist das Ergebnis langer und feinster Seelenentwicklung. Darum ist er selten und muß unter den Tausenden von Flachköpfen, die ihn rings umgeben, sich behaupten. Aber die Wunderlampe der Liebe und der Erkenntnis, die in diesem Einen brennt, kann auch Tausenden ihr Dämmern erhellen. Tausenden kann er ein Führer sein, wenn er auf den Dank der Masse verzichtet und den Lohn in sich selber findet.

*) Berlin 1864.

Die Menschen der Masse kleben an der Materie. Sie haben viel zu viel materielle Sorge, müssen allzusehr um das nackte Dasein ringen, als daß sie ein eigentliches höheres Geistesleben entwickeln könnten.

Die bessere Nahrung, die schönere Umgebung gibt den oberen Klassen die meist größeren, schöneren Körper, den höheren Wuchs. Es sind buchstäblich die „gewichtigeren" Leute. In Industriegegenden hingegen haben die schlechteren Lebensverhältnisse, die sonnenärmere Wohnung, das geringere, durch die Arbeit zurückgedrängte Geistesleben, den mechanisierten Massentypus geschaffen. Er ist körperlich kleiner, unansehnlicher, seelisch verbittert und in kritischen Zeiten eher zur Zerstörung als zum Aufbau geneigt. Denn der animalische Barbarismus der Menschheit schlummert stets auf dem Grunde der Massenseele.

Der indifferente Typus der Masse wird durch das schreckliche Einerlei mechanisierter Fabrik- und Schema-Arbeit geschaffen, durch den Kampf um's Dasein und durch eine stets gedrückte, von Schlagworten abhängige Geistigkeit, die nur selten zur Persönlichkeit sich durchringt. Wohlstand und äußere Unabhängigkeit geben also dem Körper die stärkere Entfaltung, nehmen auch dem Seelenleben die Fesseln ab. Denn soziale Not ist eine solche Fessel.

In solcher Not, in solchem Fabrik- und Massendasein vergröbern sich die Züge, verschlechtert sich der Teint. Es scheint, als ob die materiellen Interessen das Geistige auch im Antlitz überschwemmen.

Der Durchschnittsmensch (Fig. 184 bis 187) hat die unausgesprochenen, unscharfen, ja oft verschwommenen Gesichtszüge. Er ist der äußerlich und innerlich uninteressante Mensch. Seine Stirn entbehrt der Höhe, der Reinheit und Klarheit des Denkenden. Sie ist mittelhoch oder niedrig, oder auch hoch, aber flach und ausdruckslos. Seine Augen haben den unbestimmten, flachen Blick. Sie sind nichtssagend, lassen die eigentliche geistige Bedeutung vermissen. Die Nase ist meist kurz, oft kindhaft eingedrückt. Sie ist ohne alle eigene Persönlichkeit und zeigt, daß das ohnehin flache Geistesleben mangels entsprechender Konzentration und ohne allen energischen Willen zur Tatenlosigkeit verdammt bleibt. Es bleibt alles in den Anlagen, in den Wünschen, in einer uferlosen und gestaltlosen Sentimentalität stecken. Unklare Hoffnungen, verschwommene Ideen, verwaschene Ansichten erfüllen den Durchschnittsmenschen. Er gibt sich Gefühlsduseleien hin, wenn er nicht planvoll geführt und — teils vom Leben selber, teils durch irgend eine übergeordnete Macht — zur Arbeit gezwungen wird.

Das Kinn des Durchschnittsmenschen ist meist nicht plastisch herausgearbeitet. Darin liegt das passive, unausgesprochene, ja negative seines Wesens. „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch", sagt Lavater. Dem Durchschnittsmenschen fehlt es an innerer Spannung, an geistiger Richtung. Er ist ohne ausgesprochenes Profil (Fig. 188 u. 189), daher ohne ausgesprochene Persönlichkeit. Er

braucht der Führung, der Leitung, der Anregung. Ihm mangelt der Impuls, der eigene Antrieb, das lebendige Interesse, die Tiefgründigkeit. Je unscharfer, verschwommener seine Physiognomie, desto indifferenter sein Geistesleben, desto größer seine geistige und auch körperliche Trägheit. Von Initiative, von frischer Entschlußkraft, von Weitblick, ist keine Rede. Er verpaßt die günstigsten Gele-

Fig. 184 und 185. Massentypus beim Manne. Niedere Oberschädel, unbestimmter Blick, verschwommene Gesichtszüge.

Fig. 186 und 187. Massentypus bei der Frau.

genheiten, läuft immer nur in ausgetretenen Geleisen und hat eine tiefeingewurzelte Scheu, vom Althergebrachten und Gewohnten abzuweichen.

Es sind die Menschen mit dem unausgeprägten Charakter, dem unbestimmten, schwankenden Wesen. Wer sie führt und ihnen goldene Berge verspricht, der hat sie. Denn zum eigenen Denken fehlt ihnen die Kraft. Ihr inneres Wesen ist unklar. Immer mehr schwindet in diesem maschinierten Leben die Originalität.

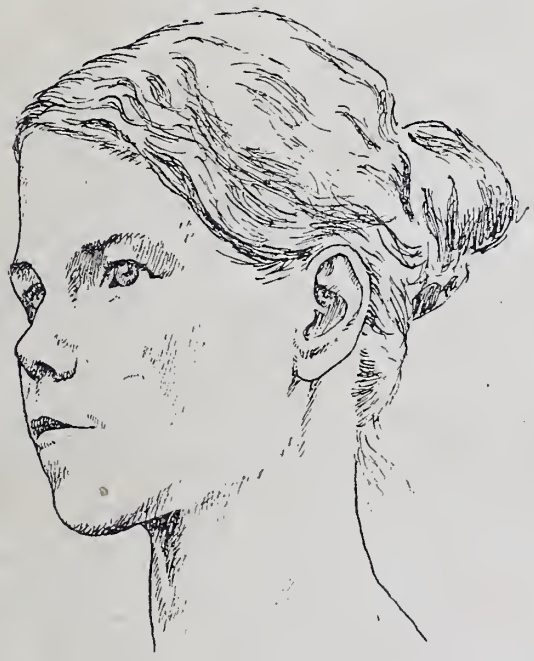


Fig. 188. Profilloser Durchschnittskopf. Unentschieden, willenlos, unausgeprägt. Nicht zu leitender Stellung geeignet.

Fig. 189. Scharfes Profil. Individueller Kopf. Willensstark, planvoll, selbständig. Zu leitender Stellung befähigt.

Der Massentypus mehrt sich. Die Keime zur Persönlichkeit werden erstickt in dem berauschenden Jubelgeschrei vom „Fortschritt". Allen anderen Typen kommt eine gewisse Originalität zu. Hier aber fehlt jeder originelle Zug, jede schöpferische Linie. Nicht eigene Gestaltung, sondern Nachahmung ist das Leben des Massentypus.

Die Masse lebt von Ideen, die ein Einzelner in sie hineinwirft. Sie beugt sich vor Schlagworten und leichtfaßlichen Programmen. Sie kann bewundern, was sie verdammt hat, und verdammen, was sie bewunderte. Sie ist ein großes, ewig unreifes Kind, das stets nur zerstört, wo es ohne Führung ist.

Überall auf der Erde herrscht die Masse vor. Liegt das nicht schließlich im Wesen der Dinge? Wie unendlich lang und mühselig ist der geistige Prozeß, der einen bedeutenden Menschen hervorbringt! Wieviel stummes Leid muß sich in der Masse sammeln, bis ihre zusammengeballte Sehnsucht sich in einem Genie selber erlöst! Und wenn es da ist, funkelt und leuchtet es in einsamen Höhen und kann doch von der Masse nicht verstanden werden. Die Masse steht der geistigen Blüte der Menschheit zu ferne, als daß sie die großen Menschen, die Gelehrten, Künstler, Dichter des eigenen Volkes verstehen könnte. Sie wird von einer

furchtbaren Macht beherrscht, das ist die Gewohnheit. Und das Gesetz der Trägheit bringt es mit sich, daß sie leichter zum Schlechten zu bringen ist als zum Guten. Denn die Masse ist ein großes Kind. Der Gegenpol der Gewohnheit, der Trägheit, ist der Wille, ist die Selbstbeherrschung, die willenskräftige, sittliche Selbsterziehung. Davon aber ist beim Massentypus wenig zu spüren. Denn Masse ist die blinde Macht erdgeborener Triebe. Sie braucht ein Hirn, eine bewußte Leitung, eine Führung, braucht einen Helden und ein Ideal.

Der Durchschnittsmensch lebt — in der Kleidung und in der Politik — nach der Mode. Er vertritt die Tagesmeinung und ist ein gläubiger Nachbeter des Leitartikels aus seinem Morgenblatt. Im Grunde ist er ohne eigentlichen Standpunkt. Er ist schwankend, weil er unpersönlich ist. So gleichgültig, unausgesprochen und uninteressant sein Gesicht, so gleichgültig, unausgesprochen und uninteressant ist auch sein Wesen.

Das heißt nur, soweit man den Einzelnen aus der Masse gesondert betrachtet. Die Masse selber — als psychologisches Phänomen aufgefaßt — ist die zusammengeballte ungeheure Macht des Unbewußten, aus der immer auf's Neue die Intelligenz und das bewußte Leben des Einzelnen heraussteigen.

Zweierlei tritt uns in der Gegenwart geradezu schreckensvoll entgegen. Das ist zum ersten der ewige geistige Tiefstand, die gefährliche Kindhaftigkeit der Masse, und zum andern der Umstand, daß sie mehr als je in der Geschichte fordernd und herrschend auftritt.

Karl Lamprecht war es ja, der die Weltgeschichte aus den sozialen Instinkten, den gemeinsamen Lebensinteressen der Masse herausgewachsen sah, im Gegensatz zu Heinrich von Treitschke, der das aristokratische Prinzip vertrat und die Weltgeschichte von den großen Einzelnen, den bedeutenden Männern geschehen läßt. Beide haben wohl recht. Die Masse ist der Schoß alles Großen und Erhabenen, aber auch alles Gemeinen und Entsetzlichen, das in der Menschennatur schlummert. Und wo ein großer und genialer Mensch auftaucht, oder auch ein Verbrecher, ein menschliches Scheusal, da sind sie beide ganz sicher den Millionen verborgener Keime entwachsen, die in der Massenseele schlummern. Sie sind deutlich gewordene Erscheinungen, geboren aus dem Chaos des Unbewußten, das die Masse darstellt.

Ist auch der einzelne Durchschnittsmensch oft flach und nichtssagend, ein uninteressanter, physiognomieloser Alltagstypus, so kann man bei der Masse in der Stoßkraft ihrer Instinkte fast von einem Genie des Unbewußten sprechen. In den Tiefen der Massenseele, ihr selber unbewußt, schlummern die großen Ideen, schlummert der Traum großer Ziele, auf die die Menschheit hinsteuert. Der Massenseele aber entsteigen auch die riesenhaften Irrtümer, die als sogenannte

Reformen wie glückliche Träume auftauchen und wilde, haßerfüllte Kämpfe der Klassen untereinander auslösen.

Denn das ist das furchtbare Antlitz der Masse: sie hat nur Kraft zur Zerstörung. Sie kann sich vernichtend über morsche Gesellschaften, über zu alt gewordene Kulturen stürzen. Aber dem Wiederaufbau stand sie zu allen Zeiten ohnmächtig gegenüber. Die Kraft zum Aufbau lag immer nur in der Hand einer kleinen geistigen Aristokratie, die sich führend und lenkend an die Spitze der Masse stellt. Die Masse selber ist barbarisch. Und Massenherrschaft bedeutete noch immer einen Sturz aller Zivilisation in primitive Rohzustände.

Die Masse lenkt, wer ihren Instinkten schmeichelt und doch — ihre gefühlsreiche Romantik weckend — wie ein abenteuerlicher Gott von ihr verehrt und bewundert wird.

Je unpersönlicher ein Mensch ist, desto mehr fühlt er sich in der Masse wohl. In der Masse darf er Triebe entfalten, die er als Einzelner zügeln und beherrschen muß. Die Masse ist wie ein Feuer, das alle diese Triebe — seien sie bestialisch oder seien sie heroisch — zu einem einzigen ungeheuren Brande aufflammen läßt. Denn von der Masse geht es wie eine Hypnose aus, und das stärkste Kennzeichen des Durchschnittsmenschen ist eben seine Suggestibilität. Er wird stärker durch Gefühle als durch Gedanken geführt. An allem, was in der Masse und durch die Masse geschieht, ist der Anteil der Vernunft recht gering, derjenige von Suggestionen und Gefühlswallungen riesengroß. Das Unbewußte herrscht über das Bewußte.

Dies ist die Gefahr, aber auch die Größe, — die heroische Kraft der Masse. Sie trottet im Alltag und geht an den schweren Ketten der Gewohnheit. Sie ist indifferent und träge. Aber wo sie entflammt wird, da kann sie Opfer bringen, kann sie bluten und sterben für eine Idee.

Und wir erkennen, wenn wir den Einzelnen aus der Masse herausheben, in seinem Denken und Fühlen oft eine innere Schönheit, die uns ergreift, eine unbewußte Menschlichkeit, eine erschütternde Ehrlichkeit des Wollens. Es ist die ewige Gerechtigkeit, die aus dem Reich des Unbewußten im Einzelmenschen aufsteigt, als Wahrheit, als Wunsch, als Sehnen, als Liebe, als Märtyrertum.

Vielleicht ist heute die Zeit gekommen, in der der Schoß der Nationen erschöpft ist und keine großen Menschen, keine Genies mehr gebiert, in der aber die Massen sich zum geistigen Befreiungskampf anschicken, um das zu leben, was jene Großen lehrten. Die Weltgeschichte muß ja — nach Goethes Wort — von Zeit zu Zeit einmal umgeschrieben werden. Und wenn heute die steilen Kurven, die die Kultur in genialen Menschen erklimmt, schon seit geraumer Zeit abbrachen, so wird vielleicht die schöpferische Energie, die bis dahin zur Höhe trieb,

nun in die Breite drängen und eine durchseelte Menschenkultur schaffen, an der jeder Einzelne seinen Anteil hat.

Mag die Masse groß oder schrecklich sein — der Einzelne in ihr, ist er auch ein Durchschnittsmensch, ist doch ein Mensch. Und Mensch sein ist auf der Erde etwas ganz Großes.

Man kann nicht von einer Kultur sprechen, wo eine Reihe großer Namen wie Sterne leuchten und die große Masse in dumpfer Unbewußtheit in Schatten und Dunkel lebt. Ein neuer Lebensstil wird kommen. Die Massen drängen zum Licht, werden sich ihres Menschtums bewußt. Das Zeitalter der Kohle liegt bald hinter uns. Neue Lichtquellen, auch im geistigen Sinne, sind erschlossen. Die Technik erhellt das äußere Leben. Die Liebe wird das gleiche mit den Menschen untereinander tun. Die Menschenkenntnis, die das Antlitz und die Seele der Masse erforscht, tut es nicht, um lieblos über sie zu Gericht zu sitzen. Sie will nur sehen und begreifen. Sie unterscheidet die hohe Formstufe von der niederen. Aber sie weiß, daß alles ein Werden und ein Wachsen ist, geleitet von der alles liebenden Hand des Schöpfers. Und steht sie auch einmal einer häßlichen, einer nichtssagend leeren oder einer verkümmerten Menschenform gegenüber, so weiß sie wohl, daß nur der ein rechter Menschenkenner ist, der ein Herz voller Güte hat. In aller Klarheit des Urteils, aller psychologischen Ehrlichkeit, läßt sie doch nicht das aufmunternde, trostreiche Wort der Liebe vermissen. Die Menschen müssen sich lieben, weil sie sonst bodenlos unglücklich werden. Müssen sich lieben, weil sie ohne Einheit sind und doch alle zum Einen — zu Gott — hinstreben. Um Gott zu finden, müssen die Menschen zuerst sich selber finden. Und des rechten Menschenkenners Herz ist erfüllt von jenem schönen Wort: „Was Ihr dem Geringsten unter Euch tut, das habt Ihr mir getan."

---

27. Kapitel.

10. Der harmonische Mensch.

(Fig. 190 bis 197.)

Fließt im Massentypus, in der Massenseele, alle Differenziertheit von Form und Wesen in das Meer des Unbewußten zusammen, so erhebt sich im harmonischen Menschen das Menschheitsbild zu seiner höchsten Schönheit, seiner idealen Vollendung. Hin und wieder taucht es auf, wie ein beglückender Traum, und verschwindet wieder, uns alle in Sehnsucht und heiligem Wollen zurücklassend.

Wollten wir auch hier von einem Naturell sprechen, so müßten wir sagen, es sei alles in einem. Es ist das von vorn herein allseitig angelegte, in

schönster Ausgeglichenheit geborene oder das im Leben zu philosophischem Gleichmut ausgereifte Naturell, das Naturell des Weisen.

Seine Grundlage hat es in einem gesunden und normalen, also wohlproportionierten Körper. In ihm tönt das Leben aus allen Teilen wie in einem herrlichen Akkord zusammen.

Nur selten wird man diesem Naturell begegnen. Nur wenige sind gesund und mit der Anlage zu vollklingendem Leben geboren, nur wenige so bewußt — wie Leonardo da Vinci, wie Goethe oder Rabindranath Tagore im Leben ausgereift. Nur selten sehen wir in Menschen das verehrungswürdige Bild der Harmonie von edler Form, Weisheit und Güte.

Der völlig harmonische Mensch ist eine Abstraktion. Er ist nicht Wirklichkeit. Nie war ein Mensch vollkommen, nie wird er es sein. Jeder von uns trägt ein Stück Unvollkommenheit bis an sein Ende mit sich. Und auch beim höchsten Streben bleibt „ein Erdenrest, zu tragen peinlich."

Aber ist nicht eigentlich der harmonische Mensch die Grundidee? Kann sich Gott sein Geschöpf anders gedacht haben, als harmonisch? Alle Disharmonie ist ein Abgeirrtsein von der ursprünglichen Idee, von der Norm, alles wahrhafte Leben ein Hinstreben zu dieser Norm, zur Harmonie, ein Sehnen nach dem Ideal.

Gesundheit, Sittlichkeit, wahre Bildung, das sind die Wegsteine auf der Wanderung zur Harmonie. Wie weit wir kommen — wer vermag das zu sagen! Das kommt wohl auf die Anlage an, auf die in uns wohnende geistige und sittliche Energie und — auf die Lebensumstände. Erreichen wir nicht das Ziel, so kommen wir doch ein Stück vorwärts. Und wer weiter kam, hat — auch ohne es zu wollen — Andere ein Stück weiter geführt. Alles, was wir leiblich und seelisch an uns selber tun, hilft dem Ganzen. Es ist für das Ich und für die Menschheit ein Stück Erlösung.

*

Im harmonischen Menschen vereinigen sich die großen Grundmächte des Lebens zu vollkommener Gestaltung. Es gibt hier weder Riesen noch Zwerge. Denn jedes Extrem ist eine Disharmonie. Die harmonische Grundlage läßt den Körper nicht über die schönen Maßverhältnisse einer mittleren Größe hinauswachsen. Er ist ebenmäßig in allen seinen Teilen. Eine gesunde, störungslose Ernährung verleiht ihm die schöne und wohltuende Fettauskleidung und Rundung seiner Formen und läßt ihn weder knochig und hager erscheinen, wie manchen unruhvollen Tatttypus, noch auch fleischig und üppig wie den Bauchtypus. Ebensowenig aber kommt der harmonische Körper zu jener ästhetischen Schlankheit und Zartheit, die dem idealistischen Typus seine blütenhafte Schwäche gibt. Er ist kräftig und doch von schlanken, edlen Formen, wie der prachtvolle Körper der

Pauline Borghese von Canova oder alle die herrlichen Aphroditen der griechischen Meister. Es ist, als sei die harmonisch abgestimmte Grundmelodie dieses edlen Lebens in allen Teilen lebendig und hindere sie kraft eines schweigenden Gesetzes, in Unruhe und Disharmonie auseinanderzustreben. Es durchzieht

Fig. 190. Apollon von Belvedere. 4. Jahrh. v. Chr. Rom, Vatican.
Bisher höchste Schönheit in der Darstellung des harmonischen Männerkörpers.

uns ein Gefühl der Beglückung beim Anblick des harmonischen Menschen; denn wir wissen, daß hier die Schöpfung ihr höchstes Werk vollbrachte, daß hier das Ideal, die ausgereifte Idee der Menschheit, uns gegenübertritt. Vor der Hoheit der Venus von Milo (Fig. 41), der Schönheit des Apollo von Belvedere (Fig. 190) könnten wir anbetend niederknien. Platons harmoni-

sche Erscheinung grüßt uns über Jahrtausende, Goethes zu höchster Weisheit entfaltete Menschlichkeit erfaßt uns mit dem erhabenen Ernst eines großen Zieles.

Im Gesicht des harmonischen Menschen ist die ovale Grundform durch nichts gestört. Die Backenknochen, die Kinnladen, das Kinn zerreißen nicht die

Fig. 191. Kopf der „Ruhenden Venus" von Giorgione (1477—1510). Höchste Harmonie der Frauenschönheit mit dem Ausdruck vollkommensten Friedens.

ruhige, volle Grenzlinie. Das Gesicht ist nicht hager oder fettreich, nicht knochig oder von schroffer Architektur. Es hat, namentlich bei der Frau, die tiefsinnige Symbolik der Eiform, die in sich selber ruhende Stille, die Giorgione seiner „Ruhenden Venus" (Fig. 191) gab. Wie edel und still, wie jugendlich schön, wie frauenhaft-reizvoll, wie madonnenhaft-heilig ist dieses Antlitz! Ist es nicht, als atme dies Gesicht, dieser herrliche Leib die träumende Ruhe einer selbstvergessenen Liebe?

Die Gesichtsorgane stehen beim harmonischen Menschen in einem wohltuenden Verhältnis. Keins springt in Willkür auffällig heraus, keins stört das edle Gleichmaß. Keins spricht von innerem Tumult, von den Qualen disharmonischer Widersprüche. (Fig. 192.)

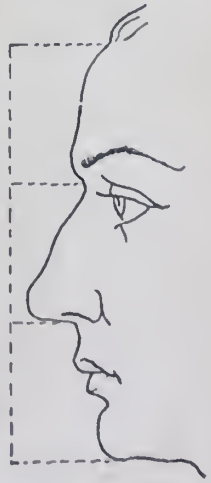


Fig. 192. Harmonische Dreiteilung des Gesichts.

Das Mittelgesicht, d. i. die Entfernung von Augen und Mund, ist ein wenig größer als die Entfernung der Augensterne. Dies entspricht einem schöngewölbten Mittelhaupt, in dessen

gleichmäßiger Rundung alle Seelenkräfte des Kopfes in dem Gefühl der Verehrung, der religiösen Beseelung, der Gotteskindschaft, zusammenströmen.

Darum eben ruht der harmonische Mensch in sich, weil das Unbewußte, das Nichtgewußte und nur Geahnte, das Ewig-Machtvolle gläubig in ihm lebendig ist. Er ruht in Gott, ist voller Staunen und Verwundern. Er ist ein Kind und ein Weiser zugleich. Fern von der plumpen Alltagsweisheit der Materialisten, fern von der erdrückenden grauen Sorge der Masse, fern auch von den verstiegenen Programmen und Abstraktionen der Fanatiker, geht er einen glücklich-heiteren Mittelweg, verbindet Wirklichkeit und geistige Welten. Ruhe und Glück trägt er in sich. Ruhe und Glück überträgt er auf die Andern.

Seine Umgebung empfindet ihn unbewußt vorbildlich. Seine bloße Gegenwart — wie es bei Goethe in Weimar war — verbreitet Kraft. Aber er muß nicht Goethe, muß nicht ein Olympier, ein Genie sein. Nein — er kann in freundlichem Gleichmut unter uns wandeln, ein ruhig-bescheidener Mensch und doch ein Vorbild. Er braucht nicht in steiler Kurve erstaunlicher Gipfelleistung aufzuragen, braucht nicht durch Schöpfungen zu blenden, die meteorhaft am Menschheitshimmel aufleuchten. Liegt der Wert eines Menschen denn nur in dem, was er leistet und schafft? Oder auch — vielleicht mehr noch — in dem, was er ist? Spott und Hohn ist es, wenn wir den Menschen nur daraufhin anschauen, ob er sich — in Fleiß und Arbeit, in Strebsamkeit und Erfindung — rentiert und verzinst und gar nicht darauf achten, was er — in Liebe und Güte, in Geduld und Opferwilligkeit, in der Stille einer harmonischen Seele — als Mensch ist. Harmonie ist nicht Leistung — (am allerwenigsten technische oder kaufmännische). Harmonie ist Sein.

Darum eben ist Harmonie weit eher bei der Frau als beim Manne zu finden. Am Körper der Frau ist die morphologische Differenzierung des Baues weit geringer als beim Manne. Das liegt tief im Willen der Natur. Die Frau ist weit mehr Typus, Gattung, Norm als der Mann. Sie steht dem Formkreis der harmonischen Naturelle näher als der Mann, steht der Disharmonie ferner. Wo sie aber disharmonisch wird, da leidet sie weit mehr als der Mann unter ihren Widersprüchen, ihren seelischen Konflikten. Die Frau verträgt es nicht, aus ihrer Einheit herausgerissen zu sein. Sie kann eher für Andere leiden, als an sich selbst.

Ja — sie ist sogar weit weniger Persönlichkeit als der Mann; sie muß mehr als dieser rassischer und biologischer Typus bleiben. Die gesunden, jungen, hübschen Mädchen eines Volkes haben untereinander weit mehr körperliche Ähnlichkeit als die jungen Männer, die in vielerlei Berufen sich differenzieren. Der Frauen Wesen und Glück liegt weit mehr in der Liebe, in der Ruhe des Heims. Denn Ruhe ist ein weibliches Prinzip. Das männliche heißt Tat, also

Unruhe. Die Frau ist weniger Persönlichkeit, weniger Individualität als der Mann. Sie ist die schöpferische Stille, ist Schoß und Mutter alles Lebendigen, ist Sehnsucht und Erfüllung des Manneslebens.

Ja, in der Frau und nicht im Manne verkörpert sich der Begriff des Schönen. Höchster Manneswert heißt Kraft, höchster Frauenwert Schönheit und Liebe. Und selbst auf die Frau wirkt der Anblick eines vollendet schönen Frauenkörpers künstlerischer, reiner, spannungsvoller, ergreifender als der Anblick eines Manneskörpers. Ein liebliches Frauenantlitz weckt immer wieder in uns Klopstocks bewunderndes Wort:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
über die Fluren verstreut. Schöner ein froh Gesicht,
das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Das Wesen der Frau liegt nicht in dem, was sie leistet, sondern in dem, was sie ist. Des Mannes Werk ist lösbar von seinem Leben. Sein Werk ist das Heiligtum, in das er sich flüchten kann, das tröstend und heilend ihn aufnimmt, wenn er im Leben Schiffbruch litt. Des Weibes Werk und Heiligtum aber ist ihr Leben, ihr in Liebe und Hingebung zitterndes, jauchzendes, schmerzvoll schenkendes Leben.

Dies ruhig abgestimmte Sein ist des harmonischen Menschen glückbringende Wirkung. Ihm fehlt die harte Energie des Tatmenschen, die schroffe Alternative des Disharmonischen. Er ist rücksichtsvoll und paßt sich an, fühlt sich in die Andern hinein. Er hält sich fern von überspannten Forderungen, von schroffen Programmen. In allen Dingen scheidet er mit gesundem Instinkt Wahres von Falschem. Sein Wesen, sein Leben sind ohne Extreme. Er ist ausgeglichen, ist in allem das gerade Gegenteil des disharmonischen Menschen. Er schwankt nicht wie dieser zwischen Nichtstun und Arbeitsraserei, zwischen Askese und Maßlosigkeit, zwischen Ausschweifung und moralischer Selbstzerfleischung. Er ißt und trinkt mäßig. Er braucht nicht Lehrbücher und Tabellen, um das Maß seiner Bedürfnisse festzustellen.

Er schaut mit freundlichem Verständnis auf das, was die Andern tun, wird nicht ihr Splitterrichter, ist ohne Neid, ohne Rachegefühl, aber voll von Mitleid. Christus, der große, harmonische Gottmensch, liebte und verzieh. „Sündige nicht mehr," sprach sein großes Herz. Seine disharmonischen Streiter auf Erden taten nicht immer das gleiche. Girolamo Savonarola war ein wilder Eiferer, Alexander Borgia (Fig. 180) ein Verbrecher, Calvin ein theologischer Schwurgerichtspräsident. Aber Thomas von Aquino, Franz von Assisi, Ralph Waldo Emerson waren harmonisch. Sie lehrten und suchten Erkenntnis. Sie liebten die Menschen und verurteilten sie nicht. In ihnen allen war die große positive Kraft,

die stille und unwiderstehlich aufbauende Macht, die in allen harmonischen Naturen steckt. Sie kämpften mehr für etwas als gegen etwas.

Überall im Leben ist der harmonische Mensch der aufbauende, ausgleichende, versöhnende, der Mensch mit der stillen Zuversicht, dem gläubigen Vertrauen, dem leuchtenden Optimismus, der aus der Liebe quillt. Er ist nicht Pessimist und Skeptiker, wie der disharmonische. In seiner Liebe wohnt die Gerechtigkeit,

Fig. 193. Albrecht von Graefe, der große, menschenfreundliche Augenarzt, geb. 22. Mai 1828 in Berlin, gest. 20. Juli 1870. Ein Arzt mit einem Christusherzen.

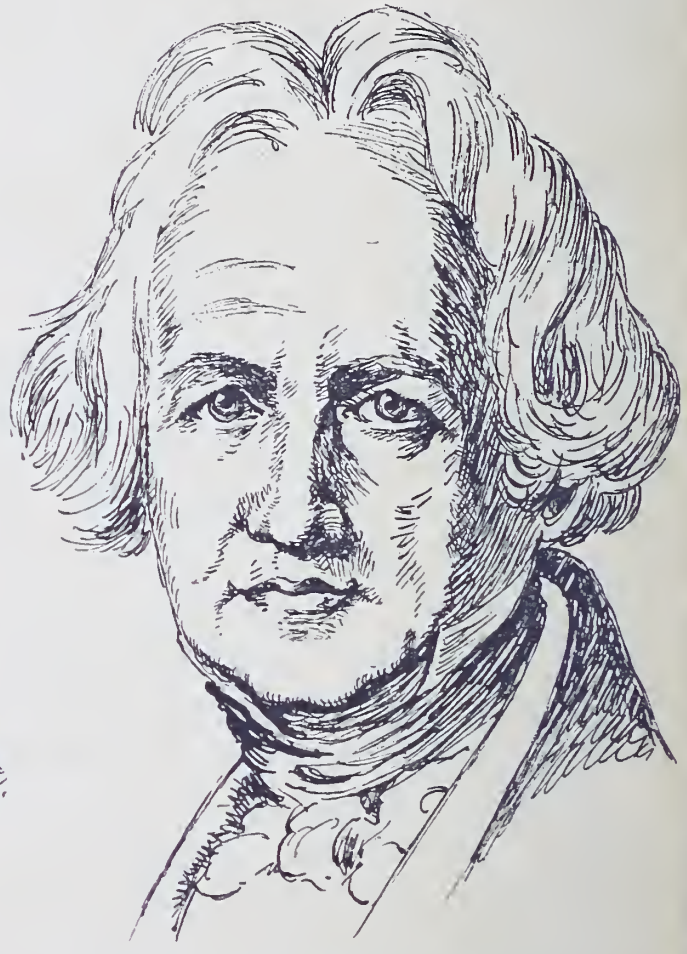


Fig. 194. Der Bildhauer Christian Daniel Rauch, geb. 1777 zu Arolsen, gest. 1857 in Dresden. Schüler von Thorwaldsen und Canova, Schöpfer des Sarkophags der Königin Louise.

die Selbstlosigkeit, das unparteiische Wort. Er ist ohne innere und äußere Wirrniß, ist einfach und unkompliziert, wie alles Wahre.

Sein Wesen ist nicht sprunghaft, nicht aufreizend, nicht verhetzend. Er versöhnt, er eint die Gegensätze, er dämpft die schreienden Mißtöne der Andern. Darum wirkt er wundervoll, wo er die Menschen leiten, sie führen und belehren kann. Er ist der ideale Priester, in dem das Wort Gottes wahrhaft lebendig ist, der ideale Lehrer und Erzieher; denn seine überlegene Ruhe, seine Liebe, richten auf und machen Mut. Er kann Vereine oder Gemeinden leiten, ist ein versöhnlicher Richter, ein salomonischer Schiedsrichter. Denn wenn der har-

monische Mensch mehr beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht gefunden wird, so hat doch der harmonische Mann viel Weibliches, ja Mütterliches in seinem Wesen, viel Liebevolles und Pflegliches.

Darum eben sind die harmonischen Menschen in der Politik so selten. Politik ist eine ungemein männliche Sache. Man findet in ihr mehr die Tatmenschen und — leider — viel die disharmonischen Naturen. Sie haben die schroffe Energie, aber auch das dicke Fell, die lebendige Kampflust, die zur Politik gehört. In der Politik finden wir eher die Hannibal und Julius Cäsar, die Wallenstein und Alba, die Seydlitz, Blücher und Nelson, die Napoléon und die hageren, genialen Willensmenschen wie Friedrich den Großen, Moltke und Haeseler.

Dem harmonischen Menschen aber begegnen wir eher da, wo Kampf und Haß schweigen, wo Menschen friedvoll sich helfen und einander aufrichten oder mit der wunderbaren Schöpferkraft des Künstlers Schönes aus der Welt von Gedanken und Gefühlen in die Wirklichkeit hineinzaubern. Wir sehen ihn in Plato, dem Weltweisen, in der priesterlich hohen Erscheinung von Leonardo da Vinci, in Albrecht von Haller und Albrecht von Graefe (Fig. 193), den genialen und menschlich großen Ärzten, von denen Graefe wie Christus wirkte, groß, unermüdlich heilend, segnend und beglückend. Wir sehen ihn in dem Bildhauer Christian Rauch (Fig. 194) und in dem mütterlichen Thorwaldsen. Es sind die Menschen, die alle verstehen, weil in ihnen von allen andern ein lebendiger Ton schwingt, weil sie sozusagen alle in einem sind.

Im Wesen Leonardo da Vincis war es wohl — bei all seinen technisch-mathematischen, anatomisch-wissenschaftlichen Anlagen — gegenüber dem durchaus männlichen, kraftvoll schroffen Michelangelo gerade das Weibliche, das ihn zu so harmonisch und ruhig abgestimmten, abgerundeten Kunstwerken fähig machte.

Er war eine Priesternatur. Ihm war die Kunst heilig. Nichts war seinem kosmischen Blick klein, das technische Wunder winziger Mückenflügel so groß wie der gestirnte Himmel. Er war wie Goethe, voll mütterlicher, allumfassender Liebe. Er malte und bildhauerte mit gleicher überragender Kraft. Er sezierte, konstruierte Flugzeuge, baute Festungen und Paläste, arrangierte Feste an den Höfen der Medicis, der Sforzas und der Borgias. Er zeichnete Frauenkleider und hielt Vorträge. Er war — wie Goethe — der Edelstein am Stirnband seiner Fürsten. Eine eindrucksvolle Erscheinung, mit wallendem Blondbart, mit reichem, rosafarbenen Mantel, war er so würdevoll und groß, daß selbst die Inquisition, selbst Savonarolas zelotischer Eifer sich nicht an ihn heranwagte.

Er war der alles zusammenfassende, alles suchende, alles verstehende Geist.

In ihm hatte das humanistische Ideal der Renaissance seinen harmonischen Höhepunkt, seinen edelsten Typus gefunden. Ein klarer, hilfreicher, mütterlich-mitleidiger, grenzenlos gütiger Mensch, in seiner naturhaften Wahrhaftigkeit ein herrlicher Heide, seiner schenkenden Güte ein herrlicher Christ.

Seine lichtumflossenen Köpfe sind seelische Offenbarungen. Seine „Mona Lisa" der Ausgangspunkt von Geheimnissen und Legenden. Nirgendwo ein Dogma, nirgendwo geistige Enge, nirgendwo Richtung oder „Schule," überall nur große, weite, aus tiefster Seele, aus liebereichster Menschlichkeit herausgeholte Wahrheit. Das ist das große Werk des harmonischen Genies.

Im genialen Menschen lebt eine Fülle von Kräften. Ihn beseelt eine unverwüstliche Schaffensfreude. Sein machtvoller Geist, der schöpferische Reichtum seiner Natur scheinen aus Quellen zu zehren, die im gewöhnlichen Sterblichen nicht fließen. Denn das Genie arbeitet mit ruhiger Beständigkeit. Und auch wo es zu ruhen scheint, arbeitet „es" in ihm. Der Kosmos läßt sein herrlichstes Werkzeug eigentlich niemals ruhen. Und so außerordentlich sind die Spannkräfte des genialen Menschen, daß viele — wohl die meisten — noch im hohen Alter Großes und Unsterbliches schaffen.

Tizian war ein Wunder der Langlebigkeit. Freilich war das ruhige und kraftvolle Gleichmaß seiner Arbeitsweise durch keine Ungeduld seiner Besteller zu erschüttern. Er war harmonisch, kein nervöser Typus. Er hat darum auch in den 100 Jahren seines Lebens nur etwa den zehnten Teil von dem gemalt, was der nervösere Tintoretto in 75 Jahren schuf. Denn er war von ruhiger Harmonie und von einer nie erschütterten Gesundheit.

Wie anders doch war der disharmonische Michelangelo! Zwei gewaltige Gegensätze! Jener ruhig — heiter, von saftvoll-starkem Körper, dieser nervös und sprunghaft, mißtrauisch, verbittert, verschlossen und abweisend, ehrgeizig und von unglaublichem Schaffensdrang. (Fig. 162.) Mit 72 Jahren (1547) übernimmt er die Bauleitung von St. Peter, jenes grandiosen Bauwerkes, das Bramante 1506 als Zweiundsechzigjähriger begonnen hatte. Als Michelangelo stirbt, tritt der noch junge Bernini an seine Stelle, schafft aber sein meisterhaftestes Werk — die Kolonnaden von St. Peter — auch erst zwischen seinem 58. und 70. Lebensjahr.

Die Renaissance hat viele kraftvoll ausgereifte, harmonische Gestalten hervorgebracht. Puritanismus und Zelotentum beschnitten noch nicht das Leben an allen Ecken und Enden. Man trieb Schönheitskult und steuerte nicht den natürlichen Trieben der Liebe und der Freundschaft. Es herrschte in der Liebe ein Zug jener Naivität, wie sie die hellenistische Zeit besaß oder wie sie uns später in Goethes Leben und Dichtung wieder begegnet. Jene Kindlichkeit, die immer

ein Ausdruck von Gesundheit und Harmonie ist. Der freie Geist und das warme Herzblut ließen unter dem sonnigen Himmel Italiens das Leben schöner und fröhlicher erblühen als anderswo.

*

Im genialen Menschen ist die Kraft des Mannes, die Rätselhaftigkeit und Mütterlichkeit des Weibes und die Heiterkeit des Kindes zu einem großen Menschenbild vereinigt. Des Lebens unbewußte Tiefen sind in ihm noch von fruchtbarem Reichtum. In ihm ist die schöpferische Macht des Kindes, die spielende Größe seiner Fantasie.

*

Die liebevoll-ehrfürchtige Scheu, mit der wir Erwachsenen dem Kinde gegenüberstehen, ist nichts Anderes als eine Ahnung von der schöpferischen Größe jenes Unbewußten, aus dem wir alle geworden sind, und dem wir mit dem größten Teil unseres Wesens ewig angehören. Denn unsere erkennende Vernunft ist nur ein winzig Lichtlein gegenüber jener ewigen Nacht des Unbewußten, aus dessen „dunklem Drange" wir handeln.

Wundervoll ist das von den antiken Dichtern verstanden worden. In der griechischen Tragödie stellte der Chor die ihrer selbst noch unbewußte Volksseele dar. Sie wurzelt im Religiösen und begleitet wie das mahnende Gewissen die Handlungen der tragischen Schauspieler, der Helden. Es ist das Wechselspiel von Unbewußtem und Bewußtsein.

Alle Kraft, alle Schönheit und Größe unseres Wesens wächst aus diesem Unbewußten heraus. Es ist das, was die Alten den „Dämon" nannten. Hier — im Unbewußten, in der Rückenmarkssphäre — liegt unser Zusammenhang mit der äußeren Natur. Hier wurzelt also unsere Kraft, die des Körpers sowohl wie die des Fühlens und Denkens.

Durch das Wurzeln und Versinken im Unbewußten erhält unser Wesen Fülle und Reife. Und ehe ein Gedanke von uns geäußert wird, muß er lange im Schoß des Unbewußten getragen sein. Denn hier liegt das Ewige, das Schöpferische. Alles Harmonische, alles wahrhaft Künstlerische hat solchergestalt einen Ewigkeitswert. Denn das Künstlerische entsteigt den träumenden Tiefen. Es reifte aus dem Schoß des Unbewußten. Was allzurasch geformt und geäußert wird, ist darum oberflächlich. Denn es reifte nicht in den Tiefen unseres Wesens, ist aus raschen Bewußtseinsvorgängen geboren, ist das flüchtige Kind des Augenblicks.

Darum eben verdanken wir die erstaunlichsten Irrtümer den Verstandesmenschen, die Wahrheiten aber nur den tiefen, seelenvollen Menschen. Denn in ihren Tiefen ist die raunende Stimme der Ewigkeit.

Gerade darum sind wir auch am Morgen von größerer schöpferischer Kraft als am Abend. Denn der Schlaf der Nacht löschte das Licht des Denkens aus. Das Bewußtsein kehrte zurück in das Reich des Unbewußten, da, wo die Seele niemals schläft. Keine Nahrung, keine Anregung, keine Zerstreuung gibt unserem Denken die tiefe und wahrhaftige Kraft, die es im erquickenden Schlaf gewinnt. Was uns mit aller Anstrengung nicht gelingen will, gelingt oft spielend nach einem kurzen Schlaf. Es ist, als seien die Gedanken da von einer unsichtbaren Hand an einen Quell geführt, aus dem sie trinken. Denn Schlaf ist Unbewußtsein und also ein Stück Ewigkeit. Und alles, was in die schlafende Ewigkeit getaucht wird, hat die Melodie des großen Werdens, den Ton der großen Wahrheiten in sich aufgenommen. Es verschmolz eine Weile mit dem All-Leben und ward gespeist mit Ursprünglichkeit.

Eben weil die Seele in ihrem unbewußten Gebiet keine Müdigkeit kennt, muß sie von ihrer Bewußtseinsarbeit am Tage zurückkehren in das Unbewußte des Schlafes, der Nacht. Denn hier rüstet sie sich für den kommenden Tag. Hier — im Unbewußten — gibt es weder Lernen noch Üben, weder Gedächtnis noch Streben. Hier wächst eben das Leben, wächst das Fühlen, wächst aus göttlicher Machtvollkommenheit, aus jenem Ewigkeitsborn, den die Natur durch das Unbewußte in jedes Einzelleben hineinlegte.

Nur wer versucht, durch angespanntes Denken sich als Einzelner allzusehr aus dem Unbewußten herauszuheben und die Wohltat des Schlafes zurückdrängt, wird in seinem Denken saftlos und verirrt, ein trockener Theoretiker, ein disharmonischer Mensch.

Das Unbewußte in uns aber erklärt es auch, warum nach großen Geistesanstrengungen uns oft eine Sehnsucht erfaßt nach jenem fröhlich-dämmernden, gänzlich hingegebenen, abgespannten Genießen in der Natur, in der gleißenden Fülle der Sonne, in Vergnügungen, am meisten aber in den Seligkeiten der Liebe. Ja, im Einzelleben sowohl wie im Volksleben hat die Ekstase, die Begeisterung, der Rausch, eine verjüngende Kraft. Zeitweilig steigt die Flut des Unbewußten, schäumt das Meer dunklen Gefühls, reißt alle strengen Grenzpfähle des Zweckmäßig-Nützlichen nieder. Und wenn diese Woge wieder in ihre dämonischen Tiefen zurückebbt, hat sie die köstlichen Perlen neuen Fühlens, verjüngten Denkens geboren.

Nur dem Philister, nur dem altgewordenen Volk graut vor diesem Übermächtigen. Ängstlich huschen sie an den Oberflächen und fürchten die Geister der Tiefe. Künstler aber und starke Menschen ringen mit dem Dämon. Zeitweilig werfen sie sich in die Flut und lassen sich tragen — hingegeben, aufgelöst, in ohnmächtig-widerstandslosem Genießen, in seligem Rausch — an neues Gestade. Apoll wich dem Dionysos.

Nur aus diesem Verwurzeltsein im Unbewußten kann der Künstler begriffen werden. Hier sitzen die raunenden Stimmen, die drängenden Gesichte, die wogenden Gefühle, aus denen sein Werk sich formt. Und in diesem Naturhaft-Dämonischen liegt's, daß der Künstler, der große, geniale Mensch, in allem Himmelsflug doch immer ein Sohn der Erde, „des Menschen Sohn," bleibt.

Das Wissen vom Leben und vom Wesen großer und ausgezeichneter Menschen gibt uns mehr Schlüssel zur Enträtselung der Menschennatur in die Hand, als die sogenannte experimentelle Psychologie. Ja, die von den gestrengen Herren der Wissenschaft so sehr verachtete Anekdote kann blitzartig und in köstlichen Farben das Bild eines bedeutenden Menschen malen. Denn in solchen Anekdoten birgt sich meist jener Anteil an jenem Unbewußten und Ursprünglichen, an dem das Genie so herrlich reich ist. Finden sich doch im Genie Tiefen und Höhen, Schatten und Lichter in so einzigartiger Vielgestaltigkeit zusammen, daß es in sich — wie in einem Brennpunkt — die ganze Menschennatur spiegelt und sozusagen eine tausendgliedrige menschliche Vielheit in einem einzigen grandiosen Menschenleben darstellt.

Das Genie (Plato, Leonardo, Goethe) verkörpert so recht eigentlich den großen ideellen Organismus der Menschheit. In ihm ist die Idee des Menschen konzentriert. In ihm sind Erde und Himmel vereint, das Urgeistige und die höchste Universalität. Darum bricht das tiefste Wesen, die großartige Idee des Menschen, immer wieder im Genie auf. Darum auch wirkt es wie ein Gewitter — gewaltig und erschütternd, wie der Urgeist Beethoven, der das Grollen der Erde und den Sang des Himmels in sich trug, voll erhabener Schönheit wie Goethe mit den „ewigen Augen" (Fig. 197), voll Heiterkeit wie Mozart, dem die Engel ihre Melodien anvertrauten, voll Macht und Weisheit, wie Moses, der Volksführer voll gottgegebener Kraft, voll schaffender Kraft wie Michelangelo, voll Mitleid und erkennender Güte wie Leonardo da Vinci.

Während die kleinen Geister, die Sondertalente auf allen Gebieten, auseinanderstreben und eifersüchtig sich gegenseitig überwachen, eifersüchtig gackernd auf dem Ei sitzen, das sie erbrütet haben, schauen die Großen, die Urgeister, die Jahrtausendmenschen nicht um sich, sondern in sich. Sie spüren den Strom der Ewigkeit in sich. Und darum liegt über ihrem Leben jene Weihe und Erhabenheit, die das Göttliche uns einflößt.

Der große chinesische Philosoph Laotse sagt: „Wer erreicht hat der Entäußerung Gipfel, behauptet unerschütterliche Ruhe. Alle Wesen miteinander treten hervor, und wir sehen sie wieder zurückgehen. Wenn sich die Wesen entwickelt haben, kehrt jedes zurück in seinen Ursprung. Zurückgekehrt sein in den

Ursprung, heißt ruhen. Ruhen heißt, die Aufgabe erfüllt haben. Die Aufgabe erfüllt haben, heißt ewig sein, das Ewige kennen, heißt erleuchtet sein."

Wo wir solch großen Menschenerscheinungen begegnen, den Weisesten auf der Erde, da ist die Tiernatur überwunden. Der Körper lebt nach den Gesetzen der Erde; aber die in die Ewigkeit blickende Seele hat den Kampf hinter sich. Sie schaut auf das Menschenleben wie in das Getriebe eines Ameisenhaufens, wo alles nur um Hunger und die Erhaltung der Gattung sich dreht. Sie ist über das Kleine und Kleinliche des Alltags hinausgewachsen. Sie hängt nicht mehr, wie Faust, an der Welt mit klammernden Organen. Sie atmet die Luft der Ewigkeit.

„In allen Wipfeln ist Ruh.
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde;
Warte nur — balde
Ruhest du auch."

Es ist der Mensch, den der Kampf des Tages im Innersten nicht berührt, der nicht seine Lebensmelodie durch Kleinigkeiten sich verstimmen läßt. Er behält die große Marschrichtung im Auge; denn unser Weg auf der Erde geht — nach Liliencrons schönem Wort

„. . . immerfort der Fackel zu,
dem Torfahrtlicht der ew'gen Ruh."

*

Ein harmonischer Mensch war der Dichter Milton, eine stille Erscheinung von hehrer Größe. Er war es, der mit der Kraft religiöser Überzeugung den Willen zu geistiger Freiheit, zur Selbstverantwortung lehrte. Darum baute er die Menschheitsidee zu der hochragenden und imponierenden Größe auf, die uns in Goethes „Faust" und — mit dem Leuchtglanz einer in prachtvollem Versgewand daherschreitenden Sprache — bei Schiller entgegentritt.

Wir sehen den harmonischen Menschen in der Königin Luise von Preußen, von der das wundervolle Wort stammt: „Das Gute in der Welt kommt von den Guten." Wir sehen ihn unter den Herrschern in Marcus Aurelius, in Wilhelm I. und einem seiner edelsten Paladine, dem männlich-schönen Großherzog Friedrich von Baden.

Wir sehen ihn in unvergleichlicher Schönheit und Größe in Goethe, dessen Leben ein einziger immerwährender Aufbau, ein bewußtes Ringen um Harmonie war, eine Vollendung und Erlösung, wie sie seit Plato oder Leonardo nicht wieder erlebt wurde. Und wir sahen den letzten großen harmoni-

schen Menschen in Rabindranath Tagore (Fig. 195) jenem seltsam leuchtenden, von innen her durchglühten Kopf, der aus der von Geheimnissen schweren Luft Indiens zu uns kam, ein Bild ausgereifter, wundersam vollklingender Menschlichkeit, ein Bild von Schönheit und Würde, wie es in unserem Zeitalter der Technik seltener und seltener wurde, um vielleicht im Triumph von Waffen und Maschinen ganz unterzutauchen.

*

Der harmonische Mensch wird von Allen geliebt; Allen wird er zur Sehnsucht. Ist er doch die menschliche Norm, das Ideal, das im innersten Herzen von der Schöpfung uns vorgeschriebene Ziel. Mögen die übrigen Formtypen in ihren Gegensätzen sich fliehen oder bekämpfen, der harmonische Mensch bringt Frieden, steht versöhnend, ausgleichend zwischen den Andern.

Nicht sein Ich wird ihm zum Inhalt des Lebens. Er lebt nicht für Orden und Dekorationen, für Ehrgeiz und Ruhm. Er will nicht gesehen, gelobt und in der Öffentlichkeit auf's Postament gestellt werden. Er ist der wahrhaft gebildete, der verinnerlichte, natürliche und bescheidene Mensch, der nicht in allen Dingen reflektiert, sondern instinktmäßig und mit einer natürlichen Vornehmheit, einem angeborenen Takte handelt. Es gilt von ihm das Goethewort:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

*

Das große und einzigartige Kulturwerk des Heims — wo könnte es schöner, glücklicher und beglückender entstehen, als unter der Hand eines harmonischen Menschen! Eben darin liegt ja das Harmonische, daß es seine Kraft in die Hauptsachen des Lebens gießt und zwischen den wesentlichen und den unwesentlichen Dingen des Lebens unterscheidet. Das Wesentliche aber liegt in der Seele. Darum vermag der harmonische Mensch vor allem in der Liebe und in der Ehe seine große und beglückende Seelenkraft zu entfalten. Die harmonischen Väter sind die frohe Erinnerung ihrer Kinder, die harmonischen Mütter die ganze Glückseligkeit und liebesschöne Innigkeit des Kindeslebens. Wenn sie auch nicht auf irgendeinem Gebiet des Lebens einen glanzvollen Namen erringen, so sind sie doch das „Genie des Herzens," dessen wunderseliges Erinnerungslied niemals im Leben der Kinder, der Nachlebenden, verklingt.

*

Hat der disharmonische Mensch beständig einen Kampf auszufechten mit den Gespenstern der Nervosität, die manchmal eine schwere Krankheit in sein Leben hineinzerren, so bleibt das heiter-glückliche, ruhig-ausgeglichene Leben des

Harmonischen eher von Krankheit verschont. Ist doch von vorn herein in ihm jener friedvolle Gleichklang, der nicht unnötig, nicht sinnlos wie beim Disharmonischen, Nervenkräfte verschleudert. Verletzungen, Wunden, Krankheiten — alles das heilt bei den Harmonischen auffällig schnell. Das große Heilmittel heißt bei ihnen: Ruhe. Wo sie ihren inneren Frieden wiederherstellen können, da wird auch ihr Körper mit seltsamer Elastizität über allerlei Schäden Herr. Nie brauchen sie starke Reize, nie Gewaltmaßnahmen. Ruhe, Liebe und eine sonnige Umgebung führen ihnen unsichtbar neue Kräfte zu.

Sie lieben das Schöne, für das sie einen natürlichen Geschmack besitzen, lieben die vornehm abgestimmten Farben, vor allem die Sonne und die Farben in der Natur. „Wie kann man leben, wo die Landschaft keine Farben hat," rief Goethe im sonnenlosen Winter.

*

Der harmonische Mensch begreift mit dem Herzen, wo Andere den Verstand und die Erfahrung brauchen. In ihm ist jener Rhythmus, der dem äußeren Leben das Gleichmaß, die Sicherheit gibt. Es ist wie Musik in ihm, wie ein leise tönendes Lied, das immerzu von Liebe singt. Ja, der harmonische Mensch liebt die Musik. Sie ist seine seelische Atmosphäre, wie es die Sonne, die Farben, die Güte, die Liebe sind. Er ist Idealist, nicht von jener verstiegenen Art, die bald himmelstürmend jauchzt, bald in den Abgrund des Zweifels stürzt. In ihm sind Idee und Wirklichkeit in sicherem Schritt vereinigt. Himmel und Erde grüßen sich in seinem Herzen. So — idealistisch und praktisch zugleich — war Leonardo, ein Philosoph und ein Techniker. So war Goethe, der die Iphigenie und den

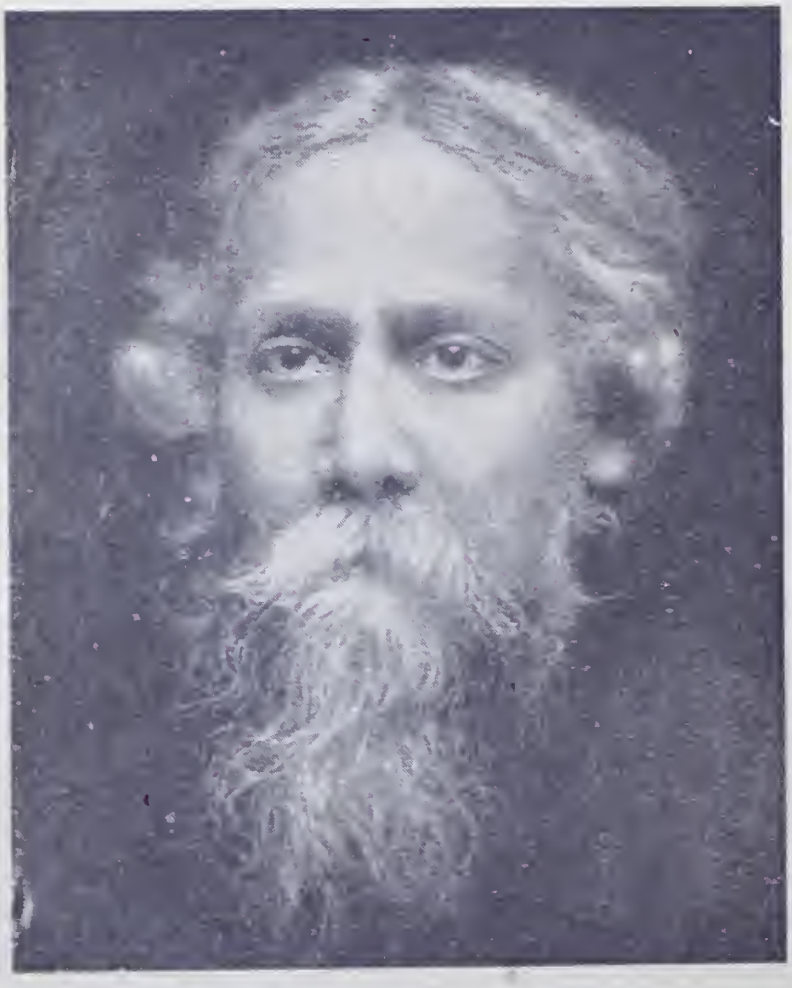


Fig. 195. Rabindranath Tagore, der indische Dichterphilosoph. Gefühlsreich-edler, harmonisch ausgereifter Kopf.

Tasso schrieb und seinen Garten mit Kohl bestellte. So — idealistisch und praktisch zugleich — war Graefe, der seine Wissenschaft mit seinem reichen Herzen in die dumpfen Stuben der Armen trug, war Ludwig Richter, war Jakob Grimm. (Fig. 196.) So ist Rabindranath Tagore, der im fernen Inderland Schulen baute und in der freien Natur lehrte. So endlich sind viele jener Mütter, deren Namen „kein Buch, kein Heldenlied" kündet, deren „Leistung" niemand zu nennen weiß, und in deren schlichter, stiller Liebe, in deren warmem, tiefem Madonnenauge doch das Gnadengeschenk einer gütig und selbstlos wirkenden harmonischen Seele liegt.

*

Widrige Lebensumstände, häßliche Umgebung, unruhvoll gejagte, disharmonische Menschen können solch harmonischen Grundton verdrängen, können die friedvolle Stille aus der Tiefe der Seele scheuchen. Vor allem tut das unsere Zeit — diese Zeit der Maschinen und Dividenden, der Transmissionen und der Rekords, unsere entgötterte und entidealisierte Zeit. Unruhe, Leid, Krankheit können die Harmonie verscheuchen und einen Menschen seelisch zerbrechen. Der harmonische Mensch ist selten und seltener geworden. Die Disharmonie gellt durch Völker und Menschen.

Eben darum aber ward auch in tiefster Seele die Sehnsucht geweckt. Wir wollen wiederfinden, was wir verloren. Je ärger die Zeit, je haßvoller die Menschen, je frecher der schäbige Materialismus sich über die Schönheitswelt der Kunst, über die beseligende Kunst der Religion, über die ewige Melodie der Natur wälzt, desto glühender steht das Ideal vor uns, das Ideal des harmonischen Menschen.

Nur selten ward es in einem Begnadeten lebendig, nur selten leuchtendschöne Wirklichkeit. Wir Andern ringen darnach. Der Idealmensch in uns, der liebereiche gottgewollte Mensch, will erlöst werden. Den Großen gilt es nachzueifern! Dies Streben zum Ideal ist das eigentliche und höchste Ziel aller Erdenwanderer. Nichts anderes ist, das uns glücklich zu machen

Fig. 196. Jakob Grimm. (1785—1863) Literatur- und Sprachforscher. Sammler deutscher Volksmärchen. Edler, harmonischer Kopf.

vermöchte. Alles ist vergänglich. Nur dieser Ewigkeitssang vom Schönen, dies Lied von der Harmonie, tönt immer, immer in der Menschenseele.

Darum müssen wir trachten — wie es Goethe tat — alle Organe, alle Kräfte des Körpers in gesundes Gleichgewicht zu bringen, Körperliches und Geistiges stets im Gleichmaß zu halten. Denken, Fühlen und Handeln sollen wie ein Akkord sein, ein schöner Dreiklang. Denn einseitiges Denken schafft den kalten Verstandesmenschen, den mitleidlosen Kritiker, den Pedanten, Nörgler, Theoretiker und Schematiker. Einseitiges Fühlen den kritiklosen Schwärmer, den uferlosen Träumer, den „Reiter auf dem Regenbogen," den unmethodischen, planlosen Tagedieb, den suggestiblen Massentypus, einseitiges Handeln, einseitige Willensentwicklung aber den brutalen Tatmenschen, den rücksichtslosen Draufgänger, die herrische Kommandonatur.

Je vollkommener das Gehirn organisiert ist, desto inniger greifen wohl Erkenntnis, Gemütsleben und Tat ineinander. Desto harmonischer, reifer, innerlich größer ist der Mensch. Wie hier das Gehirn zu einem höheren Ganzen verwoben ist, so entsteht auch in solchen schöngewölbten, allseitig gutentwickelten Köpfen ein vollkommeneres Weltbild, als in den primitiveren Schädeln.

Alle Einseitigkeit ist Disharmonie, am meisten aber diejenige, die — als bloßer Verstand oder nacktes Handeln — ohne Gefühl ist. Denn im Gefühl, im Mittelhirn, ruht das Leben in sich selber. Hier ist der Quell für Zufriedenheit und Glück. Das Mittelhirn, das Gemüt, ist der Sammelpunkt alles Seelenlebens überhaupt. Es reguliert unser Denken und Tun. Beide erhalten erst durch das Gemüt Maß und Ziel. Hier ist der Ausgleich aller Maßlosigkeit, hier der Schutz vor dem Gift des Zweifels und den Schrecken der Verzweiflung. Eingesunkene Mittelköpfe bergen den Zweifel, die Gemütskälte, die Leere. Gewölbte Mittelköpfe aber tragen irgend einen schönen Glauben, irgendeine frohe Zuversicht in sich. Von hier muß es ausstrahlen in die Region des Denkens und die des Tuns.

Es liegt im Wesen der Kräfte, daß die stärksten sich vordrängen. Wir Menschen streben meist in der Richtung unserer stärksten Anlagen. Solche Einseitigkeit wird zum Kardinalfehler des Lebens. Sie sondert ab, macht unharmonisch, verständnislos und einsam. Freilich läßt eine innere Stimme uns in der Freundschaft und in der Liebe den Gegensatz finden. Denn jede Kraft in uns ist nichts als ein Pol, der seinen Gegenpol sucht. Am sichersten finden wir ihn immer in andern Menschen.

So weckt Einer im Leben die schlummernden Kräfte des Andern, und so wächst Einer am Andern. Wer überreich an Gefühl ist, braucht neben sich den kritischen Denker. Diesen aber ergänzt wieder der daseinsfrohe Tatmensch. Ein Mensch allein ist immer ein Ton, dem zum schönen Akkord noch andere Töne feh-

len. Die aber erklingen nur in andern Menschen. Von jedem lernen wir etwas, von jedem wird etwas in uns aufgeweckt. Nur durch die Andern, nie durch uns allein, wachsen wir in die Harmonie hinein. Absonderung macht einseitig, lieblos, eintönig und arm. Schiller sagt: „Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, besäße jeder Einzelne die ganze Welt." —

Damit die Blicke auf dies Ziel gerichtet bleiben und wir uns nicht in die Enge der Verhältnisse, in die quälende Sorge des Augenblicks verlieren, brauchen wir Ideale, die wie Sterne hoch über dem qualvollen Alltag dem Leben voranleuchten. Nicht leicht ist der Menschen Schritt durch's Leben. An aller Materie klebt die Schwere. Aber doch ist's schön, zu wirken und zu schaffen. Wie sagt ein alter Spruch:

„Ich schlief und träumte,
Das Leben wäre Freude.
Ich erwachte und sah:
Das Leben war Pflicht!
Ich handelte und siehe:
Die Pflicht war Freude!"

Um so das Leben zu lieben, brauchen wir Ideale, erhabene Ideen, großangelegte Vorstellungen. Aus ihnen blüht die Hoffnung auf, jenes innere Leuchten der Seele, das uns in den Worten von Hieronymus Lorm beglückt, der — schon in frühen Jahren taub und blind, ein schon als Kind kranker Mensch — doch die herrlichen Verse schrieb, mit denen seine harmonische Seele sich über alles Elend des Leibes triumphierend erhob:

„Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Die Seele zu umfassen,
Ein unvernünftiger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen."

Im harmonischen Menschen lebt immer ein Stück jener idealen, ewigen und unzerstörbaren Welt, aus der der Mensch die Hoffnung und die Kraft zum Leben schöpft, jener lichterfüllten Welt, die über alle Gräber triumphiert.

Die großen Dichter, die harmonischen Jahrhundertmenschen sind es, die der heiligen Menschheitsidee die Treue wahren, die uns alle Quellen idealer Schönheit, alle Tiefen und Wahrheiten erschließen, die uns jenem glücklichen Zustand wahrer Freiheit entgegenführen, der nach Miltons Wort darin besteht, weise, gerecht, mäßig, tapfer und großmütig zu sein.

Schiller sagt: „Jeder individuelle Mensch trägt seiner Bestimmung nach einem reinen idealen Menschen in sich, mit dem übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist."

Diesen Idealmenschen, die Harmonie in uns selber, zu finden, braucht's ein Vorbild, braucht's den Führer. Wie läßt Goethe seinen Pylades sagen:

„Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet."

Zum Olymp hinauf! Zum Ideal!

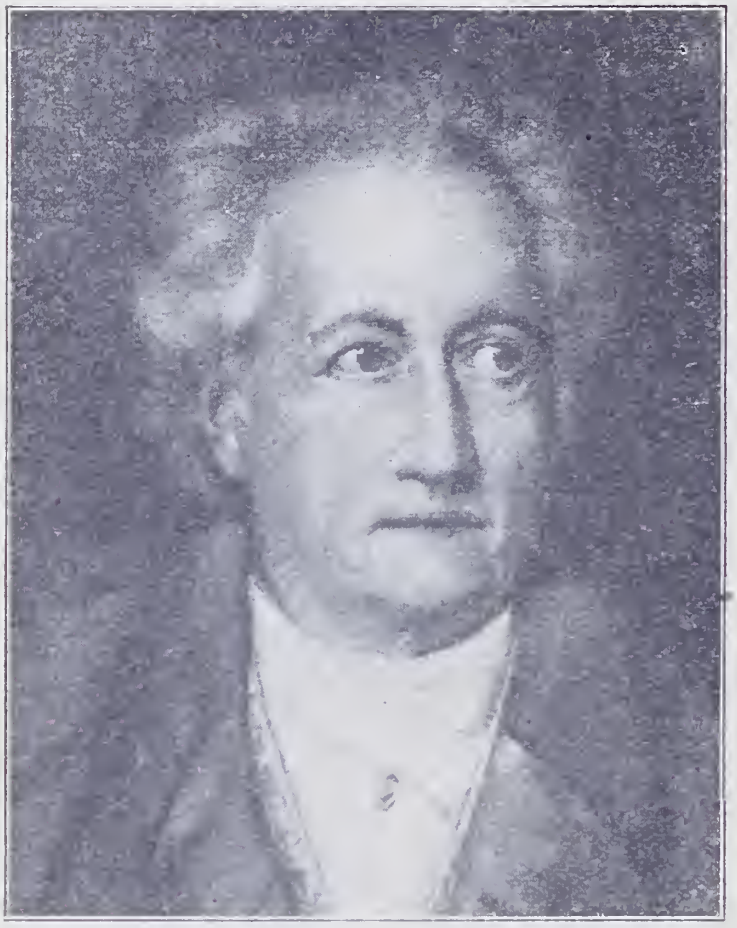


Fig. 197. Joh. Wolfgang von Goethe. Erhabenes Beispiel der herrlichsten Vollendung eines Menschenlebens.

Zwei Bilder der Harmonie stehen im Menschenleben: Das eine in der Kindheit, das andere im Alter. Das eine am Anfang, das andere am Ende. Manche Kindheit, manche Jugend ist erfüllt von Harmonie, von schöner Heiterkeit, von Gesundheit und beglückenden Idealen. Mancher Mensch regte so die Flügel zum prächtigen Flug.

Das Leben lähmte sie. Es brachte Krankheit, Leidenschaft und Irrtum. Aber eine neue Harmonie wird gefügt, aus Leid und Erkenntnis geboren. Sie steht am Ende, ist der Sieg des Geistmenschen über den Stoffmenschen, ist der Gral, der in der eigenen Brust erglüht.

Nur dürfen, soll solcher Sieg erfochten werden, die Ideale nie verglühen. Wir müssen, um mit Schillers Wort zu reden, die Achtung bewahren vor den Träumen unserer Jugend. Führt uns der Dämon auch durch allen Schmutz des Alltags, peitscht er auch Leidenschaften in uns auf, führt er uns durch Spott und Gelächter der Menschen — der Traum unserer Jugend muß vor uns herschreiten: ein leuchtendes Erinnern, ein glückliches Verheißen, ein Stern, der über unserem Leben steht. Und im Herzen darf Nietzsches stolzes Wort nicht verklingen: „Wirf den Helden in deiner Brust nicht weg!"

*

So ist dies Buch den Weg durch die Menschen gegangen — sehend und erkennend. Von den untersten Formstufen bis hinauf zur ausgereiften Schönheit,

zur leuchtenden Seelengröße des harmonischen Menschen, hat das Auge gelernt, zu schauen, haben wir die Vielgestaltigkeit, die bunte Mannigfaltigkeit der Formen an uns vorüberschreiten lassen. Eine endlose Pilgerschar — so ziehen die Menschen ihre Straße, lächelnd die einen, leidvoll die andern, alle aber doch von innen her geführt vom großen Menschheitsideal, in den Augen ein Schimmer von jenem „unvernünftigen Sonnenglanz", den wir Hoffnung nennen.

Wenn du Menschenkenner sein willst, so sei wahr und gerecht — aber nimm keinem die Hoffnung! Sieh! wir alle träumen von einem Paradies, von dem ein seliges Erinnern uns erzählt. Sei gütig! Zerstöre nicht der Menschen allerschönsten Traum! Ein Gottesfunke glüht in jedem, ein Sehnen nach dem Guten. Trage nicht Mißachtung in dein Urteil hinein! Alles Wissen soll nur die Zauberkraft des Herzens mehren, soll verstehend das Lied der Liebe wecken, das aus Schillers erhabenem Worte tönt:

„Vom Menschen, o Mensch,
Kannst du nicht groß genug denken,
Und wo du's vermagst,
Da reich' einem jeden die Hand!"

Verzeichnis
der Bildnisse und Zeichnungen.

B = Bildnis. Z = Zeichnung.

Figur		Seite
1	Z. Wasserkopf	17
2	B. Alexander von Humboldt	17
3–5	Z. Maßverhältnisse des Körpers	19
6	Z. Schädel Raffaels	21
7	Z. Triebhafter Kopf	21
9–11	Z. Kindliche, weibliche und männliche Stirnform	29
12	Z. Kohlkopf	30
13	Z. Rose	30
14	Z. Meerfisch	31
15	Z. Gazelle	31
16	B. Goethe	38
17	Z. Negerkopf	38
18	B. Richard Wagner	39
19	B. Knidische Aphrodite	43
20	B. Diskuswerfer	44
21	B. Hindenburg	48
22	Z. Hardenberg-Novalis	48
23	Z. Frauenhals	51
24	Z. Männerhals	51
25	Z. Hals eines Athleten	53
26	Z. Julius Cäsar	53
27	Z. Gemeiner Frauentypus	54
28	Z. Dürrer Hals	54
29	Z. Hals Raffaels	56
30	Z. Männlicher Hals	56
31	Z. Kropfhals	57
32	Z. Welker Hals	57
33	Z. Stolzer Kopf	60
34	Z. Schiefer Kopf	60
35	Z. Römische Plastik	62
36	Z. Ästhetischer Frauenkopf	63
37	Z. Fetter Rücken	64
38	Z. Aphrodite	65
39	Z. Hagerer Rücken	65
40	B. „Mutter"	68
41	B. Venus von Milo	70
42	Z. Kasseler Apollon	71
43	Z. Hottentottin	72
44	Z. Üppige Brust	72
45	Z. Schlemmer	74
46	B. Diskuswerfer	75
47	B. Venus von Francia Bigio	76
48	B. „Mutter"	77
49	Z. Frauenarm	83
50	Z. Männerarm	84
51	Z. Runde Stirn	87
52	Z. Geradlinige Stirn	87
53	Z. Elementarer Arm	87
54	B. Badende Aphrodite	88
55–56	Z. Elementare Hand	95
57	Z. Praktische Hand	97
58	Z. Eckiger Hinterkopf	98
59	Z. Eckige Fingerspitzen	98
60	Z. Logischer Kopf	101
61	Z. Denkerhand	101
62	Z. Hand des Hl. Augustin	102
63	Z. Weiblicher Kopf	104
64	Z. Gefühlshand	104
65	Z. Hände von Stephan Sinding	107
66	B. Hände der „Mona Lisa"	108
67	B. Hände der „Saskia"	108
68	Z. Ästhetischer Typus	109
69	Z. Ideale Hand	109
70	B. Hand Albrecht Dürer's	111
71	Z. Dürre Krallenhand	121
72–77	Z. Daumenformen	125
78	Z. Freigebige Hand	129
79	Z. Sparsame Hand	129
80–81	Z. Fingerspitzen	131
82	Z. Konische Finger	131
83	Z. Knotenhand	131
84	Z. Starke Handberge	134
85	Z. Schwache Handberge	134
86	B. Hermes von Antikythera	138
87	B. Aphrodite Kallipygos	140
88	Z. Plumpes Bein	141
89	Z. Negerbein	141
90	Z. Knie des Apoxyomenos	143

Figur		Seite
91	Z. Männlicher Fuß	145
92	Z. Weiblicher Fuß	145
93	Z. Athletischer Fuß	147
94	Z. Elementarer Fuß	147
95	Z. Plattfuß	147
96	Z. Griechischer Fuß	147
97	Z. Kraftvoller Fuß	148
98	B. „Lebensfreude"	149
99	Z. Elegante Schuhe	150
100	Z. Einfache Schuhe	151
101 – 102	Z. Gehirnentwicklung	163
103 – 104	Z. Elementarmensch	169
105	Z. Kopf des Schimpansen	170
106	B. Sudanese	171
107	B. Skythe	174
108	Z. Schlemmer	178
109	Z. Ernährungsmensch	178
110	Z. Falstaff	179
111	Z. Rumpftypen in der Natur	180
112	Z. Rundschädel	188
113	Z. Gemütvoller Frauentypus	190
114	Z. Ernährungs- und Gefühlsmensch	194
115	Z. Bonvivant	196
116	Z. Falstaff	198
117	Z. Rumpfmensch	207
118	Z. Bierstudent	208
119	Z. Preisboxer	209
120	Z. Langschädel	211
121	B. Der borghesische Fechter	213
122	Z. Gliedertypen in der Natur	214
123	Z. Indianer	215
124	Z. Offizier-Typus	217
125	B. Götz von Berlichingen	217
126	B. Condottiere Colleoni	218
127	B. Knidische Aphrodite	225
128	B. Gefühlsreicher Frauenkopf	230
129	B. Lilli Lehmann	235
130	B. Rosa Poppe	235
131	B. Hedwig Dohm	236
132	Z. Marie Stritt	236
133	Z. Gefühlsbetonter Männerkopf	239
134	Z. Robert Schumann	239
135	Z. Clara Schumann	239
136	B. Apollino	240
137	Z. Raffael Sanzio	241
138	B. Stefan Sinding „Nacht"	243
139	Z. Mädchentorso	248
140	Z. Verstandesmensch = Immanuel Kant	249
141	Z. Empfindungsmensch	249
142	Z. Kurznasengesicht	250
143	Z. Langnasengesicht	250
144	Z. Realer Kopf	253
145	Z. Idealistischer Ideenmensch	253
146	Z. Großhirnmensch	254
147	Z. Empfindungstypus	254
148	Z. Empfindungstypen in d. Natur	256
149	Z. Hardenberg-Novalis	262
150	Z. Jakob Böhme	262
151	Z. Annette von Droste Hülshoff	266
152	Z. Fritz Reuter	266
153	Z. Maximilian Harden	268
154	Z. Ignaz Paderewsky	268
155	Z. Gelehrter	273
156	Z. Ideologe	273
157	Z. „Los vom Manne!"	274
158	Z. Großhirntypus	275
159	B. Leo Tolstoi	275
160	Z. Ästhetischer Typus	277
161	Z. Pedant	290
162	B. Michelangelo	293
163	Z. Christuskopf	294
164 – 165	Z. Disharmonie	295
166 – 169	Z. Disharmonie	296
170 – 171	Z. Stirnfalten	300
172	Z. Disharmonischer Kopf	300
173	Z. Otto von Bismarck	301
174	Z. Friedrich der Große	301
175 – 178	Z. Disharmonische Köpfe	302
179	Z. Levine-Nissen	307
180	Z. Alexander Borgia	307
181	B. Friedrich Nietzsche	311
182	Z. Massenmensch	322
183	Z. Geistesmensch	322
184 – 187	B. Massentypen	324
188	Z. Profilloser Kopf	325
189	Z. Scharfes Profil	325
190	B. Apollon von Belvedere	330
191	B. „Ruhende Venus" von Giorgione	331
192	Z. Harmonische Dreiteilung	331
193	Z. Albrecht von Graefe	334
194	Z. Christian Rauch	334
195	B. Rabindranath Tagore	342
196	Z. Jakob Grimm	343
197	B. Goethe	346

Menschengestalt und Charakter.

Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis.

I. Band. Von Emil Peters. I. Band.

VIII und 368 Seiten Großoktav = Format 24 × 16 cm. Mit 385 Abbildungen.

Nur gebunden: in **Halbleinen** Mk. 16.—, **Ganzleinen** Mk. 18.—, **Geschenk-Ausgabe** in **schwerem Doppelleinen**, mit einem Bildnis des Verfassers, Mk. 20.—. Alle Ausgaben sind auf holzfreiem Illustrationspapier in hervorragender Klarheit gedruckt. **400 Exemplare dieser Auflage in Halbleder sind vom Verfasser eigenhändig numeriert und signiert und kosten als Liebhaberausgabe** Mk. 30.— (Goldmark).

Inhalt:

1. Kapitel: Form und Wesen. Zur Einführung in die Menschenkenntnis.
2. Kapitel: Wie der Menschenkenner sehen muß.
3. Kapitel: Geschichte der Menschenkenntnis. (Mit 12 Bildern.)
4. Kapitel: Was der Menschenkenner sehen muß.
5. Kapitel: Körperform und Kopf. Größenverhältnis und Modellierung. (Mit 10 Bildern.)
6. Kapitel: Der Schädel und seine Organe. Mit 32 photographischen und zeichnerischen Darstellungen.
7. Kapitel: Die Gemütssinne und das Gefühlsleben. Mit 50 Bildern nach Photographien und Originalzeichnungen.
8. Kapitel: Die Verstandeskräfte. (Mit 34 Abbildungen nach Photographien und Originalzeichnungen.)
9. Kapitel. Das Charakterbild. (Mit 36 Abbildungen.)
10. Kapitel: Die Betrachtung des Kopfes von oben. (20 Bilder.)
11. Kapitel: Praktische und unpraktische Köpfe. Geistige oder körperliche Interessen. — Wissenschaftliche oder praktische Berufe. — (Mit 26 Bildern.)
12. Kapitel: Das Gesicht und seine Maßverhältnisse. (Mit 7 Bildern.)
13. Kapitel: Das Profil. (Mit 6 Zeichnungen.)
14. Kapitel: Das Kopfhaar. (Mit 7 Bildern.)
15. Kapitel: Die Augenbrauen. (Mit 13 Zeichnungen.)
16. Kapitel: Das Auge. (Mit 27 Zeichnungen und Photographien.)
17. Kapitel: Die Nase. (Mit 48 Bildern und Zeichnungen.)
18. Kapitel Der Mund. (Mit 27 Bildern und Zeichnungen.)
19. Kapitel: Das Kinn. (Mit 17 Bildern und Zeichnungen.)
20. Kapitel: Die Wangen. (Mit 5 Bildern und Zeichnungen.)
21. Kapitel Das Ohr. (Mit 9 Bildern und Zeichnungen.)
22. Kapitel: Vom Gesamtbild der Persönlichkeit.

Gegen Voreinsendung des Betrages (Postscheckkonto Volkskraft-Verlag Stuttgart 17742) oder Postnachnahme sind diese Bücher zu beziehen durch:

Volkskraft-Verlagsbuchhandlung, Konstanz (Bad.)

oder jede gute Buchhandlung.

Bücher von Emil Peters.

Man bestelle direkt beim

Volkskraft-Verlag Konstanz (Postscheck Stuttgart 17742)

oder in einer guten Buchhandlung.

Strahlende Kräfte.

Wege zu Glück und Erfolg durch Charakter-, Willens- und Menschenbildung.

Von **Emil Peters.**

11.—25. Tausend. Mit Titelbild von Fidus. Karton. Mk. 4.—, vornehm gebunden Mk. 6.50, Geschenkband mit Goldschnitt und Goldpressung Mk. 7.50

Kranke Seelen.

Wege des Lebens für die Einsamen und Unverstandenen, die Ruhelosen und Nervösen, die Unzufriedenen, Unglücklichen und Seelenleidenden.

Von **Emil Peters.**

Mit einem Bilde des Verfassers. Buchschmuck von Prof. R. Pfeiffer. Geheftet Mk. 4.—, kartoniert Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.50

Die das Glück suchen ...

Brücken von der sichtbaren in die unsichtbare Welt und in die geheimen Lebensgesetze der Seele.

Von **Emil Peters.**

Geheftet Mk. 5.—, vornehm gebunden Mk. 7.—, als Geschenkband mit Goldschnitt Mk. 8.—

Vom mutigen Leben

Selbsterziehung durch unbekannte Gedankenkräfte.

Von **Emil Peters.**

Geheftet Mk. 2.50, kartoniert Mk. 3.—, vornehm gebunden Mk. 4.50, in Ganzleinen mit Goldschnitt Mk. 5.50

Kinderzeit!

Fröhliche Erziehung. Von **Emil Peters.**

Ein einzigartiges Erziehungsbuch, das überall den trockenen Ton vermeidet. Es ist aus unmittelbarem Leben heraus geboren, und darum wird es allen Eltern willkommen sein, die ihre Kinder lieben.

Geheftet Mk. 3.—, kartoniert Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

Geschenkbücher für liebe Menschen!

Frauenleben · Frauenliebe.

Ein Lebensbuch für Mann und Weib.

Von **Emil Peters.**

Mit 4 Kunstblättern von St. Sinding und A. Lewin-Funke.

Geheftet Mk. 6.50, kartoniert Mk. 7.50, gebunden Mk. 8.50, als Geschenkband auf feinem, holzfreiem Papier gedruckt, gebunden mit Goldprägung und -schnitt im Schutzumschlag Mk 9.50

Das Buch ist wie eine führende Hand für jedes Menschenleben und ein einzigartiges Geschenk für Mann und Weib.

Menschen in der Ehe.

Ein Buch von glücklichen und unglücklichen Ehen.

Von Emil Peters.

Geheftet Mk. 3.50, kartoniert Mk. 4.—, gebunden Mk. 6.—, als Geschenkband auf feinstem, federleichtem Papier gedruckt, vornehm gebunden, mit Goldschnitt Mk. 6 50

Schaffende Menschen!

Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben u. Arbeit.

Von Emil Peters.

Geheftet Mk. 4 —, vornehm gebunden Mk. 6.—

Es macht Mut und gibt Hoffnung. Wer vorwärts kommen und den Erfolg meistern will, kann an diesem Buche nicht vorübergehen.
Sechs große Grund- und Lebensfragen finden in 26 Kapiteln eine gedankentiefe, meisterliche Darstellung in „Schaffende Menschen".

Arbeit, Kraft und Erfolg!

Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen.

Geheftet Mk. 3.50, vornehm gebunden Mk. 5.50

Von Emil Peters.

Jugend, Liebe und Leben.

Körperliche, seelische und sittliche Forderungen der Gegenwart.

Von Emil Peters.

Geheftet Mk 2.50, kartoniert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—

Nicht mehr nervös ist, wer sein Leben einrichtet nach dem praktischen Lebensbuch von Emil Peters:

Der nervöse Mensch.

Sein Leben, seine Leiden, sein Weg zu starken Nerven.

Dies Buch ist ein Kapital für jeden nervösen Menschen.

Preis: geheftet Mk. 3 50, kartoniert Mk. 4.—, geb Mk. 6.—

Eine unentbehrliche Ergänzung des Werkes „Menschengestalt und Charakter" ist das Buch:

Menschenkenntnis durch die Handschrift

Lehrbuch zur praktischen Ausübung der Graphologie.

Von Magdalene Ivanovic.

Mit 173 graphischen Handschriftdarstellungen.

Geheftet Mk 3.50, zum Dauergebrauch Mk. 5 50

Die Handschrift ist der zuverlässigste Maßstab zur Beurteilung des Charakters, der Denkweise und der Handlungen eines Menschen.

Die Preise sind Grundzahlen (Goldmarkpreise).
Gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme zuzüglich Versandkosten sind diese Bücher direkt zu beziehen von der

Volkskraft-Verlagsbuchhandlung Konstanz (Baden)

Postscheckkonto Stuttgart 17742. — Ausführlichere Preisverzeichnisse kostenlos.

GETTY RESEARCH INSTITUTE